Japanische
märchen und
sagen

E 21 .H34

E 41654

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Japanische Märchen und Sagen

Von

Dukes Brauns

Professor an der Universität Halle

Leipzig

Verlag von Philipp Reclam jun.

[illegible]

Japanische Märchen und Sagen

Gesammelt und herausgegeben
von
David Brauns,
Professor an der Universität Halle.

Diese Sammlung von japanischen Märchen und Sagen soll in einfacher, leicht verständlicher und zugleich ungefälschter Darstellung die ganze Sagen- und Märchenwelt der Japaner unserem Volke vorführen und erschließen; sie soll damit erstens einen richtigen und tieferen Einblick in das Wesen jenes fernen Inselvolkes, das uns doch geistig von Tage zu Tage näher rückt, gewähren, zweitens aber auch ein echtes und ursprüngliches Material an Märchen und Sagen unserer Nation zu eigen und zu einer Quelle des Genusses machen.

Es ist also mit derselben ein wahres Volksbuch beabsichtigt, das aber nicht minder denen, welche die Mythologie der verschiedenen Völker zum Gegenstand ihrer Forschungen gemacht haben, befriedigende Aufschlüsse und verläßliche Auskunft gewähren soll. In der befolgten Methode, in dem Streben nach Vollständigkeit, nach schlichter Popularität und nach Correctheit mußte der Verfasser sich daher ganz den für alle Zeiten mustergiltigen Arbeiten der Brüder Grimm anschließen, deren Andenken denn auch das — gerade im Jahre ihrer Säcularfeier erscheinende — Werk in dankbarer Verehrung gewidmet ist. Was diese unsterblichen Forscher auf dem Gebiete der deutschen Mythologie geleistet, dem sollte bei der Bearbeitung des fremdländischen Stoffes pietätvoll nachgestrebt werden.

Daß wirklich volksthümliche Ueberlieferungen irgend eines Volkes eine ungleich werthvollere geistige Kost abgeben, als die seit dem Erscheinen der Grimm'schen Werke bei uns wieder so sehr beliebt gewordenen „Kunstmärchen", möchte kaum zu bestreiten sein, und demzufolge versagt auch Niemand mehr den Bestrebungen seine Sympathie, welche die Märchen und Sagen fremder Nationen bei uns heimisch machen wollen. Die der

Fortsetzung auf S. 3 des Umschlages.

Digitized by Google

Japanische
Märchen und Sagen

Gesammelt und herausgegeben

von

David Brauns
Professor an der Universität Halle

Leipzig
Verlag von Wilhelm Friedrich
K. Hofbuchhändler
1885

Digitized by Google

GR340
B7

Digitized by Google

Dem Andenken

der

Brüder Grimm

in hoher Verehrung

zu ihrer Säkularfeier

gewidmet.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Vorwort IX

Märchen.

Momotaro 3
Jiraiya 9
Die dankbaren Füchse 13
Die Fuchshochzeit 15
Der Sperling mit der durchschnittenen Zunge 17
Die Spatzenhochzeit 23
Des Tanuki Scherflein 25
Die Krabbe und der Affe 29
Der Hase und der Tanuki 33
Der neidische Nachbar 38
Der Wunderkessel 43
Der bestrafte Verrath des Tanuki 46
Schippeitaro 50
Kätzchens Entführung 54
Der Glühwurm 57
Uraschimataro 59
Die Qualle 64
Mosoo 68
Kwakkiyo 70
Oschoo 72
Das Mädchen mit dem Holznapfe 74
Die Warze und die Kobolde 78

Fabeln.

Die Ratten und ihr Töchterlein 85
Der Steinhauer 87
Die beiden Frösche 91
Der Affe und sein Herr 92
Die Seeschnecke 93
Der giftige Fisch 94

Göttersagen.

Isanagi und Isanami 97
Ukemotschi 103
Amateraſu und Sosanoo 106
Sosanoo und Inada 112

Seite

Itakeru 115
Okuninuschi 116
Die Gesandtschaften des Himmels und das Ende der Regierung Okuninuschi's auf Erden 127
Ninigi 134
Hohodemi 138
Die glückseligen Inseln des ewigen Lebens 146
Tanabata und Inkai 152
Der Erdbebenfisch 154
Die sieben Glücksgötter 155
Marischiten 162
Herbst und Frühling 163
Die Gottheiten der Lutschu-Insulaner 167
Die Stammmutter der Ainos 167

Heldensagen.

Jimmu Tenno, der erste Kaiser von Japan 173
Jimmu's Söhne 178
Kaiser Suinin 180
Yamatodake 185
Jingo Kogo 194
Ojin Tenno und seine Söhne 199
Kenzo und Ninken, Itschinobe's Söhne 206
Masakado 209
Das Schwert des Fuchses 211
Koremotschi 213
Yoschiiye 215
Yorimasa 216
Raiko und Watanabe 217
Kintoki 220
Tametomo 222
Yoritomo 225
Nawozane 231
Yoschinaga 233
Yoschitsune und sein getreuer Benkei 235
Sui Tengo 242

Geschichtliche Sagen.

Die Besiedelung Japans durch chinesische Auswanderer . 247
Die Thonfiguren auf den Grabhügeln der Fürsten . . . 248
Die Aufzeichnung der alten Geschichte Japans 251
Nakakuni 253
Nitta Yoschisada 255
Der Oschidori 259
Die wunderbaren Schicksale Hangwan's und der Terute . 268
Danzayemon, der erste Häuptling der Yeta 282
Der Glockenpfuhl von Konodai 285
Die Belagerung von Ogaki 289
Yui-Tschosetsu 292

Legenden.

Das Erscheinen Buddha's und die Ausbreitung des Buddhismus in Japan 301

Seite

Schotoku-Daischi und das Meerweib 303
Jikaku 304
Tsurayuki 306
Die Glocke von Miidera 307
Kakeligo 308
Nitschiren 310
Der Priester Domei 311
Jhatschi 312
Die fromme Nonne 314
Schiunsei 314
Der Christenbekehrer 315
Sankei 316
Teoyo und die Frösche 317
Woschida Seoyemon sieht seine verstorbenen Eltern im Traum 318
Die Bannung des bösen Geistes auf der Brücke von Tschitta durch Kouschi 319
Der Kirin oder das Einhorn 320
Die Nio oder riesigen Tempelwächter 321
Peirun 322
Die Nothhelfer 324
Die geköpften Bildsäulen Buddha's 325

Nationalsagen.

Der Fuji-Yama und der Biwa-See 329
Tawaratoda 331
Der Baum am Mondflusse 332
Joo und Uba 333
Der Mineralquell am Tatoyama 334
Der Gesundbrunnen von Arima. 336
Kiohime 337
Das Mädchen von Unnai 342
Raitaro 346
Das Federkleid 349
Der Kesselpfuhl bei Numadzu 350
Die Kinderseelen im Flußbette bei Odawara 351
Der Hakone-See 352
Der Teich der geschwollenen Füße 352
Denksteine der pflichtgetreuen Söhne 353
Schlangen der Göttin Benten 355
Die Weide von Mukoschima 358
Die Salzpfannen von Schiogama 360
Tamura-Maro und das Siegesdenkmal bei Morioka . . 361
Der Nebelberg von Dewa 362
Die Gespenster von Umu auf der Insel Sado 363
Die Höhle von Hiye 364
Yoschibe's Gedenkstein bei Schimonoseki 365
Der Tempel von Tomo 366
Luwen 366

Gespenstersagen und Verwandtes.

Die spukenden Füchse im Moor 371
Die gespenstische Füchsin 375

Seite

Die Vampyrkatze 378
Der geſpenſtiſche Tanuki 381
Der Jäger und die Affen 384
Der treue Kater 386
Prinz Yaſchima und ſeine Gattin 388
Die Rache des Affen 390
Die Rache der Schlange 391
Die ſpukende Schlange 392
Der Thierquäler 393
Beſtrafung der Mißhandlung von Pferden 394
Beſtrafter Pferdeknecht 395
Der Rattenbiß 395
Der Schuldner als Hund 396
Bekehrter Geizhals 397
Der Habgierige 399
Inari Sama 401
Das Schiffsgeſpenſt 402
Kappa und Jinrikiſcha-Mann 403
Das Sichel-Itatſchi 404
Der Oni und die Flüchtlinge 405
Tengu und Knabe 406
Die Erlengeſpenſter 407
Schojoo 407
Der Wiedererſtandene 408
Der Mann an der Felswand 409
Der Schädel 410
Wiedergeborener Gläubiger 411
Ein Geſpenſt auf dem Friedhof 412
Miura Takeſchi 413
Zenroku 415
Das Geſpenſt von Sakura 416
Iwama Kanzayemon 422
Wunderbare Beſtrafung eines Mordes 423
Herrn Kamon's Söhne 425
Herr Aſai 425
Mima Saidſauro 426
Iya Gozayemon 427
Aoyama 428
Der Wechſelbalg 429
Tajima Schume und der Prieſter 430
Die Rache eines verlaſſenen Mädchens an dem Treuloſen . 433
Das Gottesurtheil 434
Yaſumaſa 435
Der Wahrſager 437

Vorwort.

Eine Sammlung japaniſcher Märchen und Sagen iſt gewiß in mehr als einer Beziehung berechtigt, das Intereſſe der europäiſchen Leſerwelt in Anſpruch zu nehmen. Zuvörderſt ſind dieſelben für den Ethnologen ſowohl als für das Publikum im allgemeinen ein geradezu unentbehrliches Hülfsmittel, den Charakter, die Denkart und die Veranlagung des japaniſchen Volkes kennen zu lernen. Nicht nur der Stoff, auch die Art der Behandlung der mythiſchen Traditionen, ſelbſt ſolcher, die von Haus aus nicht dem eigenen Boden entſtammen, ja ſchon die Auswahl der wirklich populär gewordenen Objekte giebt ohne alle Frage eine der beſten Handhaben für die Beurtheilung eines Volkes ab. Die ſittlichen Anſchauungen deſſelben, ſeine Gefühls- und Geſchmacksrichtung liegen ungleich klarer vor uns, ſobald wir ſeine volksthümlichen Ueberlieferungen kennen; ohne dieſe Kenntniß aber geht uns immer ein gutes Stück ſeines Charakters verloren.

Aber ſelbſt ohne alle Rückſicht auf die ethnologiſche Bedeutung der hiermit dem Publikum gebotenenen Sammlung iſt ſie ſicherlich ſchon an und für ſich der Beachtung werth. Der Genuß, welchen uns die phantaſiereichen, oft anmuthigen, oft ergreifenden Märchen und Sagen des Orientes immerdar bereiten, wird gewiß auch manche der japaniſchen Mythen zu Lieblingen von Jung und Alt machen, und es möchte nicht zu viel behauptet ſein, daß unſere Leſerwelt vorausſichtlich gern aus dieſem friſchen Borne ſchöpfen werde, der uns bisher wenig bekannt war.

Will man indeſſen das Vergnügen, das die abenteuerlichen Gebilde der Phantaſie eines fernen Volkes uns zu verſchaffen vermögen, minder hoch in Anſchlag bringen, ſo ſind doch die japaniſchen Mythen unbedingt für das Studium der vergleichenden Mythologie von Wichtigkeit. In dieſer Hinſicht verleiht ſchon die eigenthümliche Lage Japans und die Stellung, welche ſeine Bewohner den Kulturerſcheinungen des öſtlichen Kontinentes gegenüber einnehmen, den mythiſchen Erzählungen derſelben eine gewiſſe Bedeutung. Nicht ohne Ueberraſchung wird man gewahr, daß ſich manches in jenem äußerſten Winkel der alten Welt erhalten hat, was auf dem Kontinente verrieben und verblichen iſt; und wenn dieſe Dinge in Japan vielfach umgemodelt und auf urwüchſige, uns fremdartige Erſcheinungen aufgepfropft erſcheinen, ſo thut dies doch den engen Beziehungen zu den übrigen Ländern des oſtaſiatiſchen Kulturkreiſes keinen Eintrag, und dieſe Beziehungen ſind vielleicht nur um ſo intereſſanter, als eine Raſſenidentität und eine Gemeinſamkeit oder wahre Verwandtſchaft der Sprache durchaus nicht vorliegt. Wie nun alle ſonſtigen Kulturzweige, ſo weiſen auch die Sagen zu einem großen Theil auf einen hohen Grad von Abhängigkeit hin, in welchem Japan ſeit unvordenklichen Zeiten von den benachbarten Theilen des aſiatiſchen Feſtlandes geſtanden haben muß.

Ganz beſonders gilt dies von den Götterſagen und älteren Heldenſagen, und wenn wir dieſe näher betrachten und analyſiren, ſo finden wir, wie ſchon lange vor den buddhiſtiſchen Importen naturreligiöſe Ueberlieferungen von Korea und China nach Japan gedrungen ſein müſſen, welche im Verein mit den autochthonen Vorſtellungen, mit dem urheimiſchen Ahnenkultus, jenes eigenthümliche Produkt, den Schintoo und ſeine Sagenkreiſe ſchufen, deren Verſtändniß in Europa noch äußerſt mangelhaft genannt werden muß. Auf dieſen Punkt werfen nun gerade die Sagen und Märchen der Japaner weſentliche, ja unentbehrliche

Schlaglichter. Es ist allerdings nicht möglich, hier auf die vergleichend-mythologischen Erörterungen einzugehen, zu welchen diese Sagen und Märchen in reichem Maße Veranlassung geben, vielmehr habe ich, theils um gegenwärtige Schrift nicht allzu umfangreich werden zu lassen, theils um sie dem Volke einschließlich der Jugend durchweg verständlich und zugänglich zu erhalten, alle derartigen Auseinandersetzungen auf ein später zu edirendes, ergänzendes Werk über die Mythologie der Japaner aufgespart. Darauf möchte ich jedoch in aller Kürze hinweisen, daß manche der Sagen mit ihren Wurzeln tief in den indochinesischen Kulturkreis hineinreichen, daß aber namentlich sich zwei Wege ergeben, auf denen von Südkorea aus sich solche Sagenkreise nach Japan verbreiteten, über Idzumo und über Kiuschiu oder, wie der alte Name dieser Insel lautet, über Tsukuschi. Diese Sagenkreise begegneten sich dann in Yamato und verbreiteten sich von dort aus vereint weiter nach Osten. In mancher Beziehung tritt der Charakter dieser Sagen als Produkte einer Naturreligion um so deutlicher hervor, je näher wir dem Ort und dem Zeitpunkte der Einführung treten; je weiter man sich davon entfernt, desto mehr verschwimmen jene Züge in den eigentlich volksthümlichen Charakter des reinen Ahnenkultus, das heißt der mit hoch gesteigertem Gespensterglauben Hand in Hand gehenden Verehrung der persönlichen Vorfahren. Schon hierdurch wird uns die Thatsache vor Augen geführt, daß jenem urwüchsigen Seelenkultus nur in zweiter Instanz, so alt immerhin diese Phase des Schintoo sein mag, das Dogma hinzugefügt wurde, daß zu den persönlichen Vorfahren eines jeden Japaners Gottheiten zu rechnen sind, welche im Grunde nichts andres als personificirte Naturmächte darstellen, und unter denen die Sonnengöttin Amaterasu oder Tenjodaijin als Stammmutter des Herrschergeschlechtes die hervorragendste Rolle spielt. Hierdurch erklärt sich denn auch, wie

der Schintoo ſchließlich zu einer das Gemüth wenig befriedigenden Staatsmaſchinerie ſich ausbildete, bei welcher die alten, gemüthvolleren Seiten des Ahnenkultus mehr in den Hintergrund treten.

Die Erkenntniß, daß eine richtige Auffaſſung des Schintoo, der doch immer einen der wichtigſten Schlüſſel für das Studium des Japanerthums abgeben muß, ohne ein eingehendes Studium der mythiſchen Ueberlieferungen der Japaner unmöglich ſei, kam daher zu jenen erſtgenannten Geſichtspunkten hinzu, um mich zu veranlaſſen, daß ich einen längeren Aufenthalt im eigentlichen Mittelpunkte des modernen Japan, in Tokio, und mancherlei Beobachtungen auf Reiſen im Lande dazu benutzte, mir, wie in die geiſtigen Leiſtungen des Volkes überhaupt, ſo auch in ihre volksthümlichen Erzählungen und Traditionen einen beſſeren Einblick zu verſchaffen, als ihn unſere Literatur zu gewähren im Stande war. Dieſe Aufgabe erwies ſich allerdings bald als eine ſehr ſchwierige, und wenn nicht mancherlei günſtige Verhältniſſe mir zu Hülfe gekommen wären, ſo würde ſie keinenfalls auch nur annähernd ſo vollſtändig ausführbar geweſen ſein, als ich ſie in vorliegender Schrift zu bieten vermag.

Zunächſt darf ich wohl ſagen, daß frühere Studien auf dem Felde der vergleichenden Mythologie mir ſowohl einen geeigneten Ausgangspunkt, als ein Mittel der Orientirung boten, ohne welches ich keinenfalls mit gleicher Sicherheit hätte vorgehen können. Alsdann aber muß ich meine regen Beziehungen zu faſt allen Geſellſchaftskreiſen der Japaner, bis zum niederen Volke hinunter, hierher rechnen. Namentlich als ſich mir die „geſprochene Sprache“ mehr und mehr erſchloß, lernte ich nicht nur durch das eigentliche Volk ſchätzbares Material kennen, ſondern ich nahm auch wahr, wie viel vollſtändiger, belebter und beſſer motivirt die mündlichen Mittheilungen waren als jede ſchriftliche Aufzeichnung in japaniſcher Sprache. Unſtreitig verleitet bei Abfaſſung von Büchern oft ſchon die Schwierigkeit

des Ausdruckes für abstrakte Dinge die japanischen Autoren, so sehr sich viele von ihnen im Ausmalen von Kleinigkeiten und Nebendingen gefallen, in der Hauptsache gar oft zu einer Art von epigrammatischen Kürze; die trockne Thatsache genügt ihnen, die Motivirung wird weggelassen oder nur in einer für Fremde kaum ersichtlichen Weise angedeutet. Dazu kommt die gekünstelte Schreibweise mancher Japaner; sie suchen häufig sogar in einer gewissen Dunkelheit der Sprache ihren Ruhm, und die japanischen Leser, die auf der anderen Seite in das Errathen der nur angedeuteten Gedanken ihren Stolz setzen, bestärken sie darin. So kommt es, daß bei den schriftlichen Aufzeichnungen weit mehr als beim Reden das wegbleibt, was der Erzählende als selbstverständlich voraussetzt, was dem Japaner auch in vielen Fällen selbstverständlich ist, während der Ausländer, und namentlich Jeder, der in Japan fremd ist, dem gegenüber rathlos dasteht. Alles dies gestaltet sich beim mündlichen Verkehr weit günstiger. Die an sich ungefüge, wenig entwickelte Sprache gewinnt hier durch größere Ausführlichkeit der Mittheilung, durch subjektive Einschaltungen, durch fast unwillkürliche Gefühlsäußerungen, oft schon durch den Ton der Stimme und durch Mienen und Gesten in hohem Grade an Deutlichkeit und Nachdruck; und wo dies alles nicht genügt, geben Zwischenfragen stets ein Mittel ab, das Verständniß zu vervollständigen.

Wenn aber die volksthümliche Erzählung eine unentbehrliche Grundlage meines Unternehmens genannt werden muß, so war doch die Beihülfe mir näher stehender gebildeter Japaner unbedingt ebenso wichtig, und ich ergreife mit Freuden die Gelegenheit, hier meinen Freunden in Tokio und in Sonderheit meinen ehemaligen Assistenten und vorgeschritteneren Zuhörern von der Universität daselbst meinen herzlichen Dank für die vielfache Unterstützung auszusprechen, welche sie mir fast beständig zu Theil werden ließen. Mancher derselben, unter denen ich die

Herren Nischi, Kato, Sekino, Fujitane, Yokoyama und Kotschibe hervorheben möchte, hat werthvolle Beiträge für mich gesammelt, und ganz besonders vermittelten die Darstellungen derselben die mündliche Wiedergabe mit der schriftlichen, indem sie an jene sich anschlossen und diese in jeder Weise erläuterten. Dies war namentlich im Beginne meines Aufenthaltes in Japan um so wichtiger, als natürlicher Weise damals die von allen jenen Herren kundig gehandhabte englische Sprache die einzige war, durch welche ich eingehende Belehrung erlangen konnte. Auch möchte ich nicht unterlassen, zu erwähnen, wie bereitwillig und rasch diese meine japanischen Freunde auf den objektiven Standpunkt eingingen, den ich zu ihrer anfänglichen Ueberraschung sowohl der gläubigen, als der skeptisch-deutelnden Tendenz gegenüber festhielt, welche innerhalb und außerhalb Japans bis jetzt im Grunde die einzig maßgebenden Gesichtspunkte waren, von denen aus man die japanische Mythologie betrachtete.

Alsdann darf ich nicht unterlassen, der sehr wesentlichen Hülfe zu gedenken, welche ich meiner Frau, E. W. E. Brauns, zu verdanken habe, die schon vor Erscheinen gegenwärtiger Schrift Gelegenheit gefunden hat, ihr richtiges, eingehendes Verständniß des japanischen Wesens weiteren Kreisen darzulegen, aber auch an dem Zustandekommen vorliegender Sammlung einen so bedeutenden Antheil hat, daß sie als Mitarbeiterin derselben bezeichnet werden muß. Nicht nur durch Sammeln von Beiträgen, insbesondere bei den ihr in hohem Grade zugänglichen japanischen Frauen, sondern mehr noch durch Theilnahme an der Uebersetzung der Märchen und Sagen und an der definitiven Formgebung hat sie mich in einer Weise unterstützt, wie es Niemand auch nur annähernd vermocht hätte, der nicht in so hohem Grade mit Japan und seinen Bewohnern vertraut ist.

In einer Beziehung habe ich durchweg eine skeptisch-kritische Haltung bewahren zu müssen geglaubt, nämlich bei der Be-

nutzung der Mittheilungen von Erzählern von Fach, der Theaterstücke und musikalischen Recitationen. Die Willkür, welche namentlich in letzter Zeit die Japaner bei der Behandlung ihrer Mythenstoffe sich öfter zu Schulden kommen lassen, erreicht in jenen Fällen und namentlich bei den fachmäßigen, meist dem Schauspielerstande entstammten und nur oberflächlich unterrichteten „Erzählern" wohl ihr Maximum, und dies ist auch ganz erklärlich, da sie auf alle Weise den Beifall ihrer Zuhörer — von dem sie ja vollständig abhängig sind — zu erringen trachten müssen. Die oft herzlich geschmacklosen, breiten Ausschmückungen, mit denen sie den weit ansprechenderen und wirksameren Volkston fälschen, die vielen Entstellungen und irrthümlichen Vermengungen ihrer Stoffe machten es geradezu unmöglich, sie ohne strenge Kritik zu benutzen, und man wird finden, daß gerade in dieser Beziehung meine Sammlung auf einem ganz entgegengesetzten Standpunkte sich befindet, als die — oft nur zu sehr den Mangel an Stoff durch die Zuthat verdeckenden — westländischen, insbesondere amerikanischen Autoren, welche sich ausgesprochener Maßen mit solchen japanischen Erzählern identificiren möchten. Das ist dann nicht mehr japanisches Volksleben, das ist ein Versuch, allerhand japanische Notizen in einer so zu sagen salonmäßigen Form zu geben; ein Versuch, der ebensowenig vom dortigen Volke herrührt, als er unserem Volke wirklich verständlich und für dasselbe genießbar sein dürfte.

Eine ähnliche Zurückhaltung mußte bei der Benutzung der Literatur obwalten, wenigstens hinsichtlich des populäreren, mehr belletristisch gehaltenen Theiles derselben, welcher sich ja mit den Leistungen der Erzähler mehrfach berührt. So lückenhaft in solchen Werken meistens die japanischen Märchen und Sagen enthalten sind, so willkürlich pflegen dieselben mit alledem umzugehen, was sie bieten. Häufig begegnet man allerhand Irrthümern und Verdrehungen oder Lesarten, die unmöglich echt sein

können; und faſt durchgehends kann man ſagen, daß ſie an einer geſchraubten, unnatürlichen Darſtellungsweiſe kranken. Am günſtigſten iſt es noch, wenn ein derartiger Autor den Standpunkt eines trocknen Überſetzers einnimmt, obwohl auch dabei nicht immer Fehler und Dunkelheiten des Ausdruckes gehörig vermieden werden. Weit mißlicher aber iſt es, wenn der Darſteller ſein Erzählertalent glänzen laſſen will und demzufolge die Stoffe willkürlich modelt und mit unmotivirten Zuſätzen verſieht, wie dies im höchſten Grade bei dem überdies auch noch tendenziöſen Griffis*) der Fall iſt. Die einzigen dieſer populären oder halb populären Schriftſteller, welche hie und da ſchätzbare Beiträge liefern, ſind wohl Pfoundes (Kodomo Mukashi banashi u. a. m.) und Mitford, Verfaſſer der auch ins Deutſche überſetzten „Tales of old Japan"; indeſſen war auch hier durchgehends große Vorſicht bei der Benutzung geboten. Ungleich werthvoller waren die Vergleichsmomente und Beiträge, welche ich älteren japaniſchen Quellen und den wiſſenſchaftlichen Bearbeitungen derſelben verdanke. Von jenen ſind außer den beiden Hauptwerken über die ſogenannte alte Geſchichte Japans einſchließlich der „Göttergeſchichte", dem Nihongi und ganz beſonders dem Kojiki, hauptſächlich die „Rollen der Göttergeſchichte", die „alten Überlieferungen" und die japaniſchen Commentare über alle dieſe Werke, zum Theil von namhaften Forſchern über die Schintoo-Lehren herrührend, alsdann die „Erzählungen der Iſe", die „zehntauſend Blätter" nnd mancherlei Volksbücher zu nennen. Dieſe Schriften ſind größtentheils durch gründliche Kenner der japaniſchen Sprache überſetzt und erläutert, unter denen zuvörderſt A. Pfizmaier zu nennen ſein dürfte, welcher in vielen Abhandlungen der Sitzungs-

*) Verfaſſer von „the Mikado's empire" und „Japanese fairy-world". — In ähnlicher Weiſe tendenziös, doch zur Vergleichung weit beſſer zu verwerthen ſind F. A. Junker v. Langegg's „ſegenbringende Reisähren".

berichte der Wiener Akademie die japaniſche Sagenzeit nach einheimiſchen Quellen behandelt, alsdann Erneſt Satow, der theils in den Transactions of the Asiatic Society of Japan, theils in engliſchen Zeitſchriften die Schintoo-Religion ausführlich bearbeitet hat, und B. Chamberlain, welcher ebenfalls in den genannten Transactions, aber auch in beſonderen Werken und in engliſchen Zeitſchriften nicht nur viele ältere japaniſche Dichtungen, ſondern auch das obenerwähnte Kojiki*) vollſtändig wiedergiebt. So wenig alle dieſe Bearbeitungen einem größeren Leſerkreiſe verſtändlich ſein dürften, ſo unentbehrlich und von ſo entſcheidender Bedeutung waren ſie für die eigentliche Forſchung, für welche nächſtdem einige Abhandlungen aus den „Mittheilungen der deutſchen Geſellſchaft für Natur- und Völkerkunde Oſtaſiens“ von H. von Siebold, Lange, Funk, Weſtphal u. A., ſowie manche Notizen aus Ph. von Siebold's „Nippon, Archiv zur Beſchreibung von Japan“ und aus des alten Kämpfer „Geſchichte Japans“ von Wichtigkeit waren, welche ſämmtlich ſorgſam zur Vergleichung gezogen wurden.

Mit Hülfe aller dieſer Quellen ſtellte ich auf der oben bezeichneten volksthümlichen Grundlage die vorliegende Sammlung her, welche folglich alle mythiſchen Erzählungen der Japaner umfaßt, ſoweit ſie überhaupt bis jetzt bekannt geworden ſein dürften. Im erſten Abſchnitte giebt ſie die Märchen, wie ſie unter Kindern und Erwachſenen zirkuliren, und ihnen reihen ſich die märchenartigen Fabeln des nur kurzen zweiten Abſchnittes an. Aus dieſem Theile der Sammlung wird man erſehen, daß zwar die Anzahl der Nummern nicht übermäßig groß iſt, daß aber Mitford's Annahme doch ungerechtfertigt war, nach welcher nur die geringe von ihm ſeinen „Tales of old Japan“ eingefügte Zahl von kaum zehn ſolcher Erzählungen überhaupt in Japan im Umlaufe ſein ſollte. Auf den Urſprung dieſer Märchen näher einzu-

*) Bd. X, Appendix, der Transactions of the Asiatic Society of Japan, 1883.

gehen, ist hier nicht der Ort, obwohl gerade in diesem Falle die Versuchung dazu nahe lag und ich nur ungern die vielfach complicirte Untersuchung und Erörterung jener Frage vor der Hand dem Leser überlasse.*)

Der dritte Abschnitt umfaßt die Göttersagen, unter denen zuvörderst diejenigen Traditionen der Japaner — bis zum neunten Stücke einschließlich — folgen, welche man wohl als die eigentlich kanonischen Erzählungen des Schintoo bezeichnen könnte. Dieselben geben vielleicht die reichste Fundgrube für den vergleichenden Mythologen ab, möchten aber nicht minder für Jedermann eine anziehende Lectüre bieten. Fast unmerklich, nur durch den ganz willkürlich angesetzten Zeitpunkt der „Gründung des japanischen Reiches" durch Jimmu unterbrochen, geht die Göttersage in die Heldensage über, und diese wandelt sich ihrerseits ganz allmählig in die eigentliche Geschichtssage um, welche sich auf historisch beglaubigtes niederschlägt und endlich in einzelnen Sagen ziemlich neuen Datums ausklingt. Die beiden Abschnitte der Sammlung, welche diese Sagen umfassen, der vierte und fünfte, sind insofern ganz besonders lehrreich, als sie für jeden Unbefangenen schlagend darthun, wie weit in die späteren Jahrhunderte in Japan die Sage reicht, und zu welchen gradezu lächerlichen Consequenzen es führt, wenn man — in gedankenloser, oberflächlicher Weise den japanischen Quellen folgend

*) Unter diesen Märchen haben drei (Mosoo, Kwakkiyo und Oschoo) Platz gefunden, die zwar, wie ausdrücklich gesagt wird, chinesischen Ursprungs, aber in Japan heimisch geworden sind; ähnlich die Lokalsage von Luwen und ein Theil der Mythen der sieben Glücksgötter. Geschichten evident westländischen Ursprungs, wie die neuen Uebertragungen des Däumlingmärchens u. dergl. m., blieben weg; die einzige Ausnahme machte in dieser Beziehung „Die Warze und die Kobolde", die zwar einem irischen Märchen sehr ähnlich, aber doch eigenthümlich japanisch gefärbt ist und, wenn importirt, jedenfalls schon früher in Japan heimisch war. Die Aufnahme der — ursprünglich indischen — Fabel von den Ratten rechtfertigt sich unbedingt schon durch die mit ihr in Japan vorgenommenen Aenderungen.

— die Sagenreihe, welche begreiflicher Weise in Japan selbst als Geschichte angesehen wird, im wesentlichen als solche gelten lassen oder ihr doch einen ungebührlich großen historischen Kern zuerkennen will. Es wird sich ohne Zweifel mit jedem Fortschritte der kritischen Forschung deutlicher herausstellen, daß die authentische Geschichte in ganz Ostasien einschließlich des chinesischen Reiches weit jüngeren Datums ist, als man gewöhnlich glaubt; für Japan aber steht diese Thatsache nach den Untersuchungen eines Chamberlain, Satow u. A. unbedingt schon heutzutage fest, so daß bis zum Ausgange der Regierung des Kaisers Nintoku, des Sohnes des japanischen Kriegsgottes Hatschiman oder Yabata, also etwa bis zum Jahre 400 nach Christus, von einer japanischen Geschichte überhaupt nicht die Rede sein kann. Alles, was man von nordischen und malayischen Invasionen des Inselreiches, von unbehelligter Succession der Enkel der Sonnengöttin auf dem Throne von Japan u. s. w. aus den noch älteren Überlieferungen hat folgern wollen, ist ebenso grundlos wie die Nachrichten von der Eroberung Koreas durch Jingo Kogo, von den Kriegszügen Yamatodokes; alle Heldengestalten jener Zeit, Jimmu, Yamatodake und Ojin oder Hatschiman, sind nichts als Göttergestalten oder Hypostasen von Gottheiten*.)

Aber auch in den folgenden Jahrhunderten zeigt die Geschichte sehr starke Beimischungen der Sage, ganz analog den Erscheinungen, die wir bei jedem anderen Volke finden. Bei der einen Nation tritt der Zeitpunkt früher, bei der anderen später ein, wo die beglaubigten Daten die Oberhand gewinnen; bei den Japanern dürfen wir denselben keinenfalls früher ansetzen als etwa in den Ausgang des zwölften Jahrhunderts unserer

*) Es ließe sich unschwer an der Hand der einzelnen Sagen und sagenhaften Züge nachweisen, welche Naturkräfte (Gottheiten) durch die Heroen repräsentirt werden — durch Jimmu der Donnergott, durch Yamatodake die Sonne u. a. m.

Zeitrechnung. Grade die zweite Phaſe der Heldenſage, welche das Geſchlecht der Minamoto, die Ahnherren der bekanntlich 1868 beſeitigten weltlichen Herrſcher oder Schogune Japans ververherrlicht, gipfelt in der zweiten Hälfte jenes Jahrhunderts, und hier treten uns die offenbar rein mythiſchen Geſtalten eines Tametomo und Yoſchitſune, in zweiter Linie die eines Raiko, Watanabe, Yorimaſa, Kintoki entgegen und kennzeichnen die Berichte aus jenen Tagen unbedingt nur als eine Art von Analogon der pſeudoturpiniſchen Chronik und keinenfalls als Geſchichtsſchreibung. Auf alle Fälle dürfte die einheitliche Zuſammenſtellung der ſagenhaften Züge jener Berichte weſentlich dazu beitragen, ihren wahren Charakter völlig klar zu ſtellen.

In der dritten Gruppe von Geſchichtsſagen, welche dem vierzehnten Jahrhundert angehört und den Heerführer Nitta Yoſchiſada und die erſten Schogune aus der Dynaſtie der Aſchikaga zum Mittelpunkte hat, tritt in Wahrheit zum erſten Male der ſagenhafte Charakter hinter den chroniſtiſchen oder auch hinter den romanhaften zurück; ſowohl poetiſch, als mythologiſch halten dieſelben daher keinen Vergleich mit den älteren Sagen aus, obſchon ſie wegen ihres ſpezifiſch japaniſchen Gepräges immer beachtenswerth bleiben. Noch ärmer an ſagenhaften Zügen werden dann die Überlieferungen aus dem ſechzehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert, doch ſind ſie nicht nur aus dem nämlichen Grunde von Intereſſe, ſondern ſie erläutern auch das allmälige Verlöſchen des Sagencharakters in viel zu anſchaulicher Weiſe, als daß ihnen nicht eine Stelle in vorliegender Sammlung gebührt hätte.

Eine beſondere Abtheilung, die ſechſte, machen die Legenden aus, die bei ihrem vorwiegend buddhiſtiſchen Urſprunge namentlich die Behandlungsweiſe charakteriſiren, welche die Japaner den ihnen durch dieſe Religion zugeführten mythiſchen Stoffen haben angedeihen laſſen.

Den werthvollſten Stücken der Sammlung möchten einige der Lokalſagen zuzurechnen ſein, ſowohl ſolche, die — wie Kiohime,

Tawaratoda, das Federkleid, die Schlangen der Benten — buddhiſtiſch oder doch ſtark buddhiſtiſch beeinflußt ſind, als auch ſolche, wie namentlich das Mädchen von Unnai, welche entſchieden dem Schintoo angehören oder, wie Luwen, den chineſiſchen Urſprung an der Stirn tragen. Wenn auch die Zahl der Lokalſagen nicht ſo groß ausgefallen iſt, als wohl hie und da vermuthet worden, ſo iſt ſie doch immerhin beträchtlich genug, um auch dieſem Abſchnitte eine gewiße Bedeutung zu ſichern.

Am zahlreichſten ſind die Geſpenſterſagen und die ihnen verwandten Erzählungen, welche mehr als lange Abhandlungen die Denkart des japaniſchen Volkes — von ehedem und von heute — und die Unhaltbarkeit vieler über daſſelbe verbreiteter Angaben darthun, und von denen die Mehrzahl jedenfalls einen ganz primitiven, unverfälſcht japaniſchen Charakter trägt.

Was die Art der Wiedergabe aller dieſer Sagen und Märchen betrifft, ſo war ich — wie im Grunde ſchon aus der Widmung dieſes Buches an die Manen unſerer nicht genug zu preiſenden Brüder Grimm hervorgeht — vor allem beſtrebt, die ſtrengſte Objektivität zu wahren. Aufs gewiſſenhafteſte bemühete ich mich, mit aller dieſem Gegenſtande ſo ſehr wie irgend einem anderen ſchuldigen Pietät den Inhalt bis auf jedes einzelne Wort unverfälſcht und echt zu halten. Es wurden daher nicht nur alle Zuſätze meinerſeits vermieden, ſondern auch ſpätere Einſchiebſel, die als ſolche erkennbar waren, ſorgſam ausgemerzt. Dagegen wurde nirgends etwas weſentliches weggelaſſen, und es kam dabei ſelbſtverſtändlicher Weiſe nicht in Betracht, ob irgend ein Gegenſtand oder eine Wendung etwa minder anziehend oder in äſthetiſcher Hinſicht minder werthvoll war. Die von manchen Seiten gehegte Befürchtung, daß bei der Leichtlebigkeit der Japaner Momente in die Erzählungen einzuflechten ſeien, welche leicht unſeren Leſern anſtößig werden könnten, fand ich bei ſorfältiger Durcharbeitung des Gegenſtandes im allgemeinen nicht beſtätigt. Die japaniſche

Sage verhält ſich in dieſer Beziehung genau ſo wie die der europäiſchen Nationen, und nach Weglaſſung von drei kurzen, epiſodiſchen und ganz unerheblichen Stellen ließ ſich der ganze Inhalt derſelben ohne irgend welches Bedenken Jedermann, Kindern und Erwachſenen, vorlegen*).

Die große Zahl von Varianten, welche ſich bei vielen der japaniſchen Märchen und Sagen vorfinden, machte ganz beſondere Sorgfalt in der Auswahl der beſten Lesart nothwendig. Es iſt jedoch hier unbedingt nicht der Platz, die Gründe, welche in den einzelnen Fällen für die getroffene Wahl maßgebend waren, auseinander zuſetzen, und begnüge ich mich, auch in dieſer Beziehung auf die ſpäter erſcheinende Schrift über die japaniſche Mythologie zu verweiſen. Nur auf einen Umſtand möchte ich aufmerkſam machen, daß in vielen Fällen einer — wie es ſcheint namentlich in letzter Zeit — in Japan eingeriſſenen Unſitte zu ſteuern war, in Folge deren gewiſſe ſagenhafte Züge willkürlich aus einer Sage in die andere übertragen werden. Auch in dieſer Beziehung möchte ſolchen „Erzählern", die durch geiſtreiche Combinationen glänzen wollen, ein großer Theil der Schuld zufallen. Die Sache ſelbſt iſt um ſo bedauernswerther, als dieſes willkürliche Verfahren, das man kaum umhin kann, eine wirkliche Fälſchung des urſprünglichen Charakters der Sagen zu nennen, bereits in die ausländiſche Literatur übergegangen und auch auf die bildlichen und plaſtiſchen Darſtellungen mythiſcher Scenen in Japan ſelbſt nicht ohne Einfluß geblieben iſt. Es mußte

*) Dieſe drei bedenklichen Stellen ſind erſtens ein Einſchiebſel der Sage von Iſanagi und Iſanami, das durch Kämpfer und Wieland in unſere Literatur eingeführt, aber nur Variante iſt und kaum die ihm gezollte Beachtung verdient; zweitens die Erzählung von der Herkunft der Gattin Jimmu's, auf welche hernach nie wieder zurückgekommen wird, die daher nur eine — noch dazu unbedeutende — Epiſode iſt; drittens ein Paſſus in der Geſchichte der Werbung Yamatodake's um Miazu, ebenfalls ohne Belang.

deshalb mit Entſchiedenheit dagegen vorgegangen und alles, was in dieſer Beziehung geſündigt iſt — wie z. B. die Einſchwärzung des ungeheuerlich ausſehenden Wegegottes, welcher dem Ninigi begegnet, in die Sage von Jimmu, oder wie die des Kranichs von Konodai in die Sage von Yamatodake und wie die der Ebbe- und Fluthſteine des Hohodemi in die Erzählung der Eroberung Koreas durch Jingo Kogo —, wurde von vornherein durchaus beſeitigt.

Hinſichtlich des Stiles mußte allerdings auf die Grundverſchiedenheit der Sprachen Rückſicht genommen und beſonders alles das klargelegt werden, was die Japaner wirklich haben ausdrücken wollen; denn nur ſo konnte die Erzählung mit dem richtigen Sinne des Originals übereinſtimmen. Daß aber dabei jede unnöthige Umſchreibung vermieden wurde, iſt bei der eingeſchlagenen Methode ſelſtverſtändlich; die Ueberſetzung ſchließt ſich dem Gange der japaniſchen Erzählungen ſtets aufs gewiſſenhafteſte an und würde, wenn zurücküberſetzt, unbedingt Niemand in Japan anders als echt japaniſch erſcheinen.

Noch eine Eigenthümlichkeit, die vielleicht Manchem ſchon auf den erſten Blick auffällt und jedenfalls die vorliegende Sammlung von vielen anderen Büchern über und aus Japan unterſcheidet, möchte ich nicht unerwähnt laſſen, nämlich die Sparſamkeit, die ich mir hinſichtlich der Verwendung japaniſcher Namen zur Regel gemacht habe. In der That bin ich der Meinung, daß das ewige Wiederholen der zwei, drei Namen, welche ein und derſelbe Gott oder Held führt, oder die lange Namenreihe, die ſich um den eigentlichen Hauptnamen herumkryſtalliſirt hat, den nichtjapaniſchen Leſer nur verwirren und abſchrecken kann; daher habe ich, ſoviel es irgend anging, die Namen vereinfacht und verdeutſcht. Wie z. B. der japaniſche Name des Frühlings- und Herbſtgottes lautet, iſt jedem Nichtkenner der japaniſchen Sprache unbedingt gleichgültig; ebenſo, wie etwa bei ſeinen Leb-

zeiten der erſte Kaiſer Jimmu geheißen. Auch iſt für unſere Leſer gewiß ſo leicht nichts ermüdender als die ſtete Wiederholung der Endſilben — no mikoto bei den alten Kaiſern, oder des Vorſatzes Minamotono — bei allen Abkömmlingen der Minamotofamilie, und wurden daher alle derartigen luxuriöſen Namendetails abweichend von dem Uſus manches anderen Schriftſtellers beſeitigt. Konnte ich nicht durch eine einfache Überſetzung den Sinn ganz korrekt wiedergeben und dabei doch wiederum den Charakter eines Eigennamens wahren, ſo ließ ich die japaniſchen Namen lieber unerörtert ſtehen und verweiſe in dieſer Hinſicht abermals auf die ſpäteren Erläuterungen.

Da, wo für Kunſtprodukte oder Thiere und Pflanzen keine direkte Überſetzung thunlich war, wie z. B. bei Koto, bei dem Kaki und dem Tanuki, für welche wir in Europa keinen volksthümlichen Ausdruck haben, weil wir ſie eben nicht kennen, habe ich ſtets eine Erklärung, ſei es im Texte, ſei es durch Anmerkungen gegeben und denke, daß man in dieſer Beziehung keine Lücken finden wird.

Somit hoffe ich denn, eine allgemein verſtändliche Übertragung eines Materiales in unſere Sprache geliefert zu haben, welches in ſeiner ſchlichten Volksthümlichkeit und in ſeiner Echtheit kaum verfehlen kann, ſich Freunde zu erwerben und namentlich auch unſere Jugend anzuſprechen. Und wenn das Buch auch den Deutſchen in eine fremdartige Welt einzuführen unternimmt, ſo wird es doch, wie ich hoffe, denſelben befähigen, mehr und mehr in die innerſte Gefühls- und Denkweiſe jenes fernen Volkes einzudringen, dem ſein Inhalt entſtammt.

Daß dieſer Verſuch unſerem Volke zu bleibendem Nutzen und Genuſſe gereichen möge, iſt mein aufrichtigſter Wunſch.

Halle, im Juni 1884.

David Brauns.

Märchen

Momotaro.

Vor langen, langen Jahren lebte in einem Dorfe ein altes Ehepaar. Trotz ihrer Armuth hätten die beiden alten Leute recht zufrieden leben können, wenn sie nur Kinder gehabt hätten. Aber die fehlten ihnen, und so sehr sie sich dieſelben auch Zeit ihres Lebens gewünſcht hatten, ſo war ihnen doch dieſer Wunſch verſagt geblieben. So verbrachten ſie ihre Tage einſam und allein und grämten ſich oft ſo ſehr, daß ſelbſt die Nachbarn ihren Kummer theilten, ſich mit ihnen betrübten und ſie nach Kräften zu tröſten ſuchten.

Da begab es ſich eines Tages, daß das alte Mütterchen aus der Hütte heraustrat und zum Fluſſe hinabging. Die Sonne ſchien hell, und der breite Strom trieb das klare Waſſer rauſchend über die Steine daher. Mütterchen hatte ein Bündel ſchmutziger Kleider mitgebracht, das ſie nun löſte, und emſig ging ſie an das Waſchen der Kleider. Sie war ganz vertieft in ihre Arbeit und achtete auf nichts weiter, als plötzlich auf dem Waſſer eine große ſchöne Pfirſiche gerade auf ſie zugeſchwommen kam. Freudig griff ſie danach; ach, ſelten gab es wohl eine ſo herrliche, ſchöne und reife Frucht wie dieſe. Sie war dick und rund und ſtrahlte roſig in der Sonne. Nun denkt ihr wohl, das alte Mütterchen hätte ſogleich die ſchöne

Pfirsiche gegessen? Nein, das that sie nicht, sie legte sie beiseite und dachte sogleich an ihren guten alten Mann zu Hause; der sollte auch davon etwas bekommen! Und als die Arbeit beendet war, ging sie heim und gab dem alten Manne die Pfirsiche; der freute sich nicht wenig über den schönen Fund, holte ein Messer und schnitt die Frucht vorsichtig in zwei gleiche Theile. Und was geschah nun? Zu dem größten Erstaunen der beiden Alten sprang ein wunderhübsches, munteres Knäblein daraus hervor. Und das war eine Freude, so groß, das sie nicht zu beschreiben ist. Nun hatten die alten einsamen Leute plötzlich einen Sohn, den sie sich so lange gewünscht hatten, und sie dankten den Göttern inbrünstig für die unverhoffte Gnade. Zur Erinnerung an seine wunderbare Auffindung nannten sie ihn Momotaro, das heißt Pfirsichjunge. Sorgfältig zogen sie ihn auf, und er ward ein schöner Jüngling, begabt mit allen Tugenden eines guten Menschen, die Stütze und der Stab ihres Alters. Momotaro liebte seine guten Eltern ebenso sehr, als diese ihn liebten, und war ihnen so dankbar, daß er Tag und Nacht daran dachte, ihnen alle ihre Liebe und Aufopferung zu vergelten, sie recht glücklich zu machen und vor allen Dingen ihre ärmlichen Verhältnisse in bessere zu verwandeln. Er grübelte fortwährend darüber, wie er es wohl anfangen sollte, Reichthümer für seine Eltern zu erwerben, und nahm sich vor, eine Wallfahrt nach berühmten Tempeln anzutreten, um sich dort Raths zu erholen. Doch bevor er noch diesen Entschluß ausführte, hatte er einen so lebhaften Traum, daß er sich nur danach zu richten beschloß und alle anderen Pläne aufgab.

Nahe bei seinem Wohnorte nämlich lag eine Insel im Meere, welche niemand betrat, denn dieselbe war ausschließlich von bösen Geistern bewohnt. In Japan heißen solche bösen Geister Oni, weshalb auch diese gefürchtete Insel Onigaschima, Insel der bösen Geister, genannt wurde. Nun ging die Sage, daß die Oni, welche dort hausten, in ihren Höhlen ungeheure Schätze aufgehäuft hätten, die sie streng bewachten, und der Geist, dem die Wache

hauptſächlich oblag, hieß Monban. Momotaro hatte nun geträumt, er ſei nach dieſer Inſel gefahren, hätte alle die böſen Geiſter beſiegt und ihre Schätze erobert. Was aber die Hauptſache war und ihn vornehmlich in der Abſicht beſtärkte, die Fahrt nach Onigaſchima zu wagen, war der Götter Gunſt, die ihm im Traume bei ſeinem Unternehmen zu theil ward; denn in Geſtalt von allerlei Thieren halfen ihm die Götter glücklich alle Gefahren beſtehen und den Sieg gewinnen.

Das erſte, was Momotaro nun that, war, daß er ſich in der Kunſt übte, Waffen zu führen und beſonders eine ſchwere Keule zu ſchwingen, und als er dies verſtand, ging er zu ſeinen Eltern und ſagte ihnen, was er zu thun beſchloſſen hätte. Ganz beſtürzt hörten ſie ihn an und waren tief betrübt, daß ſie ihren lieben Jungen verlieren ſollten; ſie baten ihn, doch ja ſein Vorhaben aufzugeben und weinten, wenn ſie daran dachten, wie furchtbar die Gefahren wären, denen er entgegen ginge. Als aber Momotaro dennoch darauf beſtand, ſein Abenteuer zu wagen, als er ihnen vorſtellte, der Traum habe ihm ja der Götter Gunſt und Hilfe zugeſagt, da dachten ſie an den ſchönen Tag, wo er ihnen aus der Pfirſiche entgegengeſprungen war, und gaben ihre Einwilligung; die Götter, das war ihr Troſt, würden dem Sohne, welchen ſie ihnen auf ſo wunderbare Weiſe geſchenkt hatten, auch ihren Schutz nicht verſagen.

Momotaro rüſtete ſich alſo zum Abſchiede, und ſeine Eltern bereiteten eine Menge köſtlicher Klöße aus Hirſe, die ſie ihm auf ſeine Reiſe mitgaben, damit er ſeinen Hunger ſtillen könnte. Und als nun alles in Bereitſchaft war, ſagte der gute Sohn ſeinen Eltern Lebewohl und ging von dannen.

Wohlgemuth zog er ſeines Weges dahin, als ihm ein Hund entgegenlief. Zutraulich wedelte dieſer mit dem Schwanze und ſprang bellend an Momotaro in die Höhe, als er ſah, daß derſelbe ſich ſeines Anblicks freute. „Laß mich mit dir ziehen,“ ſprach der Hund, „ich will dir nützlich ſein auf deiner Reiſe und dir treu dienen, wenn du mir etliche von deinen ſchönen Klößen ab-

geben willſt.“ Momotaro erfüllte dieſen Wunſch ſofort; er gab ihm einige Klöße und ließ ihn neben ſich herlaufen. Nicht lange waren ſie zuſammen gewandert, ſo begegnete ihnen ein Affe, der ſie freundlich grüßte und Momotaro fragte, wohin er mit all ſeinen vielen Waffen reiſen wolle. Dieſer erwiderte, daß er gegen die Inſel der böſen Geiſter ausziehen und ihre Schätze erobern wolle, um ſie ſeinen Eltern als Lohn für alle Wohlthaten zu bringen. „Dann will ich mit dir ziehen und dir helfen,“ ſagte der Affe, „du wirſt mir gewiß dafür auch gern etwas von deinen ſchönen Klößen ſchenken, nicht wahr?“ — „Gewiß, die ſollſt du haben,“ entgegnete Momotaro und gab ihm ſofort in voller Freude eine große Portion, und als der Affe ſie aß, ſchmeckten ſie ihm ſo gut, daß er ſeinen Freund, den Faſan herbeirief, der davon koſten mußte. Der Faſan, der ganz in der Nähe war, flog herbei und labte ſich an der köſtlichen Speiſe, und als er hörte, wohin die Reiſe gehe, bat er Momotaro, auch ihn mit zu nehmen; er wolle vereint mit ſeinem Freunde, dem Affen, und mit dem Hunde ihm beiſtehen, die ſchreckliche Inſel zu erobern. Momotaro war es zufrieden, und ſo zogen ſie alle vier getroſt und muthig dem Strand entgegen. Als ſie denſelben erreicht hatten, war freilich ein Boot vorhanden, das ſie hinüber zur Inſel bringen konnte, aber es lag weit im tiefen Waſſer und war an einen Pfahl gebunden. Was war zu thun? Momotaro ſann vergebens, wie er ſich helfen ſollte. Da aber wußte der Affe Rath; er ſagte dem Hunde: „Du kannſt ja ſchwimmen! Alſo raſch, begib dich ins Waſſer; ich ſpringe auf deinen Rücken, du trägſt mich zu dem Kahne und wir holen ihn zuſammen hierher ans Ufer“. Geſagt, gethan; der Hund trug den Affen auf ſeinem Rücken durch das Waſſer zum Kahne hin, der Affe löſte das Tau und gab es dem Hunde ins Maul, freudig und ſtolz ſchwamm der Hund zurück ans Ufer und brachte ſo den Kahn ans Land. Nun ſtiegen ſie alle außer dem Faſanen ein; dieſer aber flog voran zu der Inſel hinüber, um einen guten und ſicheren Platz auszukundſchaften, wo ſie unbemerkt landen könnten. Die böſen Geiſter durften ſie nicht ſehen

und vor allen Dingen den Kahn nicht; denn wie hätten ſie ohne dieſen, wenn ſie die Schätze eroberten, dieſelben fortſchaffen wollen? Momotaro lobte den Faſan für ſeine Vorſicht und ließ ihn vorauf fliegen, und Dank ſeiner umſichtigen Führung konnten ſie nicht allein ungeſehen und gefahrlos landen, ſondern der Faſan brachte ſie auch gleich zum Eingange der großen Höhle, die er bald ausgekundſchaftet hatte.

Momotaro ſchlug mit ſeiner Keule gegen die eiſerne Pforte der Höhle, aber keine Antwort erfolgte. Ungeduldig und zornig zerſchmetterte er die Thür und trat ein. Aber wie ſtaunte er über den Anblick! Er hatte erwartet, an einen finſtern, grauſigen Ort zu gelangen, und nun fand er das Gegentheil; es war ein prächtiger, heller und glitzernder Palaſt, in den er eintrat. Hier ſollte das Oberhaupt der böſen Geiſter hauſen? Momotaro war ganz verwirrt, doch ſeine Begleiter ließen ſich nicht irre machen und brachten auch ihn bald wieder zur Beſinnung. Der Faſan flog abermals voraus, weit in den Palaſt hinein, der Affe kletterte auf das Dach, der Hund kroch unter den Fußboden, um zu ſehen, wo wohl die Schätze verſteckt wären, und während er dies glücklich herausfand, waren Affe und Faſan auch nicht müßig, und alle drei kehrten bald zu ihrem harrenden Herren mit guter Botſchaft zurück. Momotaro, von allem unterrichtet, ſchritt geraden Weges auf das Zimmer des Oberhauptes der böſen Geiſter los, und da unzählige kleine Kobolde ihn hindern wollten, ſchlug er ſo kräftig um ſich und bläuete ſie ſo wacker durch, daß ſie ſchleunigſt die Flucht ergriffen. Nun brach Momotaro ohne Zögern in das Gemach des oberſten böſen Geiſtes ein, und der gräuliche Oni wurde ſehr zornig, als er ſeiner anſichtig ward. Er rief ſeine Dienerſchar und befahl ihr, ihm zu helfen; doch es ließ ſich niemand ſehen, und Momotaro ſchlug kräftig auf ihn ein. Der Affe aber, der wohl einſah, daß der große Geiſt ſtärker war, als Momotaro, ſprang ihm flugs auf den Rücken und hielt ihm die Augen zu, ſo daß er ſeinen Gegner nicht ſehen konnte, und der Hund war auch nicht faul, ſondern biß den böſen

Oni tüchtig in die Beine, während der Faſan draußen die anderen Geiſter fern hielt und jedem, der ſich in die Nähe wagte, die Augen auspickte. So geſchah es, daß der arg bedrängte große Oni gar bald um ſein Leben bat. Momotaro verſprach, dasſelbe zu ſchonen, wenn er ihm alle koſtbaren Schätze der ganzen Inſel geben wolle. Das verſprach der böſe Geiſt denn auch und gab ſie in der That ſofort heraus. Die Diener, obgleich vom Faſan des Augenlichts beraubt, mußten ſie alle in den Kahn ſchleppen, und als ſie damit fertig waren, ſchiffte ſich der junge Held mit ſeinen drei Gefährten vergnügt und froh ein.

Die Reiſe verlief glücklich, und als ſie anlangten, da war die Freude der Eltern Momotaros über die Maßen groß, am größten darüber, daß ſie ihren geliebten Sohn glücklich und geſund wiederſahen. Doch waren ſie auch ſehr zufrieden damit, daß er ſo reiche und koſtbare Schätze von der Inſel der böſen Geiſter mitgebracht hatte. Da war Gold und Silber in Fülle, köſtliches Geſtein und Gewand, auch zauberhafte Schätze, ein Mantel und ein Hut, die jeden, der ſie trug, unſichtbar machten, und noch viel andere wunderbare und ſeltene Dinge. Nun konnten ſie alle ohne Sorge leben, und Momotaros Ruhm zog durch die ganze Welt.

Auch eine wunderſchöne Prinzeſſin, die in einem großen, herrlichen Garten wohnte, hörte von ihm, aber da Momotaro ſie nicht kannte, ſo konnte er auch nicht wiſſen, wie ſehnlich ſie ſich ihn zum Gemahle wünſchte. Der Faſan aber, der weit im Lande herumflog, kannte ſie und errieth ſehr bald ihre Wünſche, von denen er Momotaro erzählte, und dieſer war ſo glücklich über die Nachricht, daß er ſogleich ſeine Mutter zu der Prinzeſſin ſandte und um ihre Hand bitten ließ. Die Prinzeſſin war voller Freude über die Botſchaft und zögerte nicht einen Augenblick, einen ſo ſchönen, tapferen Mann, wie Momotaro war, zum Gemahle zu nehmen.

Dem alten, guten Ehepaar blieb nun nichts mehr zu wünſchen übrig, und ſo verlebten ſie alle miteinander noch lange, glückliche

Tage. Momotaro aber hielt den Hund, den Affen und den Fasan hoch in Ehren und behielt sie zu Freunden bis an sein Lebensende.

Jiraiya.

Jiraiya*) war der Sohn eines Daimio**) im östlichen Japan; dieser sein Vater, Fürst einer großen Provinz, hatte einen erbitterten Krieg gegen einen benachbarten Daimio zu führen, welcher ihn schließlich in einer großen Schlacht besiegte und erschlug, alle seine Krieger tötete oder in die Flucht trieb und das ganze Erbe Jiraiyas an sich riß. Dieser war gezwungen, als Flüchtling die väterliche Provinz zu verlassen.

Tief ergrimmt über sein Schicksal, floh Jiraiya weiter und weiter in finstere Wälder. Er wußte nicht, was er beginnen sollte; er vermochte sich nicht zu entschließen, Dienste bei einem anderen Fürsten zu nehmen, da er ein Prinz von Geblüt war. Da er nun nichts auf der Welt mehr besaß, um sein Leben zu fristen, und dabei ein unerschrockener, starker Krieger war, so faßte er den Entschluß, sich von Straßenraub zu nähren, und

*) Während sonst die Aussprache der japanischen Wörter wesentlich der deutschen entspricht, mußte doch das J hier, wie stets in der Folge als Zeichen gelten für einen dem englischen J, oder G in George, dem italienischen G vor e und i, ähnlichen Laut, der aber oft unmerklich in das französische J übergeht. Von diesem Laut gab nämlich das sonst wohl dafür gesetzte dsch doch eine unrichtige Vorstellung, abgesehen von seiner Unbequemlichkeit. — In „Japan" sollte bekanntlich das J ebenso gelesen werden. Der Laut unseres J ist dagegen stets durch Y wiedergegeben. In analoger Weise ist auch noch das z sanft, ähnlich dem englischen und französischen, auszusprechen, dagegen der scharfe Laut des deutschen z durch ts wiedergegeben.

*) Herrscher eines Gebietes und Haupt einer vornehmen Familie.

ſo ſetzte er ſich in den Bergen von Etſchigo feſt und ward einer der gefürchtetſten Räuber, die es gab. Es war aber die Gegend voll von ſeinesgleichen, und als die übrigen Räuber erkannten, daß Jiraiya unſtreitig der kühnſte und verwegenſte unter ihnen allen war, ſo kamen ſie zu ihm und baten ihn, ihr Oberhaupt zu werden. Jiraiya willigte ein und wurde in der That ein Räuberhauptmann, wie es einen mächtigeren nie gegeben hatte.

Er fühlte ſich nun nicht mehr unglücklich über ſein Schickſal, ſondern er lebte der gewiſſen Hoffnung, daß er mit der Zeit Mannſchaften und Geld genug bekommen würde, um gegen ſeinen mächtigen Feind, den Mörder ſeines Vaters, einen erfolgreichen Kampf zu unternehmen, und zu dieſem Zwecke häufte er Schätze auf Schätze.

Nun lebte in demſelben Gebirge in einer tiefen Höhle ein Eremit Namens Senſo-Dojin, der ein Freund von Jiraiyas Vater geweſen war und ſeine Zuneigung auf den Sohn übertrug. Dieſer Eremit trieb aber Zauberei und war namentlich im Beſitze eines ſehr wichtigen und mächtigen Zaubers, des ſogenannten Froſchzaubers oder, wie es im Japaniſchen heißt, Gamano-jutſu. Mit Hilfe dieſes Zaubers vermochte Senſo-Dojin ſich und andere Menſchen in rieſengroße Fröſche zu verwandeln, die dann mit Leichtigkeit unerkannt und wohlgeborgen jedes Gewäſſer durchſchwimmen konnten oder auch am Ufer ſaßen und den Menſchen auflauerten und viele andere außerordentliche Dinge zu ſtande brachten. Der Eremit, der ſehr ſtolz auf den Beſitz dieſes merkwürdigen Zaubers war, konnte ſich desſelben doch nicht ſo von Herzen freuen, wie er wünſchte, denn es war damit eine große Unannehmlichkeit verknüpft, welche ihn gar nicht ſeines Lebens froh werden ließ. Es gab nämlich im nämlichen Gebirge eine bösartige große Schlange, Orotſchi genannt,*) die auch zauberkundig war und die Kraft beſaß, Senſo-Dojins Froſchzauber zu vernichten. Sie haßte den Eremiten und trachtete

*) Eines der ſagenhaften Thiere Japans.

ihm unaufhörlich nach dem Leben, und da ſie ihm nicht anders beizukommen wußte, ſo nahm ſie Menſchengeſtalt an und umſchlich ſehr oft ſeine Höhle. Der Eremit war in beſtändiger Angſt vor dem Thun und Treiben ſeiner Feindin, ſo daß er nur ſelten ſeine Höhle zu verlaſſen wagte. Endlich kam ihm der Gedanke, Jiraiyas Hilfe in Anſpruch zu nehmen. „Wir können beide uns nützen," ſprach er zu ihm. „Du erhältſt meinen Froſchzauber, den ich dir ſchenke, damit du durch ſeine Hilfe dich an deinem Feinde rächeſt, welchen du ſonſt doch ſchwerlich beſiegen könnteſt, denn er iſt ſehr mächtig; und dafür ſchaffſt du mir meinen Feind, die Schlange fort und befreieſt mich von ihren gräulichen Nachſtellungen. Ach, ich bin überzeugt, daß ſie mich trotz aller Vorſicht erwiſchen und freſſen wird. Deshalb hilf mir und tödte ſie mit menſchlicher Kraft und menſchlichen Waffen."

Jiraiya hörte dieſe Worte mit vielem Vergnügen und nahm ohne Zögern den Vorſchlag an. Ungeſäumt empfing er den Froſchzauber; dann aber zog er, der Tapferſte unter den Tapfern, ſofort gegen den böſen hinterliſtigen Feind des Eremiten aus. Orotſchi, die Rieſenſchlange, welche keine Ahnung von der Gefahr hatte, die ſie bedrohte, und ſich deren nicht verſah, wurde alsbald von der Hand des Helden Jiraiya erlegt. Ein Pfeil durchbohrte ſie und machte ihrem tückiſchen Treiben ein Ende.

Der Eremit Senſo-Dojin war damit freilich aus aller Gefahr befreit, aber Jiraiya kam nicht ſo gut davon. Er hatte ſich in eine böſe Lage gebracht und büßte beinahe das Leben ein. Die Angehörigen der Schlange nämlich konnten den Tod der großen Zauberin nicht verſchmerzen und ſannen auf Rache gegen Jiraiya. Und wie das Schlangengelichter ein kriechendes, hinterliſtiges Geſchlecht iſt, ſo kamen ſie nicht in offenem Kampfe zu zu Jiraiya, ſondern bereiteten heimtückiſch einen Trank aus Schlangengift, den ſie ihm eines Tages beizubringen wußten. Er, ahnungslos, trank die Schale und wurde auf der Stelle zum Tode krank. Sicherlich hätte er ſterben müſſen, wenn ihm nicht abermals wunderbarerweiſe durch einen Zauber geholfen wäre.

In der Nähe wohnte eine Jungfrau mit Namen Tſunade, die bereits viel von Jiraiya gehört hatte, denn das Volk ehrte ihn als einen Tapferen. Dieſe Jungfrau hatte von einem alten Manne, einem Freunde ihres Vaters, den berühmten heilkräftigen Schneckenzauber erlernt, der gegen den Schlangenzauber und namentlich gegen das Gift der Schlangen ſchützt. Die Jungfrau war deshalb auch beim Volke ſehr beliebt und hatte großen Ruhm, denn weit und breit nahm man ihre Hilfe in Anſpruch, ſobald jemand von einer Schlange gebiſſen war. So hatte ſie ſchon viele Menſchen vom Tode errettet. Sie hörte nun, daß der tapfere Jiraiya an Schlangengift ſterben müſſe. Sofort machte ſie ſich auf den Weg und eilte zu ihm; ſie kam auch nicht zu ſpät, Jiraiya ward durch ſie gerettet und ſtand bald wieder kräftig und geſund auf ſeinen Füßen. Zum Danke für ihre Hilfe nahm er Tſunade zum Weibe; dieſe war ſehr glücklich, den berühmten Krieger Jiraiya zum Gatten bekommen zu haben, und zog fortan ſtets mit ihm und verließ ihn nie.

Jetzt aber war es Zeit, daß Jiraiya ſeine eigentliche Lebensaufgabe löſte und endlich gegen ſeinen eigenen Feind zog, der ihn aus dem Hauſe und dem Reiche ſeiner Väter vertrieben hatte. Er legte die Rüſtung an und nahm ſeine Waffen zur Hand; dann verſammelte er die Seinen und zog gegen die feindliche Burg. Dieſelbe war von einem breiten, tiefen Waſſergraben umgeben, über den keine Brücke führte. Dies war Jiraiya ſtets als größtes Hindernis erſchienen, wenn er daran dachte, den Mörder ſeines Vaters zu bekriegen; denn Schiffe wurden von den Mauern des Schloſſes beobachtet, und deren Bemannung hätte den Pfeilen unmöglich ſtandhalten können, welche vom Schloſſe her auf ſie geſchoſſen wären. Heute lachte Jiraiya über den breiten Graben; er war ja im Beſitze des Froſchzaubers, der ihn in den Stand ſetzte, ſamt allen Genoſſen ungeſehen durch die Fluten zu gelangen. Dann konnte er nach kurzem Kampfe den überraſchten Feind ſchlagen, Rache für ſeinen Vater üben und für ſich ſelbſt zurücknehmen, was urſprüng-

lich und von Rechts wegen ſein Eigenthum war. Überglücklich in dieſem Gedanken und von Kampfesluſt beſeelt, zog Jiraiya aus; allein es kam ganz anders, als er geglaubt. Der Schlangentrank, der ihm freilich vermöge Tſunades Hilfe an Leben und Geſundheit keinen Schaden gethan, ward ihm dennoch verderblich, denn er hatte die Kraft des Froſchzaubers gebrochen.

So ſtand Jiraiya wuthſchnaubend vor der Burg ſeiner Väter, und als er dennoch den Kampf wagte, war der Erfolg — wie bei der Übermacht ſeines Gegners vorauszuſehen — ein ſehr ſchlechter. Überall geſchlagen, mußte er abermals flüchten und auf ſeine Rache für immer verzichten.

Mit dieſer Erkenntnis war auch ſeine Luſt am Kampfe und am fröhlichen Kriegerleben dahin. Er fand keinen Gefallen mehr daran und zog ſich in tiefe Einſamkeit in die Berge zurück, wo er fortan bis zu ſeinem Tode mit ſeiner Frau und ſeinem alten getreuen Freunde lebte.

Die dankbaren Füchſe.

Zwei Freunde trafen auf einem Spaziergange Kinder, welche einen jungen Fuchs gefangen hatten. Sie hielten das Thier in Stricken gebunden und erklärten, es in ihrem Dorfe verkaufen zu wollen; ein junger Mann habe ihnen ein hübſches, blankes Geldſtück dafür verſprochen. Der eine der Freunde beſchloß ſogleich, den Fuchs zu kaufen und bot den Kindern noch mehr dafür; der andere ſpottete anfangs darüber, gab aber doch ſeine völlige Beiſtimmung zu erkennen, als ſein Freund erklärte, er habe das Füchslein nur gekauft, um es auf der Stelle in Freiheit zu ſetzen. So geſchah es denn auch, und beide Freunde freuten ſich herzlich über die poſſierlichen Sprünge des jungen

Fuchſes beim Wiederſehen mit ſeinen Eltern, die anfangs ſehr betrübt, dann höchſt vergnügt, die Vorgänge aus der Ferne beobachtet hatten.

Lange Zeit hernach — niemand dachte mehr an die Geſchichte — erkrankte der Wohlthäter des jungen Fuchſes, der unterdeſſen in eine andere, ferne Stadt gezogen war, ſehr bedenklich. Die Ärzte erklärten, nur der Genuß einer Fuchsleber könne ihn retten. Keiner ſeiner Bekannten aber konnte eine ſolche herbeiſchaffen, und es ward daher ein Brief an einen entfernt wohnenden Freund abgeſandt, mit der Bitte, wenn irgend möglich, recht bald eine Fuchsleber für den Patienten zu ſenden. Es währte nicht lange, da kam ein wohlgekleideter Mann und brachte mit vielen Höflichkeitsbezeugungen, aber in ſehr ernſter und trauriger Stimmung, eine friſche Fuchsleber. Der Kranke ließ ſie ſofort nach ärztlicher Vorſchrift zubereiten und bekam auch durch deren Genuß ſeine Geſundheit vollkommen wieder. Er glaubte natürlich, ſein entfernter Freund habe das Heilmittel geſandt, und war daher ſehr überraſcht, ein paar Tage ſpäter von dieſem die Nachricht zu erhalten, er habe keine Fuchsleber anſchaffen können. Nun erinnerte der Geneſene ſich wohl des früheren Abenteuers und zweifelte nicht, daß die Füchſe, deren Wohlthäter er geworden, in irgend einer Weiſe ihre Dankbarkeit hätten beweiſen wollen. Die Sache blieb jedoch unaufgeklärt, bis er wieder einmal ſeinen früheren Wohnort beſuchte. Hier ſah er den alten Fuchs wieder und rief ihn an. Derſelbe kam auch herzu und berichtete, er und ſeine Frau hätten ſeiner Zeit zu ihrer tiefen Betrübnis durch andere Füchſe erfahren, daß ihr Wohlthäter ſo ſchwer und gefahrvoll erkrankt ſei. Sie hätten es nicht über ſich gewinnen können, ihn im Stiche zu laſſen und hätten lieber den damals durch ihn befreiten und nur durch ihn am Leben erhaltenen Sprößling geopfert, als daß ſie ſeinen Tod ſich zum Vorwurfe hätte machen müſſen. Seine Frau aber ſei noch opferwilliger geweſen, als er ſelbſt, denn ſie habe ſelber ihr Söhnlein getödtet.

Der Mann war tief gerührt und dankte dem Fuchſe mit Thränen in den Augen. Er gelobte aber auch, ſeinen Dank zu bethätigen, und ſtiftete ein ſchönes Fuchsbildnis beim Tempel der Göttin von Inari, gemäß der alten Sitte, ſolche Fuchsbilder — die oft in langer Reihe neben den Tempelzugängen ſtehen — vor den Heiligthümern dieſer Gottheit aufzuſtellen.

Die Fuchshochzeit

Es lebte einſt ein Ehepaar weißer Füchſe, und die hatten einen Sohn, ſo nett und glatt, wie nur je einer zu ſehen war, ſchneeweiß, wie ſeine Eltern. Als der junge Fuchs erwachſen war, da ſagte ihm ſein Vater: „Jetzt will ich mich aufs Altentheil ſetzen und dir das Regiment des Hauſes überlaſſen. Suche du dir eine Frau und fang an, ſelbſt zu wirthſchaften; mit Rath und Hilfe will ich dich gern zu jeder Zeit unterſtützen.“ Der junge Fuchs dankte ſeinem Vater aufs verbindlichſte und begann ſogleich mit Eifer zu arbeiten und den neuen Hausſtand vorzubereiten.

Die Frage, wen er als Braut heimführen ſollte, war auch ſehr bald entſchieden, denn gar nicht weit wohnte ein anderes Paar weißer Füchſe, die ein Töchterchen hatten, das ſeiner Schönheit halber berühmt war, ſein Fell ſtrahlte weithin und war ſo glatt wie Seide. Nun war es vor allen Dingen nöthig, die Einwilligung der Eltern des ſchönen Mädchens zu haben. Allein ein geſchickter Brautwerber fand ſich und brachte die Angelegenheit in der üblichen Weiſe, mit allen erdenklichen Höflichkeitsbezeugungen, ohne weitere Hinderniſſe in Gang. Geſchenke vom Freier kamen an, und der Bote, der ſie mit zierlich geſetzten Glückwünſchen anſchleppte, ward mit reichem Lohn entlaſſen.

Nun ward eine Zuſammenkunft der Brautleute verabredet, damit ſie ſich doch vorher kennen lernten, ehe die Braut in ihres Mannes Haus käme; das übliche Faß Sake wanderte in die Wohnung des künftigen Paares, und es blieb nichts übrig, als einen guten, glückbringenden Tag im Kalender für die Hochzeit auszuwählen.

Endlich kam dieſer heran; aber leider war es recht ſchlechtes Wetter. Schwere Wolken zogen unabläſſig am Himmel dahin, und faſt beſtändig fielen Regenſchauer herab. Dennoch ſetzte ſich der Zug mit der Braut zu rechter Zeit in Bewegung, und, ſiehe da, bei vollem, ſtrömendem Regen lachte die Sonne, gerade als die Braut unterwegs war. Alle Welt wunderte ſich und war darüber ſehr erfreut, und daher ſagt man noch heutzutage in Japan, wenn bei vollem Regen die Sonne ſcheint: „Die Braut des Fuchſes geht in ihres Mannes Haus.“

Hier angelangt, leerte die ſchöne junge Braut die Sakeſchale, von der zuvor ihr Bräutigam getrunken; dann waren alle vergnügt und tanzten, ſangen und tranken nach Herzensluſt.

Und ſo luſtig die Hochzeit, ſo glücklich war das fernere Daſein des jungen Paares. Füchslein, alle nett und weiß von Pelz, der eine noch runder und kräftiger als der andere, umſprangen ſie bald in Menge und gediehen zur Freude der Eltern und des würdigen alten Großvaters, der nicht verfehlte, jeden derſelben ſeinen Schutzpatronen, der Göttin und dem Gotte von Inari, vorzuſtellen und ſie ihrem Schutze zu empfehlen. Und die Götter halfen auch getreulich, die ganze Familie vor böſen Hunden und anderen Feinden zu bewahren, und ſo dauerte das Glück viele viele Geſchlechter hindurch bis auf den heutigen Tag.

*) Reiswein.

Der Sperling mit der durchschnittenen Zunge.

Vor grauen Jahren lebte tief im Gebirge ein altes Ehepaar. Obgleich die beiden eigentlich wenig zu einander paßten, denn der Mann hatte ein gutes, braves Gemüth, die Frau aber besaß einen zänkischen, neidischen Charakter, so hausten sie doch ziemlich einträchtiglich zusammen und waren in Ehren alt geworden.

Eines Tages saß der Greis, wie er dies oft zu thun pflegte, vor seiner Hütte, und da gewahrte er rings umherschauend einen Raben, der einen jungen Sperling*) verfolgte. Der kleine Spatz piepte gar ängstlich, und der große Rabe schlug mit den Flügeln und war schon im Begriffe, mit seinem gewaltigen Schnabel das matte Thierchen zu tödten, als noch gerade zu rechter Zeit der gute alte Mann herzu lief und den Raben verscheuchte, der sich auch alsbald ärgerlich krächzend in die Lüfte erhob. Gutmüthig nahm der Greis den Sperling in die Hand und trug ihn vorsichtig nach Hause. Das Herz klopfte dem Thierchen so ängstlich in der Brust, daß der Alte, von Mitleid erfüllt, ihm Trost zusprach, und als er in sein Zimmer trat, da setzte er das Vögelchen in ein Bauer, in dem es sich recht bald erholte. Als es nun wieder fröhlich zwitschernd in dem Bauer umherhüpfte, da fütterte es der alte Mann mit lauter guten Sachen; auch machte er die Thür des Bauers jeden Morgen auf, damit es sich frei und nicht gefangen fühlen sollte. Der Sperling war darüber guter Dinge; er benutzte diese Freiheit und flog in der Hütte hin und her; kam aber eine Katze, eine Ratte oder sonst ein Feind in Sicht, dann flog unser Spätzlein stets in das schützende Vogelhäuschen zurück. Der Alte hatte über den kleinen Vogel eine unsagbare Freude, und wie er sah, daß derselbe aus Dankbarkeit bei ihm blieb und nicht aus der

*) Die Haus- und Feldsperlinge in Japan gehören sämtlich zu derselben Art wie unsere Feldsperlinge (Passer montanus).

Hütte flog, da hörte er nicht auf, die Klugheit und Zahmheit des lieben Thierchens zu preiſen. Seine Frau aber, die alte böſe Sieben, die ärgerte ſich über den Vogel und kehrte dabei ſo recht wieder ihren böſen Sinn heraus; ſie gönnte dem niedlichen kleinen Thiere das Futter nicht, das ihr Mann ihm täglich brachte, und dieſem gönnte ſie wieder die Freude nicht, die er an dem Vogel hatte. Es iſt doch abſcheulich, daß es ſo manchen mißgünſtigen, bösartigen Menſchen gibt, der es nicht laſſen kann, ſeinem lieben Nächſten das Leben zu verbittern. Zu dieſen gehörte auch die Frau des guten alten Mannes; ſie ſchalt und maulte fortwährend über den Vogel, und als eines Tages der Mann nicht daheim war, da ließ ſie ihrem langgenährten Haſſe gegen den armen Spatzen freien Lauf. Brummend verrichtete ſie ihre Arbeiten im Hauſe und warf drohende Blicke auf den nichts ahnenden Vogel, der luſtig hin und her flatterte. Sie ſtand gerade am Waſchgefäße, in dem ſie ein Gewand wuſch; nachdem dies geſchehen, holte ſie Stärke herbei, um demſelben neuen Glanz zu geben. Und ſiehe, da kam der Vogel herzu, ſetzte ſich auf den Rand des Waſchgefäßes und pickte ein wenig von der Stärke auf. Da aber ergriff das wüthende Weib eine Schere, packte den Vogel und wollte ihn erſt umbringen; doch das Gewiſſen mochte ihr ſchlagen, und ſo ließ ſie ihm das Leben. Aber damit er nicht mehr freſſen und naſchen könnte, wollte ſie ihm die Zunge abſchneiden. Der arme Sperling zog ſein Köpfchen zurück, aber er bekam doch einen tiefen Schnitt in die Zunge und ſchrie laut auf vor Schmerz, ſo daß ihn die böſe Frau losließ. Da flog er in Angſt und Schrecken auf und davon, zum Hauſe hinaus, auf Nimmerwiederſehen.

Als nach einiger Zeit der Alte heimkehrte, fragte er gleich nach ſeinem Liebling, und da erzählte ihm ſeine Frau die ganze Begebenheit und zankte ihn noch gehörig dafür aus, daß er ſich um einen kleinen Vogel ſo anſtellen könne, auf den doch gar nichts ankomme. Sie ſagte, ſie ſei froh, daß der Spatz nicht mehr da ſei, und ſeine Naſchhaftigkeit hätte endlich einmal be-

ſtraft werden müſſen. Der Alte aber war ſo betrübt, daß er ohne alle Scheu vor ſeiner böſen Frau ihr rund heraus erklärte, ſie ſei ein hartherziges Geſchöpf und hätte den armen Vogel für ſein Vergehen viel zu hart beſtraft; und als er ihr ſo ſeine Meinung geſagt, da ſetzte er ſich traurig vor die Hütte und ſpähte nach dem kleinen Sperling, und ſo that er es von nun an Tag für Tag. Doch die Zeit verſtrich, ohne daß das Vöglein zurückkam, und ſo ergab ſich der Greis allgemach in ſein Schickſal und gab ſeinen Liebling verloren.

Nun begab es ſich einſtmals, daß der alte Mann an einem ſchönen, warmen Sommertage ausging und im kühlen Schatten der Bäume langſam dahin ſchlenderte. Ein ſchönes Bambusdickicht lag vor ihm, und dahin lenkte er ſeine Schritte. Als er nun in dasſelbe eintrat, ſah er plötzlich ein wunderhübſches Gärtchen, das er früher nie bemerkt. Und als er verwundert umherblickte, da gewahrte er auch ein nettes, ſauberes Häuschen, und aus dem Häuschen trat ein wunderhübſches, freundliches Mädchen hervor. Dasſelbe ſchritt durch den Garten und öffnete ihm mit herzlichem Gruße die Pforte. „Komm herein, mein lieber, alter Freund," ſprach des hübſche Mädchen, „du haſt mich nun endlich wieder gefunden! Ich bin dein kleiner Sperling, dem du das Leben gerettet und den du ſo treu verpflegt haſt!" Voll Freude ſchlug der alte Mann in die Hände, und als er der Einladung des lieblichen Mädchens folgte und ſah, wie wunderhübſch es wohnte, da kannte ſeine Verwunderung keine Grenzen. Indeſſen hatte er keine Zeit, über dieſe wunderbare Begebenheit nachzudenken, denn kaum war er in das Häuschen eingetreten und hatte auf dem ſchönen Kiſſen, das man für ihn hinlegte, Platz genommen, da mußte er eſſen; das hübſche Mädchen brachte ihm viele Delikateſſen, die er ſonſt nicht bekam, und dabei bediente ſie ihn ſo gut und liebenswürdig, daß er ſich nach Herzensluſt pflegte und oft vor Freuden laut auflachte. Kaum war das Mahl verzehrt, ſo nahm das Mädchen ſein Saitenſpiel zur Hand und machte mit ſeinen Kameradinnen, die es herbeigerufen, ſchöne

Muſik; es ward auch getanzt, und da verging die Zeit ſo herrlich, daß der alte Mann gar nicht merkte, wie es dunkel wurde; auch dachte er nicht im mindeſten daran, daß ſeine Frau ſicherlich kein kleines Gezänk anfangen würde, wenn er ſo ſpät nach Hauſe käme. Nein, in dieſen glückſeligen Augenblicken konnte der gute Greis in der That an ſo etwas nicht denken, und ſo nahm er auch ohne alles Bedenken die Einladung ſeiner lieben Freundin an, daß er über Nacht da bleiben möchte. Er ſchlief auf den reichen, ſchönen Decken, die man ihm auf den Boden ausbreitete, herrlich bis an den lichten Morgen, und als die Sonne durch das Bambusgezweig blitzte, da machte er ſich bereit, Abſchied zu nehmen, und dankte herzlich für die freundliche Bewirthung. Doch ſo ohne weiters ließ ihn ſeine kleine Freundin nicht ſcheiden. „Wie kannſt du denken," ſprach ſie, „daß ich dich ohne ein Geſchenk ziehen laſſe?" Und damit ließ ſie ein paar Kaſten herbeitragen, von denen der eine klein, der andre aber groß und ſchwer war. Beſcheiden, wie der gute Alte ſtets war, wählte er auch jetzt den kleinen Kaſten, den er mit vielen Dankesworten in ein Tuch ſchlug und auf den Rücken nahm. Nun geleitete ihn das hübſche Mädchen aus dem Hauſe und durch das Gärtchen und ſagte ihm Lebewohl.

Leichten Muthes und dankbaren Herzens ging nun der Alte ſeines Weges und kam wohlbehalten in ſeiner Hütte an. Aber nun könnt ihr euch wohl denken, wie er bei ſeinem Eintritt in das Zimmer empfangen wurde! Hui, das gab ein Keifen und Schelten, als wie von böſen Geiſtern. Doch der gute Greis ließ ſeine zänkiſche Frau gewähren; er ließ ſie poltern, ſo viel ſie wollte, und dachte bei ſich: „zuletzt hört ſie doch auf, denn zu einem Zanke, der lange andauert, gehören immer zwei." Damit hatte er ſich ſtets getröſtet, wenn ſeine Frau böſer Laune war, und deshalb ſteckte er auch diesmal ein Pfeifchen an und ſetzte ſich nieder, um auszuruhen. In ſeinem Herzen war eitel Freude und Luſt; er konnte die lieben Spätzchen, die ihn ſo ſchön bewirthet, nicht vergeſſen, und als nun ſeine Blicke ganz unwillkürlich auf den

hübſchen Kaſten fielen, den er zum Geſchenk erhalten, da nahm er ihn zur Hand und öffnete ihn, um zu erfahren, was darinnen ſei. Aber was war das? Lauter blitzendes Gold und Edelgeſtein! Er ſaß ganz ſtarr und ſteif vor Verwunderung, während ſeine Frau, die neugierig herzugetreten war, ſofort den ganzen Inhalt auf die Matte ſchüttete und die Koſtbarkeiten auseinander ſuchte. Nun leuchteten ihre Augen, und ganz freundlich bat ſie ihn mit ſanften Worten, ihr umſtändlich ſein Abenteuer zu erzählen. Der Alte willfahrte auch ihrem Wunſch und berichtete alles, was ihm mit den Sperlingen begegnet war, ohne die geringſte Kleinigkeit auszulaſſen. Voller Staunen hörte die Frau ihm zu, doch als ſeine Erzählung bis zu den beiden Kaſten gekommen war, und als ſie nun hörte, daß ihr Mann den großen ſchweren Kaſten ausgeſchlagen und dafür den kleinen genommen hatte, da ging der Tanz von neuem los und das Zankmaul ſtand nicht eher ſtill, als bis der alte Mann ganz genau den Weg zu den lieben Sperlingen beſchrieben hatte. Sofort legte die Frau ihre beſten Kleider an und machte ſich auf den Weg. In ihrer Gier aber ging ſie ſo raſch von dannen, daß ſie nicht gehörig auf den Pfad achtete, und erſt nach manchem Hin- und Herlaufen ſehr mühſam das Häuschen der Sperlinge fand. Und als ſie dasſelbe endlich in dem niedlichen Garten vor ſich ſah, da klopfte ſie nicht beſcheiden, wie es ſich gehört und wie es ſchicklich iſt, an die Thür, nein, ſie drang ohne weiteres durch den Garten bis an das Haus, als ob es ihr gehöre. Die Sperlinge waren ganz erſchrocken darüber, und das ſchöne Mädchen, das ſeine Feindin wohl erkannte, berieth ſich erſt längere Zeit mit ihren Genoſſen, was zu thun ſei. Doch ſo ohne weiteres durfte man die alte Frau nicht aus dem Hauſe werfen, das wäre nicht ſchön geweſen, und ſo machten ſie alle gute Miene zum böſen Spiele und hießen den unliebſamen Gaſt willkommen. Schöner Kuchen und Wein wurde herbeigeſchafft, und als ſich die Alte weidlich gepflegt hatte, da glaubten die Sperlinge, ſie würde nun gehen; doch weit gefehlt! „Wollt ihr mir denn nicht auch ein Abſchiedsgeſchenk

geben?“ fragte ſie endlich geradezu, da ſie merkte, daß man ſie gar nicht zum Dableiben nöthigte. „Von Herzen gern,“ entgegnete das ſchöne Mädchen und ließ ſofort wieder zwei ebenſolche Kaſten bringen, wie voriges Mal. Ohne alles Beſinnen griff die alte Frau nach dem großen, ſchweren Kaſten, den ſie auch ohne weiteres auf den Rücken nahm, und mit flüchtigem Abſchiedsgruß eilte ſie fort.

Doch ſo raſch, wie ſie vermeinte, kam ſie nicht nach Hauſe denn der große Kaſten wurde ſchwerer und ſchwerer, ſo daß ſie keuchend unter der Laſt ſchier zuſammenbrach. Nur ihre Habgier und ihr Geiz ſtachelten ſie immer wieder zu neuen Anſtrengungen an, und ſo kam ſie mit Aufgebot der letzten Kräfte endlich mit dem Kaſten in ihre Hütte zurück. Kaum hatte ſie die Schwelle überſchritten, ſo ſank ſie ermattet zu Boden; nachdem ſie ſich indeſſen nur einigermaßen wieder erholt hatte, machte ſie ſich daran, den Verſchluß des ſchweren Kaſtens zu öffnen. Der Abend war bereits hereingebrochen, und es war im Hauſe ganz dunkel; doch das machte dem gierigen Weibe nichts aus. Sie nahm ſich nicht die Zeit, Licht anzuzünden und hatte keine Ruhe, ehe ſie die koſtbaren Schätze unterſucht hatte, die ſie im Kaſten vermuthete. So löſte ſie denn haſtig, wenn auch nicht ohne Mühe, den Verſchluß, und endlich ſprang der Deckel in die Höhe. Aber, o Schrecken! keine Kleinodien und Koſtbarkeiten kamen zum Vorſchein, ſondern ſcheußliche Geſpenſter mit glühenden Augen, mit ſchlangenartigen Schwänzen und mit ſcharfen Krallen ſtürzten aus dem Kaſten hervor und peinigten das böſe Weib auf alle erdenkliche Weiſe. Und ſo bekam ſie für alle ihre Schlechtigkeit, für ihre Habgier und für ihre Grauſamkeit ihre wohlverdiente Strafe.

Die Spatzenhochzeit.

In einem Walde, weit ab von der Heerſtraße, lebte einſt ein wohlhabender Spatz, der von ſeinen Nachbaren geehrt und von ſeiner Frau und ſeinen Kindern ſehr geliebt wurde.

Einer ſeiner Söhne, der ſtattliche Tſchiotaro, war ein ſehr vergnügter Burſch; weit in den Wald hinaus zu fliegen, das war ſeine Luſt, und wenn er dann nach Hauſe kam, ſo erzählte er ſeine Erlebniſſe in ſo drolliger Weiſe, daß ſein Vater oft auflachte und ihn ob ſeines luſtigen Weſens höchlich belobte.

Eines Tages flog Tſchiotaro wieder fort, und da kam er von ohngefähr in daſſelbe Bambusdickicht, in welchem die Spätzin mit der geſchlitzten Zunge wohnte. Der glückliche Junge! Die Götter waren ihm gut, die ihn ſo, ganz ahnungslos, dieſes Weges geführt hatten; denn die Spätzin mit der geſchlitzten Zunge, welche, wie wir wiſſen, ein ſehr ſchönes Mädchen war, hatte ſich verheiratet und beſaß nun ein ebenſo ſchönes Töchterchen; ja vielleicht war dies noch ſchöner, als ſie früher ſelbſt geweſen war. Die kleine Oſuzu war wirklich ein reizendes Geſchöpf, und Tſchiotaro ſah ſie kaum von weitem, als er ſich auch ſogleich ſterblich in ſie verliebte. Ein wenig ſcheu hüpfte er zu dem ſchönen Mädchen heran, doch wie er merkte, daß Oſuzu ſeinen Gruß nicht unfreundlich erwiderte, wurde er kühner, ſetzte ſich zu ihr und unterhielt ſich mit ihr in der angenehmſten Weiſe. Als der Abend kam, flog er heim, und erklärte ſofort ſeinem Vater, daß die ſchöne Oſuzu und keine andere ſeine Frau werden müſſe. Der Vater hörte die Wünſche ſeines Sohnes zwar ruhig an, war aber doch darüber ſehr betreten; er, der reiche, angeſehene Mann, konnte ſeinen Sohn doch nicht mit dem erſten, beſten Mädchen verheiraten, in das ſich derſelbe verliebte! Nein, das war unmöglich! Und ſo ſaß der Alte da, wiegte den Kopf bedenklich und blickte ſinnend in die verglühende Aſche des Kohlentopfes. Tſchiotaro aber, der wohl merkte, was für Gedanken

ſeinem Vater durch den Kopf gingen, beruhigte ihn und erzählte, daß Oſuzu aus ſehr guter Familie ſtamme, berichtete umſtändlich von dem netten, ſchönen Hauſe, in welchem ihre Eltern wohnten und von allem, was er geſehen, in ſo ſchönen Farben, daß der alte Spatz ſich entſchloß, fernere Erkundigungen über Oſuzus Familie in dem fernen Bambushaine einholen zu laſſen. Und als ſich alles beſtätigte, was Tſchiotaro erzählt hatte, da war der Alte mit der Verheiratung zufrieden, und man bereitete die üblichen Förmlichkeiten vor. Eine Vermittlerin ward nach altem Brauche zu Oſuzus Eltern geſandt, und nach einigem Hin- und Herreden wurde der Hochzeitstag anberaumt. Die beſten Geſchenke, die aufzutreiben waren, wurden vom Bräutigam der Braut geſchickt, und als die Eltern derſelben alles dazu gelegt hatten, womit ſie ihr Töchterchen auszuſtatten gedachten, da ward alles zuſammen in das neue Haus der künftigen jungen Eheleute gebracht, das auf halbem Wege von den Wohnungen beider Elternpaare lag. Dabei verſäumte man jedoch nicht, eine gehörige Menge Reiswein in das hübſche neue Häuschen zu ſchaffen, und als auch dies erledigt war, da konnte man mit Ruhe den Hochzeitstag erwarten. Und als er endlich erſchien, da kamen von weit und breit alle Verwandten, Freunde und Bekannten in ſo großer Zahl daher, daß der Wald wohl noch nie ſolch einen fröhlichen Lärm gehört und eine ſo große Menge Spatzen beiſammen geſehen hatte.

Der lange Hochzeitszug ging von Oſuzus elterlichem Hauſe geraden Weges zu der neuen Behauſung Tſchiotaros. Hier tranken Bräutigam und Braut den Wein, der ſie zu Mann und Frau weihete, und dann trank und ſang die ganze Geſellſchaft tapfer darauf los. Es wurde geſchmauſt bis in den ſpäten Abend; die Sonne war längſt hinter den Bergen verſchwunden, und noch immer ſchwatzten und lärmten die Spatzen im Walde, als ob ſie heute vergeſſen hätten, ſchlafen zu gehen. Doch endlich, als die Nacht hereinbrach, da ward es ſtille ringsumher, der Hochzeitsjubel verſtummte und Tſchiotaro und Oſuzu waren Mann

und Frau. Beide waren ſehr glücklich und lebten Tag aus, Tag ein zufrieden in dem friſchgrünen Bambusdickicht, in dem ihr Häuschen ſtand; ſie bekamen auch viele ſchöne Kinder und alles gedieh um ſie her, und ſie haben es niemals bereut, daß ſie einander geheiratet haben.

Des Canuki Scherflein.

Einſt lebte in einem Dorfe der Landſchaft Hidatſchi, die ſich längs der öſtlichen Meeresküſte im Norden von der Hauptſtadt Tokio ausbreitet, ein frommer Prieſter, der mit Wohlthun und ſteter Bethätigung der Liebe zu ſeinen Nächſten ſtill, aber vergnügt ſeine Tage verbrachte. Anſpruchslos, wie er war, klagte er nie, daß die Götter ihm keine von den Prieſterſtellen gewährt hatten, welche irdiſche Schätze verleihen; er fühlte ſich vollkommen zufrieden im Beſitze des wenigen, was er hatte. Sein Amt beſorgte er mit ſeltener Treue, und wenn er nach gethaner Arbeit abends in ſeinem friedvollen Stübchen ſaß, blieb ihm nichts zu wünſchen übrig. Seine Wohnung lag dicht neben dem Tempel in einem ſchönen Cedernhaine, der im Sommer Kühlung gewährte, im Winter aber, wenn die Stürme vom Ozean daher weheten und in den hohen Wipfeln der Cedern rauſchten, dann ſchob der fromme Prieſter ſeine Läden dicht zu und ſetzte ſich neben dem Kohlentopf nieder. Wenn derſelbe recht in Gluth war und eine behagliche Wärme verbreitete, dann fühlte er ſich ſo glücklich, daß er mit keinem Fürſten hätte tauſchen mögen.

Einſtmals, es war ein bitter kalter Winterabend, ſaß er in ſeiner wohldurchwärmten Klauſe an ſeinem Tiſchchen und las mit gedämpfter Stimme in ſeinen Gebetbüchern, als er plötzlich ein leiſes Pochen an den äußeren Läden, welche rings um das

Haus liefen, zu vernehmen glaubte. Er horchte auf, und als ſich das beſcheidene Klopfen wiederholte, ſtand er auf, ſchob den Riegel an dem Thürladen zurück und öffnete. Zu ſeiner großen Verwunderung ſtand ein Tanuki*) vor der Thür und bat um Einlaß. Mitleidig, wie der Prieſter war, gewährte er dem armen Thiere, das vor Kälte und Hunger zitterte, gern ſeine Bitte, er hieß den Tanuki ſich wärmen, und als er ſein Abendbrot verzehrte, gab er ihm einige Fiſchabfälle und ſättigte den Gaſt ſo gut er es vermochte. Als die Zeit kam, wo ſich der Prieſter zur Ruhe legte, war der Tanuki in ſeinem Winkel bereits vor Erſchöpfung eingeſchlafen; der Prieſter ließ ihn daher ungeſtört liegen. Aber am anderen Morgen war das Thier ſchon frühzeitig aufgeſtanden; es dankte ſeinem Wirthe und verabſchiedete ſich. Der Prieſter ſah den ſeltſamen Beſuch lächelnd ziehen und hatte ihn faſt vergeſſen, als am Abend ſich das nämliche wiederholte. Der Tanuki klopfte, ward eingelaſſen und gefüttert, und nachdem er die Nacht gut und ungeſtört geſchlafen, ging er am nächſten Morgen wieder fort. So lange die Winterszeit dauerte, kam nun Abend für Abend der Tanuki, und der Prieſter gewöhnte ſich ſo an ſeinen Geſellſchafter, daß er ganz betrübt wurde, wenn derſelbe einmal ausblieb. So verging der Winter, und als es Frühling wurde, da mußte der Tanuki ſcheiden; denn ſeine Heimat war der Wald, und dort hatte er auch Angehörige, zu denen er zurückkehren mußte. Er nahm alſo Abſchied von ſeinem Freunde, dem Prieſter, und verſprach, wieder zu kommen, ſobald die kalte Jahreszeit ins Land zöge. Der Prieſter war damit zufrieden und beurlaubte den Tanuki, und als der Sommer vergangen war und Schnee die Flur bedeckte, als nachts rauhe Stürme einherjagten und Kälte und Froſt mit ſich brachten, da ſtellte ſich der Tanuki richtig wieder ein und verbrachte die

*) Eine beſondere Art fuchsartiger Thiere, nicht viel kleiner als der Fuchs, aber grau gefärbt, mit nur mäßig langem Schwanz und im Stande zu klettern. Der ſyſtematiſche Name iſt Nyctereutes viverrinus. Dies Thier iſt häufig in Japan und beliebtes Jagdthier.

Abende in der warmen Stube des Prieſters auf die behaglichſte Weiſe.

Abermals war der Winter verſtrichen, und der Frühling nahete. Da fragte eines Abends der Tanuki ſeinen Wirth, ob er denn gar keinen Wunſch habe? Der Prieſter dachte ein Weilchen nach und erwiderte dann freundlich: „O, ja, ich hätte wohl einen Wunſch, aber den kann ich mir nicht erfüllen. Sieh, ich möchte ſo gern mir eine Grabſtätte an einem heiligen Orte kaufen und das Geld haben, das ich für einige Feierlichkeiten bei meinem Begräbniſſe beſtimmen könnte. Indeſſen gehören zu dieſen Dingen drei Thaler, und die vermag ich nicht aufzubringen; ein armer Prieſter, wie ich, muß froh ſein, wenn er kümmerlich ſeinen Lebensunterhalt zu beſtreiten vermag.“ Als er nun aber ſah, daß der Tanuki darüber ganz betreten ward und ſehr trübſelig daſaß, ſetzte er ſogleich hinzu: „Was ſchadet es? Im Grunde ſind meine Wünſche doch nur Eitelkeiten, deren ich mich ſchämen ſollte. Was verſchlägt es, wie man beſtattet wird? Das beſte Andenken geben gute Thaten!“ Der Tanuki, in Gedanken verloren, entgegnete nichts weiter und berührte den Gegenſtand dieſes Geſpräches nicht wieder. Wie nun die warme Frühlingsſonne vom Himmel herniederſtrahlte und alles mit Blüthenpracht überſchüttete, da nahm das Thier von ſeinem Wirthe Abſchied und verſchwand wie das Jahr vorher. Der Sommer verging, wie in jedem Jahre; er brachte der Freuden viele, ſpendete ſeinen Reichthum an Früchten jeder Art und ließ die Menſchen faſt vergeſſen, daß es einen Winter gäbe. Doch der böſe Geſell kam unvermerkt dahinter her mit allen ſeinen Unbilden; Flur und Straßen wurden menſchenleer, die Vögelchen verkrochen ſich in ihre Schlupfwinkel, der heiſere Schrei des Fuchſes tönte durch die kalte Nacht, und wer ein ſchadhaftes Haus hatte, der ſtopfte jede Spalte zu und trachtete, ſich ſo gut es ging vor der Kälte zu ſchützen.

Schon manche Nacht hatte der Prieſter in ſeinem warmen Zimmer geſeſſen und den Tanuki erwartet; er kam nicht, und

ſo oft auch der gute Prieſter vor die Thür eilte, wenn es wie ein leiſes Klopfen ertönte, ſo mußte er doch ſtets unverrichteter Sache die Thür wieder ſchließen. Der Tanuki kam nicht, er war und blieb verſchwunden. Im nächſten Jahre wartete der Prieſter ebenſo vergebens, und als der Tanuki auch im dritten Winter ausblieb, da gab ihn der Prieſter verloren und meinte, ein Jäger hätte das arme Thier erlegt, oder ein Bär oder Wolf hätte es zerriſſen. So verging die Zeit; der Prieſter fühlte mehr und mehr, wie alt er wurde und dachte oft an ſeinen Tod.

Der Sommer war abermals dahin und der Winter im Anzuge, als eines Abends wieder, ganz wie ehedem, ein leiſes, beſcheidenes Klopfen an den Außenläden des Hauſes ertönte. Neugierig ſprang der Prieſter auf und öffnete, und o Freude, da ſtand unverſehrt der Tanuki. Der Prieſter ließ den alten Freund raſch eintreten, und als derſelbe auf ſeinem alten Platze ſich's bequem gemacht hatte, da erzählte er auf die Frage des Prieſters, wo er denn die drei letzten Winter geſteckt habe, folgendermaßen:

„Euer Wunſch, den Ihr gegen mich ausſprachet, ging mir ſehr zu Herzen, und ich beſchloß, alles mögliche dafür zu thun und zu wagen, daß ich Euch die drei Thaler verſchaffte, welche Ihr zu einem würdigen Begräbniſſe braucht. Als ich mich umhörte, wo ich wohl etwas verdienen könnte, da vernahm ich viel Rühmens von der Inſel Sado, wo viel Goldwäſchereien wären. Ich erbettelte mir daher das Geld für die Überfahrt und fing dort an zu arbeiten. Aber das Gold iſt rar, und meine Pfoten waren ſo ungeſchickt, daß ich drei Jahre brauchte, um ſo viel Gold zu ſammeln, daß es für Euch genügt. Hier ſind nun die drei Thaler in dieſem Täſchchen; bitte, nehmt es freundlich an!“

Der Prieſter war nicht nur aufs äußerſte erſtaunt, ſondern auch tief gerührt. Er weigerte ſich, das ſo ſauer erworbene Geſchenk des Tanuki anzunehmen; allein dieſer bat ihn mit Thränen in den Augen darum und ſagte: „Was würde mir das Geld nützen! Ich könnte es ja doch nicht brauchen!“

„Wenn ich ſo ohne weiteres das Geld annehme," entgegnete der Prieſter, „ſo wird man ſicherlich ſagen, es ſei nicht ehrlich verdient. Beſtehſt du alſo darauf, daß ich es annehme, ſo muß ich dich bitten, mit mir in den Tempel zu gehen und deine Erzählung vor aller Welt zu beſtätigen, damit man mir glaubt und mich nicht für einen Betrüger hält."

Der Tanuki war es zufrieden und erfüllte die Bitte des Prieſters. Alle Menſchen aber, welche ſeine Erzählung hörten, prieſen den treuen, dankbaren Tanuki.

Der Prieſter kaufte ſich nun einen Begräbnisplatz an heiliger Stelle und beſtellte die Opfer, welche bei ſeinem Tode gebracht werden ſollten. Hochgeehrt von aller Welt lebte er aber noch lange Jahre, und der Tanuki kam Winter für Winter jeden Abend zu ihm und leiſtete ihm in ſeiner Einſamkeit treu Geſellſchaft.

Die Krabbe und der Affe.

Es war einmal eine Krabbe, die wohnte an der Schattenſeite eines Berges in einer netten kleinen Höhle. Sie hielt dieſelbe reinlich, wie es einer guten Hausfrau geziemt, und nährte ſich durch Fleiß und Arbeitſamkeit redlich. Eines Tages ſah ſie auf dem Wege gekochten Reis liegen, der wahrſcheinlich von einem Wandersmanne zurückgelaſſen war, welcher hier ſeine Mahlzeit gehalten hatte. Geſchwind lief ſie herzu, bemächtigte ſich der leckeren Mahlzeit und machte ſich daran, dieſelbe in ihre Wohnung zu tragen. Da trat ein Affe, der auf demſelben Berge wohnte, zu ihr heran, und da er auch ſehr lüſtern auf den Reis war, ſo bot er ihr einen Tauſch an. Der ſchlaue

Burſch hatte eben einen ſchönen, ſaftigen Kaki*), ſo roth wie ein Liebesapfel und ſo ſüß wie Zucker, gegeſſen; von dieſem hielt er die Kerne in der Hand und wollte dieſelben der Krabbe für den Reis geben. Nun glaubt ihr wohl, die Krabbe hätte den Affen ausgelacht ob des lächerlichen Vorſchlags? Nein, das that ſie nicht; das kluge Thierchen legte den Kopf auf die eine Seite, blickte dem Affen gutmütig in das verſchmitzte Geſicht und ging den Tauſch nach einigem Beſinnen ein. Der Affe verſchlang ſofort den Reis, und die Krabbe zog mit den Kernen des Kaki heim, die ſie ſogleich in ihrem kleinen Garten gerade vor der Öffnung ihrer Höhle pflanzte.

Eine lange Zeit war verfloſſen, als der Affe wieder einmal des Weges kam und die Krabbe, welche gemüthlich vor ihrer Thür im Schatten eines herrlichen Kakibaumes ſaß, höflich begrüßte. Das war nämlich derſelbe Baum, der aus ihren Kernen ſeitdem emporgewachſen war. „Guten Tag," ſprach der Affe. „Schönen Dank," ſagte die Krabbe. „Dein Baum," fuhr jener fort, „hat ja ausnehmend ſchöne Früchte; ich bin ſehr hungrig, willſt du mir nicht ein Paar derſelben ſchenken?" „Herzlich gern wollte ich das," entgegnete die Krabbe, „doch mußt du mich entſchuldigen, ich kann nicht auf den Baum klettern und dir welche herunter holen." „Das brauchſt du auch nicht," fiel ihr der Affe ins Wort, „das kann ich ſelbſt, wenn du mir nur die Erlaubnis geben willſt." Die gutmüthige Krabbe that dies denn auch auf ſeine wiederholten Bitten, doch unter der Bedingung, daß er die Hälfte der Früchte, welche er abpflückte, ihr geben müſſe. Der Affe erklärte ſich mit dieſer Bedingung einverſtanden und war im Nu oben in den Zweigen des ſchönen Baumes. Doch was that er nun, der loſe Schalk? Er that ſich gütlich, aß ſo viel der herrlichen Kaki, daß ihm faſt der Bauch platzte, und dann ſteckte er noch alle Taſchen voll. Als die Krabbe ſah, daß alle die reifſten und ſchönſten Früchte von

*) Frucht von Diospyros Kaki, ſehr ſchmackhaft und von der Größe eines Apfels, ſehr beliebte Obſtſorte in Japan.

dem Baume verſchwanden, und der Affe ihr nur ein paar ſchlechte Kaki zuwarf, da rief ſie ihm zu und ſagte, er ſei ein ſchlechter Kerl, der ſein Verſprechen ſchlecht halte und ganz und gar ſeiner Pflicht vergäße. Aber da kam ſie ſchön an; der Affe ſchalt ſie ganz gehörig und bewarf ſie mit ſo viel unreifen oder faulen Früchten, daß ſie faſt argen Schaden gelitten hätte. Und wie nun die arme Krabbe ſah, daß gegen den falſchen Affen nichts auszurichten ſei, weil er viel ſtärker war als ſie, da nahm ſie zur Liſt ihre Zuflucht. „Herr Affe," rief ſie, „du kannſt wohl ſchön klettern, aber ſo voll wie du dich jetzt geſtopft haſt, biſt du doch nicht im Stande, einen regelrechten Purzelbaum zu ſchlagen; nicht wahr, das kannſt du nicht?" Kaum war ihr das Wort aus dem Munde, da ſchlug der Affe, der richtig in die Falle ging, zwei, drei Purzelbäume um den Aſt, auf dem er aß, und dabei fielen ihm alle die ſchönen Kaki, die er eingeſteckt hatte, aus den Taſchen heraus und kollerten am Boden umher. Die Krabbe war nicht faul und zog flink, flink die beſten Kaki ins Haus. So brachte ſie eine ziemliche Anzahl in Sicherheit; als ſie aber wieder einmal zum Vorſchein kam, um abermals eine Frucht zu holen, da packte ſie der Affe und prügelte ſie ſo, daß ſie für todt liegen blieb. Der Affe ſprang fort und ſuchte das Weite.

Da war es ein Glück für die arme Krabbe, daß ſie noch Freunde hatte, die ihr zu Hülfe eilten, als ſie hörten, was ihr begegnet war. Die Weſpe kam zuerſt, tröſtete die Krabbe und pflegte ſie, dann aber flog ſie zu dem Ei und zu dem Reismörſer und erzählte ihnen die ganze Geſchichte von dem ſchlechten Streiche des Affen. Beide gingen nun mit der Weſpe zu der Krabbe, und da ſie mit Recht muthmaßten, daß der Affe wiederkommen würde, um ſich von den ſchönen Früchten abermals unrechtmäßiger Weiſe einige anzueignen, ſo beriethen ſie ſich, wie ſie den Böſewicht für alle Zeiten unſchädlich machen könnten. Der Mörſer kletterte auf den Querbalken über der Eingangthür und ſetzte ſich ſtill auf denſelben. Das Ei legte ſich ruhig auf

die Erde und that ganz unſchuldig. Die Weſpe flog zu dem Waſſereimer und ſetzte ſich in eine dunkle Ecke. Die Krabbe aber kroch tief in ein Erdloch und ließ nichts von ſich blicken. Da kam denn auch recht bald mein lieber Affe richtig herbei, und da er ein böſes Gewiſſen hatte, ſo that er ganz ſcheinheilig und hielt vor der Thür eine lange Entſchuldigungsrede. Indeſſen blieb alles ſtill; er blickte ins Haus, ſah Niemand und trat ein. Auch hier ſuchte er überall die Krabbe vergebens, und weil er nun von Natur gierig war, ſo ſah er das Ei nicht ſobald da liegen, als er es auch ergriff und auf das Kohlenfeuer legte. Das Waſſer floß ihm im Munde zuſammen, ſo freute er ſich auf den Schmaus; wenn die Krabbe heim käme, ſo dachte er ſchadenfroh, dann könne ſie zuſehen, wie ſie das Ei wieder bekäme. Aber während ihm dieſe Gedanken noch durch den Kopf gingen, platzte das Ei, und die ſcharfe Schale flog ihm in tauſend Stückchen an den Kopf und zerriß ihm das Geſicht. Nun lief er zu dem Waſſer, um ſich zu kühlen, doch wie er nur die Hand danach ausſtreckte, da kam die Weſpe mit lautem Geſumm aus ihrem Winkel hervor und ſtach ihn tief und unbarmherzig in die Naſe. Der Affe ſchrie laut auf und ergriff die Flucht; aber dabei ſollte er noch ſchlimmer wegkommen, denn im rechten Augenblicke, als er gerade über die Schwelle lief, ſtürzte ſich der ſchwere Mörſer von ſeiner Höhe herab auf den armen Sünder und tödtete ihn mit einem Schlage. Da lag er nun, der böſe Schelm, und hatte ſeine verdiente Strafe bekommen. Die Krabbe aber erholte ſich bald vollends und lebte nun in Frieden und in guter Ruhe weiter, bis ſie nach langen lieben Jahren unter ihrem ſchönen Kakibaume ſtarb.

Der Haſe und der Tanuki.*)

Mitten zwiſchen hohen Bergen, aber nicht weit von einem größeren Fluſſe, lebte einſt ein alter Bauer mit ſeiner Frau. Der große Wald, der rings um ſeine Wohnung ſich weit, weit hin ausdehnte, gewährte ihm faſt ſeinen ganzen Lebensunterhalt, denn täglich ging er dahin, um dies oder jenes zu ſammeln, das nachher in ſeiner eigenen Wirthſchaft verbraucht oder von ihm verkauft wurde. Bei ſeinen Wanderungen ſchloß er feſte Freundſchaft mit dem guten Haſen, mit dem er manch Stündlein verplauderte, wenn er ſich am Wege niederſetzte und ſeine mitgenommene Mahlzeit verzehrte. Der Tanuki aber ſah dies mit Neid und Mißgunſt an, denn er war ein böſes, zankſüchtiges Thier; er beſtahl den Bauer ſo oft er konnte, fraß oder verdarb das Eſſen, das der Bauer dem Haſen geben wollte, und verübte ſo manchen Schabernack gegen die beiden Freunde, daß ſie endlich die Geduld verloren und dem Tanuki nach dem Leben trachteten.

So legte ſich denn der Bauer eines Tages in den Hinterhalt, und als der Tanuki nichts ahnend des Weges kam, da überfiel ihn der Bauer, packte ihn und band ihm alle vier Beine mit Stricken feſt, ſo daß er ſich nicht rühren noch regen konnte. Voll Freude ſchleppte er ihn nach Hauſe; jetzt war er Herr des böſen Thieres, das ihm ſo manchen Verdruß bereitet hatte. „Nun ſoll er es mit dem Tode büßen," ſagte er zu ſeiner Frau, „wir wollen ihn ſchlachten und ſein fettes Fleiſch kochen." Mit dieſen Worten hängte er den Tanuki mit dem Kopfe nach unten an einen Balken auf, und da kein Holz im Hauſe war, ſo ging er nochmals in den Wald, um ſich die nöthige Feuerung zuſammen zu holen.

Die alte Frau, welche eben dabei war, den Reis für die Woche im Mörſer zu ſtampfen, rührte den ſchweren Stößel ganz gewaltig, damit ſie die ſaure Arbeit vollendet hätte, wenn ihr

*) S. Märchen: des Tanuki Scherflein, S. 26.

Mann aus dem Walde zurück käme. Während ſie ſo emſig arbeitete und kaum aufblickte, hörte ſie auf einmal ein Wimmern und Wehklagen, das der Tanuki ausſtieß. Sie hielt nun inne mit der Arbeit und blickte zu demſelben empor. Das eben hatte der Schalk gewünſcht, und nun that er ſo ſanft und bat die Frau ſo kläglich, ihn doch von den Stricken zu befreien, die ihm ſo weh thäten, daß ſie auch ganz mitleidig gegen ihn wurde. Noch aber rührte ſie ſich nicht vom Flecke und behielt den Stößel in der Hand, denn ſie dachte, ihr Mann würde es ihr ſehr verübeln, wenn ſie ſeinen Feind losbände. Der Tanuki aber war viel zu klug und fing mit neuen Liſten und Ränken wieder an zu bitten. Die Frau möchte ihn nur losbinden, ſagte er, er wollte auch ganz gewiß nicht fortlaufen und wollte ihr den Reis in kurzer Zeit fertig ſtampfen. „Dann kannſt du dich erholen," ſetzte er in gutmüthigem Tone hinzu, „denn das Reisſchälen iſt eine ſchwere Arbeit und paßt nicht für ſchwache Frauen." Das leuchtete auch der Alten ein, und ſo band ſie den Tanuki los. Die gute, alte einfältige Frau! Nun mußte ſie für ihre Leichtgläubigkeit büßen. Denn kaum ſtand der böſe Tanuki auf den Füßen, ſo packte er die Frau, nahm ihr die Kleider ab und warf ſie unbarmherzig in den großen Reismörſer. In wenig Augenblicken hatte er ſie kurz und klein geſtampft. Allein damit noch nicht zufrieden, ſtellte er einen Topf aufs Feuer und kochte dem Bauer ein Mittagseſſen aus dem Fleiſche ſeiner Frau. Als er aber damit fertig war und aus der Thür hinausblickte, da ſah er den Alten mit einem großen Bündel Holz herankommen. Nun zog er nicht allein die Kleider der alten, von ihm gemordeten Frau über ſeinen Leib, ſondern nahm auch durch Zauberkünſte, die er verſtand, ihre Geſtalt an. Geſchwind ſetzte er dem Bauer ſein Eſſen vor, und da derſelbe ſehr hungrig war, ließ er es ſich gut ſchmecken und aß alles auf. Und wie der falſche Tanuki ſah, daß nichts mehr übrig war, da lachte er hell auf, ließ die Kleider auf die Matte fallen und nahm ſeine eigene Geſtalt wieder an. Und nun ſchalt er den Bauern: „Du biſt ein

ſchlechter Kerl, der Thiere fängt und ſie ſchlachten will, pfui! Jetzt haſt du dich in deiner eigenen Falle gefangen, denn was du gegeſſen haſt, das war deine Frau, und wenn du ihre Knochen haben willſt, ſo geh nur vor das Haus und ſieh unter den Fußboden, da liegen ſie!“ Wie er dies geſagt hatte, lief er fort und verſchwand bald im Walde.

Der alte Bauer aber war ſtarr vor Schrecken und ſo betrübt, daß er ſich lange nicht vom Flecke rühren konnte. Dann ſammelte er jedoch ſorgfältig die Knochen ſeiner guten alten Frau, die er richtig fand, beſtattete ſie und ſchwur dem böſen Tanuki ewige Rache. Als er ſein Werk vollendet, ſetzte er ſich in ſein einſames Haus und weinte bitterlich, und das war ihm auch nicht zu verdenken, denn er hatte ja ſeine eigene Frau ohne es zu ahnen ſelbſt aufgegeſſen.

Wie er nun weinte und jammerte, da kam ſein Freund, der Haſe, vorbeigeſprungen; der ſpitzte die Ohren und horchte auf das Klaggeſchrei des Alten, und wie er deutlich hörte, daß dieſer und kein anderer die Jammertöne ausſtieß, da ſteckte er verwundert ſeinen Kopf zur Thür hinein und fragte den Bauern nach dem Grunde ſeiner Klagen. Unter Seufzen und bitteren Thränen erzählte dieſer die ganze fürchterliche Begebenheit, und der Haſe, von Mitleid und Entrüſtung ganz erfüllt, tröſtete ſeinen Freund und verſprach, ihm bei ſeiner Rache zu helfen. „Ich will gleich damit beginnen,“ ſprach er, „denn der falſche Geſell muß ſofort beſtraft werden.“ Er ſah ſich in der Haushaltung des Alten um, fand bald, was er brauchte, und bereitete einen Brei aus heißem Pfeffer, den er gut miſchte und wohlverwahrt in die Taſche ſteckte. Nun nahm er noch eine Axt, empfahl ſich dem Alten und ging in den Wald. Er lenkte ſeine Schritte zu des Tanuki Wohnung und klopfte bei ihm an. Der Tanuki, der gegen den Haſen keinen Argwohn hatte, freute ſich ſehr, als er in deſſen Händen eine Axt ſah, denn er ſelber beſaß keine. Er dachte alſo, da wäre etwas zu gewinnen, und machte ſich augenblicklich bereit, mit dem Haſen zu gehen. Das war nun

ganz nach Wunſch und Abſicht des Haſen, der die diebiſche Art des Tanuki wohl kannte. Er ſtellte ſich hoch erfreut darüber, daß dieſer mit ihm gehen wollte, und war ausnehmend höflich und gefällig gegen ihn. Als ſie miteinander durch den Wald wanderten, hieb der Haſe mit der Axt viele dicke Äſte ab; als er aber eine tüchtige Tracht derſelben hatte, nahm er dünnere Sträucher für ſich und ſagte, die dicken könne er nicht fortbringen. Der gierige Tanuki war darüber ſehr vergnügt und ſammelte alle die dicken Zweige, die ihm der Haſe auf den Rücken feſtbinden half Und ſo trottete er ſchwer beladen nach Hauſe; der Haſe lief mit ſeinem dünnen Bündel hinter ihm drein.

Nun konnte der Haſe ſeinen Plan ausführen, und das that er auch, indem er heimlich das Holz auf dem Rücken des Tanuki in Brand ſteckte. Der Tanuki merkte nichts und fragte nur, was das Knattern bedeute, das er höre. „Das ſind Steine, die von dem Berge abbröckeln und herabrollen, die raſſeln ſo,“ entgegnete der Haſe, und damit gab ſich der Tanuki zufrieden und merkte nicht eher, daß das Geräuſch von den brennenden Zweigen auf ſeinem Rücken herrühre, bis ihm das Fell auf dem Rücken ganz und gar verbrannt war. Von Schmerz gepeinigt, ließ er das Bündel Holz vom Rücken fallen und klagte und ſtöhnte. Der Haſe aber tröſtete ihn und ſagte, daß er ein gutes Pflaſter bereit habe, das ihm Linderung verſchaffen würde; ſo etwas habe er für den Fall der Noth immer bei ſich. Damit holte er ſeinen Brei hervor, ſtrich ihn auf ein großes Bambusblatt und legte es auf die Brandwunden. Da aber heulte der Tanuki vor Schmerz laut auf und ſprang wie unſinnig umher; der Haſe aber lachte ihn obendrein aus und lief in heller Freude zu ſeinem Freunde, dem alten Bauer, und erzählte ihm den Streich, den er ihrem Feinde geſpielt. Der alte Mann jedoch ſchüttelte ſorgenvoll ſein Haupt und meinte, jetzt würde der böſe Geſell erſt recht auf Ränke ſinnen; nein, das einzige Mittel, um Ruhe vor ſeinen Tücken zu haben, ſei, daß man ihn für immer unſchädlich mache. Wie ſie nun zuſammen auf Mittel ſannen, da

beſchloſſen ſie zuletzt, zwei Kähne anzufertigen; der kleinere ſollte aus Holz gemacht werden, wie alle anderen Kähne, der zweite, größere aber ſollte aus Thon gemacht werden. Alſogleich gingen ſie ans Werk, und als beide Kähne fertig und beide mit gleicher Farbe beſtrichen waren, da ging der Haſe zu dem Tanuki, der noch immer krank lag, und lud ihn zu einem Fiſchzuge ein. Der Tanuki war freilich dem Haſen noch böſe wegen ſeines Schabernacks, aber ſchwach und ſehr hungrig, und deshalb kam ihm die Einladung ſehr gelegen. Er ging alſo mit dem Haſen ans Ufer des Fluſſes, wo beide Kähne angebunden waren und in den Wellen ſchaukelten. Als der Tanuki ſah, daß der eine Kahn viel größer war und bedachte, wie viel mehr Fiſche er fangen könnte, wenn er dieſen wählte, da ſprang er ohne Bedenken in den großen, ſchöneren Kahn, während der Haſe in dem kleinen, hölzernen Platz nahm. Und nun ruderten beide flott aufs Waſſer hinaus; doch kaum waren ſie weit genug vom Ufer gekommen, ſo verſetzte der Haſe mit ſeiner Ruderſtange dem anderen Kahne einen ſo ſtarken Stoß, daß derſelbe ſogleich zerbrach. Der Tanuki fiel ins Waſſer, und als er ſich durch Schwimmen retten wollte, ſtieß ihn der Haſe ſo lange immer wieder unter das Waſſer, bis er kein Lebenszeichen mehr von ſich gab. Dann nahm er den Leichnam in ſeinen Kahn und ruderte ans Land. Und als er nun alles dem alten Manne verkündet und dieſer geſehen hatte, daß der Tanuki todt war, da ward er ſeines Lebens erſt wieder froh, und beide, der Alte und der Haſe, waren glücklich, daß der Tod der alten Frau ſo bald und ſo vollkommen gerächt war, und lebten noch lange zuſammen als gute Freunde in ihren Bergen.

Der neidiſche Nachbar.

Vor langen, langen Jahren lebte in einem Dorfe ein altes Ehepaar. Sie waren ſtets ehrlich und brav geweſen, und da ihnen die Götter das Glück, Kinder zu haben, verſagt hatten, ſo ſchenkten ſie ihre Liebe einem kleinen Hündchen, das ſie beſaßen. Sie hätſchelten und pflegten das Thierchen, als ob es ihr Kind wäre, und der Hund war dafür ſo dankbar und treu, daß er ſich keinen Augenblick von ihnen trennte und ſtets mit ihnen lief, wenn ſie Geſchäfte außer dem Hauſe beſorgten. Eines Tages arbeitete der Mann fleißig in ſeinem Garten, und als er die ſchwere Hacke für eine Weile ruhen ließ und ſich den Schweiß von der Stirne wiſchte, ſah er, wie das Hündchen an einer beſtimmten Stelle auf dem Raſen ſchnupperte und kratzte. Der Mann hatte indeſſen Anfangs kein Arg daraus und wollte ſchon ſeine Arbeit von Neuem beginnen, als der Hund laut bellend auf ihn zulief und dann ebenſo freudig bellend zu der Stelle zurückkehrte und eifrig kratzte. Dies that er zu wiederholten Malen, ſo daß der Mann endlich die Hacke nahm und ſich auf den Platz begab, den der Hund ihm bezeichnete. Bellend tanzte nun der Hund vor ihm her und freute ſich offenbar darüber ſo ſehr, daß der Mann nebſt ſeiner Frau, welche dazu gekommen war, herzlich über ihn lachte. Der Mann that nun mit der Hacke ein paar tüchtige Schläge in die Erde, und — ſiehe da! — es währte nicht lange, ſo klang es hell unter dem Stahl der Hacke, und ein großer Schatz von alten, glänzenden Goldmünzen kam zum Vorſchein. Mit Hülfe der Frau wurde der Schatz gehoben und ſicher nach Hauſe getragen. Nun waren die alten guten Leute mit einem Male wohlhabend, und wenn ſie ſchon früher den Hund gut gehalten hatten, ſo thaten ſie dies jetzt erſt recht. Er bekam ſtets das beſte Eſſen, und ſie bereiteten ihm ein ſo reiches und ſchönes Lager, daß es ein Prinz ſich nicht hätte beſſer wünſchen können.

Die Geſchichte von der Auffindung des Schatzes durch den Hund wurde indeſſen ruchbar, und ein neidiſcher Nachbar der alten Leute wurde davon ſo aufgeregt, daß er nicht eſſen noch trinken noch auch ſchlafen konnte. Stets dachte er an die Geſchichte, und der bitterſte Neid verzehrte ihn. Endlich dachte er, daß der Hund doch wohl die Gabe haben müſſe, alle Schätze der Welt aufzuſpüren, und deshalb kam er ſchmeichelnd zu den alten Leuten und bat ſie, ihm doch ihr Hündchen für kurze Zeit zu borgen. „Wohin denkſt du?“ ſprach der alte Mann; „wir können den Hund nicht entbehren, wir haben ihn viel zu lieb und können uns keine Stunde von ihm trennen.“ Doch der neidiſche Nachbar ließ nicht nach und kam täglich mit derſelben Bitte, und da die guten alten Leute Niemand eine Bitte abſchlagen konnten, ſo ließen ſie ſich endlich erweichen und überließen ihr Hündchen dem Nachbar. Eines Tages nun, als dieſer den Hund in den Garten laufen ließ, ſtand er ſtill, ſchnupperte auf dem Boden umher und fing richtig zu kratzen an. Hoch erfreut lief der Nachbar herzu, ſeine Frau brachte raſch eine Hacke, und dann gruben beide gierig nach dem vermeintlichen Schatze. Aber was fanden ſie? Eitel Unrat und Todtengebein, und das ſtank ſo abſcheulich, daß ſie ſich die Naſe zuhalten mußten. Da waren ſie voller Wuth, daß der Hund, den ſie doch auch ſehr gut verpflegt hatten, ſie ſo arg betrogen hatte. Der Mann war darüber ſo aufgebracht, daß er auf der Stelle das arme Thierchen todtſchlug. Dann aber klagte der Heuchler laut und kam jammernd zu dem Beſitzer des Hundes, um nicht als Mörder desſelben in Verdacht zu kommen. „Euer Hund,“ ſprach er, „den ich ſo gut gefüttert habe, iſt plötzlich geſtorben, und Niemand weiß, wie dies hat geſchehen können; ich kann nicht dafür und bringe euch ſofort die Nachricht — er iſt eben verſchieden.“

Trauernd trug der gute Alte die Leiche ſeines Lieblings zu der Stelle, wo der Schatz gefunden war. Er begrub ihn dort unter einer alten Fichte und klagte vom Morgen bis in die Nacht über den Verluſt des treuen Thieres. Doch einſtmals, als

er Nachts auf ſeiner Decke lag und feſt ſchlief, da erſchien ihm der Hund im Traum und ſagte ihm, er möge den Baum, unter dem er ſelber begraben liege, fällen und einen Reismörſer daraus machen, der würde ihn tröſten. Der Mann, der den ſchönen Baum nicht gern umhauen wollte, erzählte ſeiner Frau den Traum und fragte ſie, was er thun ſolle. Die Frau aber rieth ihm dringend, den Rath des Hundes zu befolgen, und ſo ward der Baum gefällt, und aus ſeinem Stamme ward ein ſchöner, großer Reismörſer angefertigt. Als die Zeit der Reisernte gekommen war, da ſollte der neue Mörſer gebraucht werden, und als der Mann die Körner, die geſchält werden ſollten, hineingethan hatte und anfing zu ſtoßen, da — o Wunder — kamen ſtatt der weißen Reiskörner lauter blanke Goldſtücke zum Vorſchein. Nun war die Freude groß, und die alten Leute waren tief gerührt über die Treue ihres Hündchens, die ſich noch nach dem Tode bewährte.

Aber wiederum hörte der neidiſche Nachbar von der Geſchichte, und als er herausgefunden, daß ſie auf Wahrheit beruhte, da ging er abermals zu den alten Leuten und bat und flehte heuchleriſch, ſie möchten ihm doch den Mörſer borgen. Der gute Alte gab ihn nur ſehr ungern her, aber was wollte er machen? Erſchien es nicht gar zu ungefällig, wenn er die Bitte des Nachbarn abſchlug?

Als der Neidiſche nun den Mörſer im Hauſe hatte, heißa, da ging es daran, Reiskörner zu ſchälen. Mann und Weib ſchleppten die Ballen herbei und gedachten eine große, unermeßliche Ernte an Goldſtücken zu halten. Aber wiederum ward ihre Habgier arg beſtraft, denn ſtatt des Goldes zeigte ſich nicht einmal Reis, nein, da kam der ekelhafteſte ſtinkende Unrath zu Tage. Und abermals wurden die beiden ſchlechten Menſchen, die ihrem Nachbar kein Glück gönnten, ſo böſe und ergrimmt, daß ſie ohne ſich zu beſinnen den Mörſer in kleine Holzſplittern zerhackten und ihn verbrannten.

Die guten alten Leute waren natürlich ſehr betrübt, als ſie

kamen, um ſich den werthvollen Mörſer zurück zu erbitten, und den Sachverhalt erfuhren, der ihnen nicht vorenthalten wurde Klagend legten ſie ſich Abends zur Ruhe. Aber im Traume erſchien dem alten Manne abermals ſein liebes Hündchen, das ihn tröſtete und ihm ſagte, er möge nur zu dem neidiſchen Nachbar gehen und ſich die Aſche von dem verbrannten Mörſer holen. Mit dieſer Aſche möge er auf die Landſtraße gehen, und wenn der Daimio, der Landesfürſt, vorüber reiſe, ſo möge er auf die Kirſchbäume klettern und dieſelben mit der Aſche beſtreuen; dann würden ſie alſogleich über und über blühen.

Das war ein merkwürdiger Traum. Der alte Mann ging daher ſogleich am Morgen zu ſeinem Nachbar und bekam auch Aſche von ſeinem verbrannten Mörſer vollauf. Dieſe that er nun in einen Beutel und ging damit auf die Landſtraße. Alle Kirſchbäume waren noch kahl — es war die Zeit, wo die Kunſtgärtner für vieles Geld kleine Kirſchbäume in Töpfen verkaufen, um den Leuten den Genuß der hochverehrten Kirſchblüthe Winters im Zimmer zu verſchaffen, doch draußen gab es weit und breit keine Kirſchblume; dazu war es viel zu früh im Jahre, man konnte darauf getroſt noch einen Monat warten. Als der alte Mann an der Landſtraße angekommen war, da ſah er in einiger Entfernung den Zug des Daimio herannahen. Der Fürſt kam in voller Pracht und mit großem Gefolge. Alle Menſchen, die des Weges kamen, warfen ſich pflichtſchuldigſt zu Boden, um dem Herrn der Provinz ihre Ehrfurcht zu beweiſen, und als der alte Mann dies nicht that, ſondern vor des Daimio Augen flink auf einen Baum kletterte, da wurde der Fürſt zornig und befahl den Mann zu ergreifen, der ſo der guten Sitte Hohn ſpreche. Doch der alte Mann ließ ſich nicht verblüffen, griff mit der Hand in ſeinen Sack und beſtreuete rings umher die Bäume mit der feinen Aſche. Im Nu ſtand alles in Blüthe, und der Fürſt war darüber ſo erfreut, daß er den alten Mann reich beſchenkte und ihn nach ſeiner Rückkehr in ſein Schloß beſcheiden ließ, wo er hoch geehrt wurde.

Dies alles erfuhr ebenfalls der neidiſche Nachbar, und wieder ließ ihm die Habgier und Mißgunſt keine Ruhe. Deshalb ſammelte er ſorgfältig alle die Aſche, welche noch von dem verbrannten Mörſer da war, und machte ſich mit dieſer auf den Weg, um dem Daimio dieſelbe Vorſtellung zum Beſten zu geben, mit der ſein Nachbar ſo viel Glück gehabt hatte. Als er den Zug des Daimio herankommen ſah, als er die vielen Reiter und Fußgänger, die reich geſchmückten Kagos*) des Fürſten erblickte, da hüpfte ſein Herz vor Freude, wenn er an die Ehre dachte, die ihm bevorſtand. Deshalb griff er mit beiden Fäuſten in ſeinen Aſchenbeutel, und juſt als der Zug unter dem Baume vorüber kam, auf dem er ſaß, da ſtreute er plump die feine Aſche aus. Aber diesmal trieb kein einziger Baum Knospen und keine Blüthe zeigte ſich; die Aſche aber flog dem vorüberziehenden Daimio in die Augen und den reichgeſchmückten Kriegern ins Geſicht und auf die prächtigen Gewänder. Im höchſten Grade aufgebracht, holten ſie den Uebelthäter vom Baume herunter und prügelten ihn tüchtig durch; dann banden ſie ihn und warfen ihn ins Gefängniß, in dem er lange Zeit ſchmachten mußte. Als er wieder frei kam, da hatten die Leute in ſeinem Dorfe alle ſeine Bosheit erfahren und wollten nichts, durchaus gar nichts mehr mit ihm zu thun haben, und ſo nahm er ſchließlich ein klägliches Ende.

Die guten alten Leute aber, die ihren lieben Hund, durch den ſie reich und glücklich geworden waren, in treuem Andenken behielten, lebten bis an ihren Tod froh und zufrieden.

---

*) Traglörbe, deren ſich die Japaner auf Reiſen bedienen.

Der Wunderkeſſel.

In einer der Provinzen im inneren, bergigen Theile von Japan, in Joſchiu, lebte ein Prieſter in einem kleinen Tempel. Derſelbe kramte einſt in dem alten Gerümpel, das in den Winkeln umherlag, und da zog ein alter eiſerner Waſſerkeſſel, der wohl lange, lange Jahre das Tageslicht nicht mehr geſehen, ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Der Prieſter nahm ihn in die Hand, beſah ihn von allen Seiten, und wie er fand, daß der alte Burſch noch unverſehrt und nirgends ſchadhaft war, da reinigte er ihn vom Staube und nahm ihn mit ſich auf ſein Zimmer. „Das war ein guter Fund," dachte der Prieſter und ſchmunzelte ob des Vortheils, den er ſich verſchafft hatte; denn ein guter Waſſerkeſſel koſtet viel Geld, und man kann froh ſein, für den Fall der Noth einen zweiten Keſſel in Bereitſchaft zu haben. Deshalb nahm er denn auch ſeinen eigenen Keſſel, der ſchon anfing, ſchadhaft zu werden, raſch vom Kohlenfeuer herunter, füllte den eben gefundenen Keſſel und ſtellte ihn vergnügt an die Stelle des anderen.

Doch kaum ward das Waſſer in dem Keſſel warm, ſo bekam der Prieſter ein Schauſpiel zu ſehen, von dem er ſich nichts hätte träumen laſſen. Der wunderbare Keſſel nämlich bekam einen Kopf und einen Schwanz, die ſich lang hervorſtreckten, und als nun auch noch vier Beine zum Vorſchein kamen, da erkannte der Prieſter, daß der Keſſel ein regelrechter, ausgewachſener Tanuki*) wurde, der alsbald vom Kohlenbecken herunterſtieg und nach Herzensluſt im Zimmer umherzuſpringen begann. Der Prieſter, über alle Maßen erſtaunt, wollte unwillkürlich ſein Gebet herſagen; doch kam er nicht dazu, denn der Tanuki machte ſo tolle Sprünge gegen die Wände und an die Decke des Zimmers, daß der Prieſter ganz von Angſt ergriffen ward und einen jungen Ordensbruder herbeirief. Mit dieſem ging er

*) S. Märchen: des Tanuki Scherflein, S. 26.

nun dem wilden Thiere zu Leibe; mit Beſen und langen Bambusſtäben ſchlugen ſie ſo lange auf den Tanuki ein, bis ſie endlich ſeiner habhaft wurden und ihn in einer Holzkiſte feſt verwahrten. Als dies geſchehen war, ſetzten ſie ſich ermüdet auf die Matten nieder und beriethen, was ſie mit dem Thier anfangen ſollten. Nachdem ſie die Sache hin und her überlegt hatten, beſchloſſen ſie, daſſelbe zu verkaufen, und ſandten zu dieſem Zwecke zu einem Handelsmanne, von dem ſie wußten, daß mit ihm ein ſolches Geſchäft gemacht werden könne. Der Handelsmann kam denn auch; als ſie aber vorſichtig den Deckel der Kiſte öffneten, um den Tanuki beſichtigen zu laſſen, da war derſelbe verſchwunden, und der alte Keſſel ſtand ſo ruhig und gleichmüthig da, als ob die ganze Sache ein Traum geweſen wäre. Dem mochte indeſſen ſein, wie ihm wollte, auf keinen Fall konnte und mochte der Prieſter den Keſſel behalten, und deshalb verkaufte er ihn ohne Zögern an den Handelsmann für ein Geringes, und als dieſer mit dem Keſſel abzog, da war der Prieſter froh und glücklich, das unheimliche Ding los zu ſein.

Der Handelsmann aber, der den Keſſel nach Hauſe trug, merkte, daß derſelbe ſchwerer und ſchwerer wurde, und deshalb warf er ihn ärgerlich in eine Ecke ſeines Zimmers und dachte nicht weiter an ihn. Doch in der Nacht, als er ſich ſchon zur Ruhe gelegt hatte und eben eingeſchlafen war, da weckte ihn ein Geräuſch, das von der Stelle herkam, wo der alte Keſſel ſtand. Er ermunterte ſich und blickte aufmerkſam dorthin, ſah aber nichts als den Keſſel. Nach einiger Zeit jedoch wiederholte ſich das Geräuſch, und als er nun abermals nach der Stelle hinſah, da verwandelte ſich der alte Keſſel in einen Tanuki, der die abenteuerlichſten Sprünge machte. Er ſetzte ſich auf das Geſtell, in dem die Nachtlampe brannte, ohne es irgend wie zu beſchädigen, dann kletterte er an den Balken umher und ſchlug die luſtigſten Purzelbäume. Der Kaufmann ſah verwundert und auch etwas in Angſt alle dem zu und ſchloß erſt gegen Morgen die Augen. Als er dann bei Tageslicht erwachte, ſtand der alte

Keſſel richtig an ſeinem Platze. Nun verſchloß der Kaufmann ſein Haus und ging zu einem alten Nachbar, um dieſem die Geſchichte zu erzählen. Der alte Mann hörte ihn ruhig an, ſchien aber gar nicht verwundert; er behauptete, in ſeiner Jugend einmal von einem ſolchen Wunderkeſſel gehört zu haben, und rieth dem Beſitzer, ihn für Geld der Welt zu zeigen. „Du kannſt ein reicher Mann werden," ſetzte er hinzu; „doch wenn du auf meinen Rath eingehſt, ſo mußt du zuvor die Einwilligung des Tanuki erbitten, und vor allen Dingen mußt du vermeiden, daß während der Vorſtellung ein Gebet gehalten oder ſonſt eine religiöſe Feierlichkeit veranſtaltet wird, denn das würde den Tanuki ſofort verſcheuchen." Der Handelsmann verabſchiedete ſich von ſeinem Nachbar und dankte ihm für den guten Rath. Geſagt, gethan: die Einwilligung des Tanuki ward eingeholt, eine Bude erbaut und das Volk benachrichtigt, daß es für Geld hier das Allermerkwürdigſte erblicken könne, das je geſehen worden ſei.

Vor der zahlreich erſchienenen Menge wurde nun auf der Bühne der unſcheinbare eiſerne Waſſerkeſſel gezeigt und niedergeſetzt; doch auf Kommando ſtreckten ſich Kopf und Schwanz und die vier Beine hervor, und dann ging der Tanz los. Der Tanuki ging behende und nach allen Regeln der Kunſt auf dem geſpannten Seile auf und ab, er führte mit Grazie den Fächertanz aus und riß die begeiſterten Zuſchauer zu brauſendem Beifall durch den Regenſchirmtanz hin. Alles war aus Rand und Band, der Jubel hatte kein Ende. Tag für Tag war nun die Schaubude gedrängt voll, denn Jedermann wollte den viel bewunderten Tanuki ſehen. Wie der weiſe Nachbar vorhergeſagt, ſo kam es; der Handelsmann ward reicher und reicher. Doch war er nicht glücklich; die Sache hatte einen kleinen Haken. Er mußte das Beten verabſäumen, und daran konnte er ſich nicht recht gewöhnen. So nahm er denn eines Tages den Keſſel unter den Arm und ſteckte hundert Goldthaler ein. Beides brachte er dem Prieſter, von dem er den Keſſel gekauft. Nachdem er ihm von

allem getreulich Bericht erſtattet, machte er ihm begreiflich, daß er nun doch den Keſſel nicht länger behalten könne, und bat ihn, für Ablaß ſeiner ſo lange fortgeſetzten Unterlaſſungsſünden zu ſorgen und dagegen die hundert Goldthaler als Sühnegeld anzunehmen.

Der Prieſter ging nach einigem Überlegen auf die Wünſche des Bittenden ein; er verſprach, durch Gebete die Götter zu erweichen und ſie zu bewegen, daß ſie dem Handelsmanne im ruhigen Beſitze ſeines übrigen Geldes beließen. Zugleich aber vermochte er den Reumüthigen, zu den hundert Goldſtücken noch ſo viel hinzuzulegen, daß eine kleine Kapelle erbaut werden konnte. In dieſe Kapelle ſtellte alsdann der Prieſter den Keſſel und ſprach ihn heilig. Man nannte ihn nun den großen kunſtverſtändigen Heiligen, und die Menge kam ſcharenweis von allen Seiten, um ihn anzuſchauen, und ſpendete dem Tempel gar manche Gabe.

Freilich ward die heilige Ruhe der Kapelle niemals wieder durch das Erſcheinen eines Tanuki geſtört, der Keſſel aber ſteht noch heutzutage dort, und Jeder, der Luſt hat, kann ihn nach Belieben in Augenſchein nehmen.

Der beſtrafte Verrath des Tanuki.*)

Die Jäger hatten viele Jahre einen Wald ſo ſtark beſchloſſen daß zuletzt alles Wild daraus entſchwunden war. Kein Haſe ließ ſich blicken, Hirſche und Eber gab es ſchon lange nicht mehr, und ſelbſt der wilden Taube, welche ſonſt ſo hübſch in allen Zweigen gurrte und ihr Neſt in jede dichtbelaubte Krone baute, war der Garaus gemacht. Nur drei Thiere waren übrig

*) S. Märchen: des Tanuki Scherflein, S. 26.

geblieben und hauſten allein in dem großen Walde auf einem Berge, wo ſie alleſammt ihre Wohnungen hatten. Es war ein Tanuki und eine Füchſin mit ihrem kleinen Söhnchen. Die Füchſin und der Tanuki waren nicht nur ſehr klug, ſondern auch zauberkundig, und dieſen Eigenſchaften hatten ſie es zu verdanken, daß ſie nicht ſchon längſt das Schickſal ihrer armen Gefährten getheilt hatten. Denn hörten ſie auch nur von weitem eine Büchſe knallen, ſo kamen ſie nicht zum Vorſchein, und ſelbſt wenn der Hunger ſie plagte, wußten ſie ſich klüglich zu beherrſchen und kamen keiner Falle zu nahe, die man ihnen ſtellte, ſelbſt wenn dieſelbe die ſchönſten Leckerbiſſen blicken ließ. So waren ſie denn freilich einem mörderiſchen Schickſal entgangen, aber zuletzt war doch guter Rath theuer, denn weit und breit war keine Nahrung zu finden, und nur mühſam friſteten ſie ihr Daſein und mußten oft Hungerpfoten nagen. Als ſie nun eines Tages recht ſorgenvoll zuſammen ſaßen und beriethen, wie ſie es wohl anfingen, ein beſſeres Daſein zu führen, da hatte der Tanuki einen geſcheidten Einfall, den er auch ſofort der Füchſin mittheilte. „Ich werde mich todt ſtellen," ſprach er zu ſeiner Freundin, „du nimmſt Menſchengeſtalt an und trägſt mich zum Verkauf aus. Gewiß wird ſich bald ein Käufer finden; du kaufſt dann für das erlöſte Geld Speiſen, gehſt damit zurück in den Wald, und ich werde bald Mittel und Wege finden, mich frei zu machen. Wer wird auch auf einen todten Tanuki achten?" Als der Tanuki dies geſagt, da lachte die Füchſin und freute ſich des Vorſchlages. Sie war damit einverſtanden, daß er ſogleich ausgeführt würde, und willigte gern ein, daß auch ſie ſich todt ſtellen und vom Tanuki zum Kauf ausgetragen werden ſollte, wenn der Streich gelänge und dann die eingekauften Speiſen verzehrt wären. Geſagt, gethan; man ging ans Werk, und Alles gerieth aufs Beſte. Im nächſten Dorfe ſchon verkaufte die Füchſin den Tanuki, den die Leute natürlich für todt hielten, für ein hübſches Stück Geld. Er blieb in einem Winkel liegen, man achtete nicht auf ihn, und ſehr bald ergriff er die Flucht und verſchwand im Walde. Hier

erwartete ihn eitel Freude, duftende Speiſen wurden aufgetragen, und lange, lange waren die verſammelten Freunde nicht ſo luſtig und guter Dinge geweſen, wie heute. Die nächſte Zeit verſtrich auch noch gut, aber bald war doch alles aufgezehrt und die alte Noth hielt wiederum ihren Einzug. Da kam die Reihe an die Füchſin, ſich todt zu ſtellen, und der Tanuki, der ſich in einen Bauer verwandelt hatte, trug ſie in das Dorf zum Verkauf. Als er aber den guten Handel abſchloß, da kamen ihm böſe Gedanken, und verrätheriſch, wie er im Grunde ſtets geweſen, gab er dem Manne, der ſeine alte Leidensgefährtin kaufte, heimlich einen Wink und ſagte ihm, die Füchſin ſei nicht ganz todt, ſondern ſie lebe noch und könne ihm weglaufen. Der Käufer faßte ſich kurz; er gab ihr einen Keulenſchlag und machte mit einem Streiche ihrem Leben ein Ende. Der Tanuki aber ſtrich das Geld ein und dachte bei ſich, daß die Speiſen, die er dafür kaufen könne, nun weit länger ausreichen würden, da die Füchſin nicht mit eſſe, und deshalb freute ſich der Betrüger und lachte boshaft in ſich hinein. Als er zu Hauſe angelangt war, ließ er es ſich gut ſchmecken und gab auch dem kleinen Füchslein nichts ab, das, wie es der böſe Tanuki meinte, auch gewiß zu Grunde gegangen wäre, wenn es ſich nicht ſchlau zu helfen gewußt hätte. Es ſuchte ſich ſein Futter auf eigene Hand, ſo gut es gehen wollte, und wartete ruhig auf ſeine Mutter. Aber ach, die Zeit verging und die alte Füchſin kam nicht wieder. Da ſah das Füchslein denn nur allzu gut, daß der Tanuki Verrath an ſeiner Mutter geübt habe und daß ſie durch ihn ums Leben gekommen ſei. Aber es ließ ſich nichts merken und war unverändert freundlich gegen den ſchlechten Kerl. Im Herzen zürnte es ihm dafür deſto mehr und nahm ſich feſt vor, den Tod ſeiner Mutter zu rächen.

Als ſie nun beide, der alte Tanuki und das Füchslein, eines Tages beiſammen ſaßen, da behauptete der Fuchs kecklich, er hätte die Zauberkunſt von ſeiner Mutter erlernt und ſei darin viel bewanderter, als der Tanuki. Das nahm dieſen Wunder,

und er ſprach gegen den Kleinen ſehr entſchieden ſeine Zweifel aus; das Füchslein jedoch that ſo klug und war ſeiner Sache ſo ſicher, daß der Tanuki eine Wette anbot, er würde den jungen Burſchen in jeder Geſtalt wieder erkennen. „Ich will in die Nähe des Dorfes gehn," ſo ſchlug er vor, „und wenn du dann über die Brücke kommſt, welche über den Fluß führt, ſo will ich dich erkennen, du magſt anfangen, was du willſt!" Das Füchslein ging die Wette ein und lief ſofort in die Gegend, welche der Tanuki bezeichnet hatte; es hütete ſich aber wohl, irgend eine fremde Geſtalt anzunehmen, ſondern es ſetzte ſich nur in der Nähe der Brücke in einen Schlupfwinkel, wo Niemand es ſehen konnte, während es ſelber alles beobachtete, was auf der Brücke vorfiel.

Und kaum hatte es ein Weilchen gewartet, ſo ſchlich auch ſchon der Tanuki herzu und legte ſich ebenfalls auf die Lauer. Wieder dauerte es nicht lange, da kam von weitem der Zug eines Fürſten daher. Der Fürſt ſelbſt ſaß in einem ſchönen Tragkorbe und war von vielen Kriegern und Dienern umgeben. Beide, Tanuki und Füchslein, ſahen den Zug mit freudiger Erwartung näher und näher kommen; der Tanuki dachte nämlich, das Füchslein habe ſich in den Fürſten verwandelt. „Mich kannſt du nicht überliſten," murmelte er in den Bart, und kühn ſprang er hervor, gerade als der Fürſt mit ſeinem Gefolge die Brücke betrat, und verlangte den Preis ſeiner Wette. Aber nun war es um den Sünder geſchehen, denn kaum erblickten ihn die Leute des Fürſten, ſo ward er unbarmherzig todt geſchlagen, und das Füchslein hatte die große Genugthuung, den Tod ſeiner armen Mutter an dem Böſewichte auf dieſe Weiſe gerächt zu ſehen. Vergnügt ſprang es in den Wald zurück, und wenn es ihm dort nicht zu einſam geworden iſt, ſo lebt es wohl noch heute darinnen.

Schippeitaro.

In alten Zeiten war es Sitte, daß die tapferſten jungen Krieger in Japan auf Abenteuer auszogen; ähnlich wie die fahrenden Ritter unſerer Vorzeit, jedoch nicht ſo hoch zu Roſſe, durchſtreiften ſie das Land, und wo ſie einem ihrer Zunft begegneten, da kämpften ſie mit ihm, bis einer der Streiter dem anderen den Sieg und die größere Waffentüchtigkeit zuerkannte. Wo ſie aber böſe Räuber und andere Unholde trafen, da kämpften ſie muthig gegen dieſelben und befreiten die Bedrängten von ihren übermächtigen Feinden. In jenen Tagen zog einſtmals auch ein junger Held aus, um ſeinen Muth und die Stärke ſeines Arms in Wagniſſen ſolcher Art zu prüfen.

Schon war er manchen Tag gewandert, ohne daß ihm etwas beſonderes aufgeſtoßen wäre. Da führte ihn der Weg in ein wildes Gebirge, in welchem er lange umherſtreifte. Obgleich er ſtets wohl bedacht war, die Richtung nicht zu verfehlen, ſo ward dies hier, wo dichtes Geſträuch und hoher Wald, wo ſteile Felswände und tauſend andere Hinderniſſe ſich ihm entgegenſtellten, doch endlich ganz unmöglich. Bald fand er ſich inmitten einer ſolchen Wildniß, daß er ſich nicht hinauszufinden vermochte. Der Abend kam heran, und ſo mußte er ſich bequemen, ſo gut es gehen wollte ein Plätzchen unter freiem Himmel zu ſuchen, wo er ſeine Nachtruhe halten konnte. Als er ſich im Dämmerlichte danach umſah, da gewahrte er in geringer Entfernung eine Art kleiner Kapelle mit einem Altare darin. Raſch ging er auf das Bretterhäuschen zu und machte ſich in der engen Behauſung ein Lager für die Nacht zurecht. Müde, wie er war, ſchlief er bald ein, doch um Mitternacht wurde er von einem entſetzlichen Lärm geweckt. Er horchte darauf, denn anfangs glaubte er, daß ein Traum ſeine Sinne beherrſche; doch dem war nicht ſo, der grauenvolle Lärm umtobte die Kapelle fort und fort. Vorſichtig richtete er ſich empor, lugte durch die Holzſtäbchen der Wände

und ſah zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen eine Schaar ſcheußlicher Katzen, welche einen wilden Tanz aufführten. Dabei ſtießen ſie gellende, herzzerreißende Töne aus, die weithin durch die Nacht hallten. Der hoch am Himmel ſtehende Mond beſtrahlte hell die Scene, und der junge Krieger war von dem Anblicke ſo betroffen, daß er ſtill in ſeinem Verſtecke verblieb und die widerlichen Gäſte unbehelligt ließ. Noch hörte er deutlich die Worte, welche ſie unaufhörlich in ihr Geſchrei miſchten: „Sagt es ja dem Schippeitaro nicht! Haltet es geheim und verborgen! Sagt es ja dem Schippeitaro nicht!“ Und dann, als die Mitternachtſtunde vorüber, zogen ſie von dannen, und der junge Krieger war wieder allein. Erſchöpft fiel er auf ſein nothdürftig hergerichtetes Lager nieder und ſchlief abermals ein.

Als er am anderen Morgen erwachte, trieb ihn der Hunger, eilig fort zu gehen und ſich einen Ausweg aus der Wüſtenei zu ſuchen. Kräftigen Schrittes ging er fort und war auch gar nicht lange gewandert, als er einen Seitenpfad erblickte, deſſen Fußſtapfen verriethen, daß Menſchen in der Nähe ſein müßten. Dieſen Pfad ſchlug er auch ein, und als er ihm folgte und um einen Felſenvorſprung bog, ſah er vereinzelt ſtehende Hütten und in einiger Entfernung ein Dorf vor ſich liegen. Erfreut über die Entdeckung, wollte er dem Dorfe zueilen, als er laute Klagetöne ausſtoßen hörte. Es ſchien eine weibliche Stimme zu ſein, die in großer Bekümmerniß die Menſchen um Erbarmen anrief und ohne Unterlaß wehklagte. Unſer junger Krieger hörte nicht ſobald dieſe Töne, als er ſich ſelbſt und ſeinen Hunger vergaß und in die nächſte Hütte trat, um ſich nach der Urſache zu erkundigen. Betrübt und ſorgenvoll hörten ihn die Menſchen, die er um Auskunft bat, an, und kopfſchüttelnd bedeuteten ſie ihn, daß er nicht helfen könne, denn der große Berggeiſt, der alle Jahr eine Jungfrau zur Speiſe verlange, ſei die Veranlaſſung dieſes Jammers. „Nächſte Nacht,“ ſo erzählten die Leute, „iſt nun der Augenblick gekommen, wo der ſchreckliche Geiſt wiederum ſeine Mahlzeit hält, und die Klagen, welche durch den Wald ſchallen,

rühren von der Jungfrau her, welche geopfert werden ſoll.“ Und als ſich der junge Krieger erkundigte, wo denn der Berggeiſt ſein Opfer in Empfang nehme, da nannten ſie ihm dieſelbe kleine Kapelle, in der er geſchlafen, und ſetzten hinzu, daß ein Käfig dicht in die Nähe geſtellt würde, in dem die Jungfrau eingeſchloſſen ſei.

Erſtaunt und durch und durch von dem Wunſche beſeelt, die Jungfrau zu retten, hörte der junge Krieger die ſchauerliche Erzählung an, und da er bereits mit dem Schauplatze bekannt war, ſo fühlte er ſich ſchon mit der ganzen Angelegenheit verwachſen. Genau führte er ſich alle Einzelheiten der Spuknacht vor die Seele und erinnerte ſich dabei auch der bedeutungsvollen Worte, in denen ein Schippeitaro genannt wurde. Vor allen Dingen erkundigte er ſich deshalb, ob man ihm nicht ſagen könne, wer Schippeitaro ſei. „Das iſt der ſchöne, große Hund des Oberbeamten unſeres Fürſten, nicht ſehr weit von hier,“ ſo riefen ihm die Leute zu und lachten ob der ſonderbaren Frage. Doch der junge Krieger lachte durchaus nicht, ſondern machte ſich auf und ging raſch zu dem Herren des Hundes, um denſelben zu bitten, daß er ihm den Hund für die nächſte Nacht überlaſſen möchte. Es bedurfte einigen Zuredens, bevor ſich Schippeitaro's Herr entſchloß, dem Wunſche des Fremden zu willfahren. Endlich aber nahm dieſer das Thier in Empfang und zog, nachdem er feſt verſprochen, es am anderen Morgen zurückzubringen, mit demſelben von dannen. Nachdem dies geſchehen, ſuchte der junge Krieger die Eltern des Mädchens, das geopfert werden ſollte, auf und gebot ihnen, ihre Tochter in einem ſicheren, gut verwahrten Zimmer zu halten, und ſtatt ihrer ſperrte er den Hund Schippeitaro in den Käfig, der am Abend neben der Kapelle niedergeſtellt wurde. Er ſelbſt begab ſich in die Kapelle und harrte der Dinge, die da kommen würden.

Um Mitternacht, als die glänzende, große Mondſcheibe über die hohen Berge geſtiegen war und in das öde Thal hinabſchaute, da kamen auch die Katzen wieder mit ihrem Geſchrei,

und der ganze Zauberſpuk wiederholte ſich. Diesmal hatten ſie in ihrer Mitte einen rieſig großen Kater, der ihr Oberhaupt zu ſein ſchien, und in dem unſer Held nicht unſchwer den gefürchteten böſen Berggeiſt erkannte. Der ſchwarze Kater, der ſehr lüſtern auf ſein Opfer zu ſein ſchien, erblickte nicht ſo bald den Käfig, als er auch ein gräßliches, weithin tönendes Freudengeſchrei anſtimmte und den Käfig in hohen Sprüngen umtanzte. Endlich, als er ſein Opfer lange genug gequält zu haben glaubte, öffnete er den Käfig und ſpähete mit gierigem Blick in deſſen Inneres. Aber diesmal ſollte es ihm ſchlecht bekommen, denn im Nu ſprang Schippeitaro hervor, packte den Kater und hielt ihn mit ſeinen Zähnen feſt, bis der junge Krieger herbeilief und mit einem wohlgezielten, ſcharfen Schwerthiebe ihm den Garaus machte. Da lag nun das Ungethüm erſchlagen in ſeinem Blute, und die Katzen waren ſo gelähmt vom Schreck, daß der junge Krieger deren noch viele erlegte und Schippeitaro gar manche von ihnen todt biß.

Der junge Krieger aber brachte den braven Schippeitaro unverſehrt und mit vielen Dankesbezeigungen ſeinem Herrn zurück, und der Jungfrau verkündete er, daß ſie gerettet und ihr böſer Feind getödtet ſei. Und ſeit dieſer Zeit haben die Menſchenopfer, die man dem böſen Geiſte im Gebirge darzubringen genöthigt war, ein Ende gehabt; die Menſchen, welche früher die Gegend mieden, durchwandern jetzt den Wald nach jeder Richtung und preiſen noch heute den Muth und die Tapferkeit des jungen fahrenden Kriegers und des trefflichen Hundes Schippeitaro.

Herrlichkeit; sie hatte alles, was sie sich wünschte, und hätte so recht von Herzen glücklich sein können, wenn nicht eine große Schlange beständig ihre Ruhe gestört hätte. Diese Schlange hatte sich nämlich in die Prinzessin verliebt und belästigte sie so oft sie nur konnte. Die Prinzessin war darüber natürlich sehr unglücklich und ließ stets Wachen ausstellen, um die Schlange zu verscheuchen, sobald sie sich blicken ließ. Eines Tages aber hatten die Wächter nicht gehörig Obacht gegeben, und als die Prinzessin ahnungslos in ihrem Zimmer saß und den Koto *) spielte, da schlich das Unthier ganz heimlich herein, um sie zu überfallen. Gon aber, der in der Nähe seiner Herrin saß und ihrem Spiele lauschte, sah die Schlange sogleich und sprang mit solcher Wuth auf sie zu, daß sie vor Schreck nicht wußte, was sie thun sollte. Gon aber wußte wohl, was er zu thun hatte; rasch klammerte er sich am Halse des abscheulichen Thieres fest und biß ihm so tief in die Kehle, daß es sofort seinen Geist aufgab und todt am Boden lag. Die Prinzessin, die das Geräusch hörte, wandte sich um und war tief ergriffen und voll Dankbarkeit gegen Gon. Sie lobte ihn sehr und hätschelte ihn Tag für Tag; sie gab ihm die schönsten Leckerbissen, und in der That wäre ihm nichts zu wünschen übrig geblieben, wenn er nur seine geliebte Koma hätte wiederfinden können.

Eines Tages lag er vor der Hausthür in der Sonne und blickte in die Welt hinaus. Da gewahrte er in einiger Entfernung einen wahren Vagabonden von einem Kater, der eine hübsche kleine Katze arg mißhandelte. Voller Zorn lief er herzu und verjagte den Bösewicht; als er sich aber nach dem Kätzchen zur Seite blickte und dasselbe trösten wollte, sah er Niemand anders als Koma vor sich, und nun war er so glücklich, daß er es gar nicht aussprechen konnte. Koma hätte ihn fast nicht wieder erkannt, so groß und stattlich war er geworden; als sie

*) Großes, mit vielen Saiten versehenes Musikinstrument, das der Spielende vor sich liegen hat; es steht bei den Japanern in hohem Ansehen.

aber ſeine Freude ſah, da merkte ſie wohl, wer es war, und da war ſie eben ſo froh und glücklich, ihn wiedergefunden zu haben.

Beide gingen nun Hand in Hand zur Prinzeſſin, und Gon erzählte ihre ganze Leidensgeſchichte. Die Prinzeſſin hörte dieſelbe mit großer Theilnahme und verſprach ihnen, daß ſie nun für immer glücklich ſein ſollten, denn ſie wollte ſie beide, ſo lange ſie lebten, bei ſich behalten. Nun ward eine vergnügte Hochzeit gefeiert, und als nach einiger Zeit ſich auch die Prinzeſſin mit einem Prinzen aus einem weit entfernten Parke verheirathete, da erzählte ſie ihm ſogleich von der Liebe der beiden Kätzchen und von der Heldenthat des tapferen Gon, der ihr das Leben gerettet und ſie von der abſcheulichen Schlange befreit hatte.

Als der Prinz das hörte, da war er ganz damit einverſtanden, daß Gon und Koma die Prinzeſſin begleiteten, als er ſie in ſein Haus führte, und hier haben ſie alle zuſammen ein glückliches und vergnügtes Leben geführt. Gon und Koma bekamen viele ſchöne Kinder, die mit den Kindern der Prinzeſſin ſpielten und ebenſo anhänglich an dieſe waren, wie ihre Eltern, und der Prinzeſſin immerdar ihre Liebe und Treue bewahrten, und ſo war es dieſer denn auch nie leid, das niedliche brave Katzenpaar bei ſich behalten zu haben.

Der Glühwurm.

In dem aufſprießenden Geäſt einer Lotospflanze, die in einem Sumpfe ſtand, ſaß die Tochter einer Feuerfliege als unſcheinbarer, kleiner Wurm. Niemand beachtete ſie, und ſo verbrachte ſie einſam ihre Tage; indeſſen machte ſie ſich nichts daraus, denn ſie dachte bei ſich, wenn die Zeit gekommen wäre, wo ſie erwachſen ſei, dann müßte ihr Loos ſich wenden, und während ſie jetzt allein in ihrem Blüthenkelche ruhete, würde ſie ſpäter Geſellſchaft und Unterhaltung genug bekommen.

Dieſe ihre Hoffnung erfüllte ſich auch richtig, denn eines Abends ſtrahlte ihr Körper in ſo zauberhaftem Lichte, daß alles rings umher davon geblendet wurde, und die ſchmale, glänzende Mondſichel am Himmel zog ſich vor lauter Neid hinter eine Wolke zurück. Von dem magiſchen Lichte angezogen, kamen aber Tauſende von Inſekten und brachten dem glänzenden Glühwurm ihre Huldigungen dar. Der graue Nachtfalter umflatterte den Kelch der Lotosblume, in welchem ſie wohnte, ohne Unterlaß; große und kleine Käfer ſchwirrten unaufhörlich in der Luft oder ſetzten ſich der Leuchtenden zu Füßen, und zahlloſe buntfarbige Thierchen ſtimmten ihr zu Ehren ein Concert an, das weithin tönte. Aber allen dieſen Huldigungen ſetzte das Glühwürmchen kalte Verachtung entgegen. Es rührte ſich kaum in ſeinem duftenden Blumenbette und that, als ob es von alle dem Gewirre rings umher nichts vernähme.

Als jedoch Abend für Abend ſich die nämliche Scene abſpielte, da erhob ſich die Schöne endlich und trat hervor. „Laßt mich in Ruhe," rief ſie. „Keiner von euch gefällt mir; ich werde nur den erhören, der mir ein Licht bringt, wie ich ſelbſt es habe."

Betroffen hörten alle ihre Bewunderer dieſen Ausſpruch; allein kaum waren die Worte verklungen, ſo flog alles von dannen, um Licht zu holen, damit der Wunſch des leuchtenden Weſens erfüllt würde. Eitel Bemühen! Alle die zahlloſen Inſekten ſtürzten ſich tapfer und ohne ſich zu beſinnen in die Flamme jeder Lampe, jeder Kerze, die ihnen in den Weg kam, und dennoch haftete kein Strahl davon auf ihren Flügeln oder ihrem Leibe, nein, kläglich mußten ſie für ihr Wagniß büßen.

Die ſpröde Prinzeſſin Glühwurm blieb nun verſchont und allein, und ſie hätte lange auf einen Freier warten können, wenn nicht plötzlich der Leuchtkäfer gekommen wäre. Dieſer glänzte genau ſo hell als der Glühwurm, und als ſich beide erblickten, da waren ſie gegenſeitig von ihrer Schönheit bezaubert, ſo daß ſie alſogleich beſchloſſen, einander zu heiraten.

Die armen Inſekten aber, welche die Prinzeſſin mit ſo hinterliſtigen Worten fortgeſchickt hatte, mühen ſich bis zum heutigen Tage vergebens ab, ſo bald ſie ein Licht ſehen, etwas davon zu erhaſchen; ſie verbrennen ſich dabei Flügel und Füße oder gar den ganzen Leib und gehen elendiglich zu Grunde.

Uraſchimataro.

Es war einmal ein frommes Ehepaar, das hart an der Küſte wohnte und ſich vom Fiſchfange nährte. Ein einziger Sohn war das Glück der beiden Alten, und da derſelbe ſehr wohl gerathen und brav war, ſo klagten ſie nie über ihr hartes Tagewerk, ſondern verbrachten in Zufriedenheit ihre Lebenstage. Der Sohn hieß Uraſchimataro, das bedeutet: Sohn der Meeresinſel. Er wuchs zu einem ſchönen, beherzten Jüngling heran, und da er die Stütze ſeines Vaters beim Fiſchfange wurde, ſo ſah man ihn täglich ſelbſt bei Wind und Wetter auf die See fahren. Niemand im Dorfe, das wegen ſeiner Fiſche in der ganzen Gegend berühmt war, wagte ſich ſo weit hinaus auf das Meer wie er, und manchmal ſagten die Nachbarn zu ſeinen Eltern: „Wenn euer Sohn ſo tollkühn bleibt, ſo erlebt ihr noch einmal ein Unglück, die Wellen werden ihn begraben und eines Tages wird er nicht zu euch zurückkehren.“ Doch Uraſchimataro kümmerte ſich nicht um dieſe Reden, und da er ſtark und unerſchrocken ſeinen Kahn zu lenken wußte, ſo waren ſeine Eltern auch ohne Sorge.

Eines Morgens, bei klarem, hellem Wetter, als er ſeine ſchwer gefüllten Netze aus dem Waſſer zog und in ſeinen Kahn entleerte, fand er unter den Fiſchen eine kleine, allerliebſte Schildkröte. Er freute ſich ſehr darüber und warf ſie in ein Holzgefäß. Da plötzlich redete ihn das Thier an und bat gar jämmer-

lich um ſein Leben. „Schone mich,“ ſo ſprach es, „was kann ich dir nützen? Ich bin ja noch ſo jung und klein und möchte ſo gern noch leben; wenn du barmherzig biſt und mich frei giebſt, ſo werde ich dir erkenntlich ſein, das verſpreche ich dir.“

Mehr bedurfte es nicht; Uraſchimataro war viel zu gutmüthig, als daß er hätte irgend Jemand einen Wunſch abſchlagen können, und deshalb ergriff er ſofort die Schildkröte und ſetzte ſie wieder ins Waſſer.

Jahre waren verfloſſen, und Uraſchimataro trieb nach wie vor jeden Morgen ſeinen Kahn hinaus auf das weite Meer. Eines Tages aber überraſchte ihn, als er ſein Fahrzeug gerade um einen Felſen lenkte, ein gewaltiger Wirbelwind, der die Wogen aufwühlte und den Kahn zertrümmerte. Uraſchimataro ward in das Wogengebrauſe hinein geſchleudert; da er aber gut ſchwimmen konnte, ſo verzagte er nicht, ſondern theilte mit kräftigen Armen die Fluth und ſuchte das Ufer zu gewinnen. Da ſah er plötzlich eine große Schildkröte auf ſich zu ſchwimmen, die ihn anredete und deutlich, trotz des Sturmgeheuls, folgende Worte zu ihm ſprach: „Ich bin die Schildkröte, der du einſt das Leben gerettet haſt; ich will nun meine Schuld abtragen und mich dankbar bezeigen. Das Ufer iſt noch weit entfernt; du würdeſt es ohne meine Hülfe nimmermehr erreichen. Steig deshalb auf meinen Rücken; ich bringe dich, wohin du willſt.“ Uraſchimataro ließ ſich das nicht zweimal ſagen und nahm die Hülfe ſeiner Freundin dankbar an. Doch kaum ſaß er auf ihrem Rücken, ſo machte ſie ihm den Vorſchlag, für heute nicht an den Strand zurückzukehren, ſondern ſich von ihr tragen zu laſſen, wohin ſie wolle. „Du wirſt Wunder ſchauen,“ ſagte ſie; „es wird dich nicht gereuen.“

Uraſchimataro war höchlich erſtaunt, willigte aber ein und tauchte ſchon im nächſten Augenblicke mit der Schildkröte unter, in die Tiefe des Meeres hinein. Hei, wie raſch ging es fort und fort durch die blauen Fluthen dahin! Der kühne Jüngling wußte kaum, wie ihm geſchah, und ſo ſchwamm er drei Tage

lang, bis endlich die Schildkröte bei einem rieſigen Palaſte Halt machte. Derſelbe war aus Kryſtall und köſtlichem Geſtein erbaut und flimmerte von Gold und Silber, von leuchtend rothen Korallen und ſchimmernden Perlen. Die Schildkröte führte Uraſchimataro in den Palaſt, und wenn er ſchon draußen ganz erſtaunt über die Pracht und Schönheit deſſelben geweſen war, ſo wuchs ſeine Verwunderung noch, als er hineintrat. Da gab es eine unbeſchreibliche Pracht, goldene Früchte, mit Perlen beſtreuete Blätter, ſtrahlende Edelſteine, und an den Wänden glitzerten rings umher köſtliche Fiſchſchuppen wie tauſend Lichter.

„Wohin haſt du mich gebracht?“ fragte Uraſchimataro ſeine Führerin leiſe.

„In den Palaſt Riugu, in das Haus des Meeresgottes, dem wir alle unterthan ſind,“ entgegnete die Schildkröte; „ich aber bin die erſte Dienerin ſeiner Tochter, der unvergleichlich ſchönen Prinzeſſin Otohime, die du bald ſehen wirſt.“

Uraſchimataro blickte noch immer verwundert um ſich und wartete der Dinge, die da kommen ſollten. Die Schildkröte aber, welche ihrer Herrin viel von dem ſchönen Jüngling erzählt hatte, und welche auf den Wunſch der Prinzeſſin ausgezogen war, um ihn herbeizuführen, ging nun hin, um die Ankunft Uraſchimataros zu melden. Und als die Prinzeſſin ihn ſah, fand ſie ihn ſo ſchön, wie die Schildkröte ihn beſchrieben, und deshalb ließ ſie ihn feſtlich empfangen und bat ihn alſogleich, für immer bei ihr zu weilen; der Lohn dafür ſolle ewige Jugend und Schönheit ſein. „Du wirſt nie und nimmer altern,“ ſprach ſie ſchmeichelnd, und da ſie ſo ſchön wie die Sonnenkönigin ſelber war und ſo liebenswürdig und reizend bat, ſo willigte Uraſchimataro ein und blieb bei ihr. Nun führte er mit der Prinzeſſin das glücklichſte Leben; in lauter Freude und Wonne verging die Zeit. Wie lange das war? er wußte es nicht und kümmerte ſich nicht darum.

Doch plötzlich überkam ihn inmitten allen Glückes eine große, unbeſchreibliche Sehnſucht nach ſeinen guten Eltern. Er

konnte, so viel er auch dagegen ankämpfte, dies Gefühl nicht verbergen und saß eines Morgen so traurig da, daß es der Prinzessin ganz unmöglich war, ihn aufzuheitern. Endlich fragte sie ihn nach seinem Kummer, und da gestand ihr Uraschimataro ganz aufrichtig, daß er Sehnsucht nach seinen Eltern habe und nicht leben könne, wenn er sie nicht wiedersähe. Die Prinzessin war darüber sehr erschrocken. Vergebens stellte sie ihm vor, daß dieser Wunsch für ihn die größte Gefahr mit sich bringe. „Ich werde dich verlieren, wir sehen uns nie wieder," klagte sie unter Thränen. Doch Uraschimataro blieb fest und sagte traurig und beklommen: „Ich muß meine Heimat, meine Eltern wiedersehen! Doch will ich gern zu dir zurückkehren, wenn du es befiehlst."

Traurig senkte die schöne Prinzessin das Haupt und seufzte tief. „Es giebt wohl ein Mittel, dich sicher zurückzubringen," sprach sie, „doch fürchte ich, du wirst die Bedingung, welche daran geknüpft ist, nicht erfüllen können."

„Ich werde alles thun, um zu dir zurückzukehren," entgegnete Uraschimataro und blickte sie treuherzig an; doch die Prinzessin blieb traurig — ihr sagte eine Ahnung, daß sie ihn verlieren würde. Dennoch stand sie auf und holte eine kleine goldene Büchse. Diese übergab sie Uraschimataro und ermahnte ihn mit vielen eindringlichen Worten, sie gut zu verwahren und vor allen Dingen sie nie und nimmer zu öffnen. „Kannst du diese Bedingung erfüllen," sprach sie ernst, als sie ihm Lebewohl sagte, „so brauchst du nur deine Freundin, die Schildkröte am Strande herbeizurufen, und sie bringt dich auf dem dir bekannten Wege zu mir zurück." Tief gerührt dankte ihr Uraschimataro und gelobte nochmals, ihrem Geheiße unverbrüchlich Folge zu leisten. Er verwahrte die Büchse gut in seinem Gewande und setzte sich auf den Rücken der bereit stehenden Schildkröte, die ihn von dannen trug, indessen ihm die Prinzessin traurig nachblickte.

Sie schwammen abermals drei Tage und drei Nächte und

landeten glücklich am heimatlichen Strande. Die Schildkröte ſagte ihm Lebewohl und verſchwand in den ſchäumenden Wellen.

Uraſchimataro nahete ſich raſchen Schrittes und fröhlich ſeinem Dorfe; er ſah den Rauch von den Herden aufſteigen, er ſah die alten Strohdächer aus den grünen Gebüſchen hervorragen, er hörte der Kinder fröhliches Rufen und Jauchzen, er hörte die Klänge des Koto*) aus einer Hütte am Wege und jubelte voller Entzücken und Freude über die heißerſehnte Heimkehr.

Aber wie wurde ihm plötzlich bange ums Herz, als er weiter durch die Straßen wanderte! Alles war verändert, kein Haus, kein Menſch war ihm bekannt. Haſtig lief er dem Hauſe ſeiner Eltern zu; ja, es ſtand wohl noch da, aber es hatte ein fremdes Ausſehen. Beklommen fragt er die Bewohner nach ſeinen Eltern, doch ſie kannten den Namen nicht und wußten ihm keine Auskunft zu geben.

Aufgeregt und unglücklich lief er auf den Friedhof, den einzigen Platz, der ihm Rath und Hülfe in ſeiner Noth geben konnte. Hier waren ja alle guten Götter zugegen; ſie würden ihm gewiß Aufſchluß über dieſe ſonderbaren, qualvollen Augenblicke geben. Und er hatte ſich nicht getäuſcht — nach kurzem Suchen fand er die Gräber ſeiner Eltern, und die Steine zeigten eine Jahreszahl, welche nicht viel von der verſchieden war, die man ſchrieb, als er fort in den Palaſt der Meeresprinzeſſin gezogen war. Er verrichtete ſein Gebet und blickte um ſich, und immerfort ſah er Gräber mit jüngerem Datum. Und endlich fand er, daß dreihundert Jahre verfloſſen ſein mußten, ſeit er ſeine Heimat verlaſſen.

Schaudernd lief er die Dorfſtraße zurück, um ſich zu erkundigen, und da hörte er nur zu gut, daß es ſo und nicht anders war. In Verzweiflung holte er die Büchſe der Prinzeſſin Otohime hervor — vielleicht umgab ihn ein böſer Zauber, und ſie konnte ihn retten! Faſt mechaniſch drehte er ſie auf

*) Saiteninſtrument, S. Märchen von Kätzchens Entführung, S. 56.

und ſah einen purpurnen Dunſt daraus hervorſteigen. Er hielt verwundert die leere Büchſe in der Hand und ſah, wie dieſe Hand, welche noch vor einem Augenblicke die kräftige Hand eines Jünglings geweſen, nun zuſammengeſchrumpft, faltig und knochig wie die eines ſteinalten Mannes war. Er ging zu dem klaren Bache, der aus dem Berge daherfloß, und beſah ſein Bild in der ſpiegelglatten Fläche; ein mumienhaftes Antlitz blickte ihm daraus entgegen. Entſetzt und bis zum Tode ermüdet, ſchleppte er ſich durch das Dorf — Niemand erkannte in dem alten, alten Manne den kräftig ſchönen Jüngling, der erſt vor einer Stunde durch die Straßen lief. So ging er mühſelig weiter, bis er an den Strand des Meeres kam. Hier ſetzte er ſich nieder und rief vergebens nach der Schildkröte; ſie kam nicht mehr, und ſo erlöſte ihn bald der Tod. Vorher aber hat er den Leuten, die ihn einſam am Strande ſitzen ſahen und herbeikamen, um ihn zu tröſten, ſeine Erlebniſſe mitgetheilt, und dieſe erzählten ſie weiter und weiter und prieſen den braven, guten Sohn, der aus Liebe zu ſeinen Eltern alle Pracht und alle Wunder des Palaſtes der ſchönen Meeresprinzeſſin verlaſſen hatte. Und ſo preiſt man ihn noch heute, und wenn ein Sohn in die Ferne zieht, ſo ermahnen ihn ſeine Eltern, dem Beiſpiele Uraſchimataros zu folgen und im höchſten Glück nie die Eltern und die Heimat zu vergeſſen.

Die Qualle.

Ihr wundert euch vielleicht, warum die Qualle nackt umherſchwimmt und weder ein Gehäuſe noch eine Schale hat? Das war in alter Zeit nicht ſo; da hatte ſie eine Schale gleich anderen Muſchelthieren, aber ſie verlor ſie durch ihre eigene Schuld, und wie das zuging, das will ich euch erzählen.

Die Meeresprinzeſſin Otohime in Riugu, von der ihr ſchon im Märchen von Uraſchimataro gehört habt, erkrankte einſt ſehr;

Niemand konnte ihr helfen, und so siechte sie lange Zeit in schwerer Pein dahin. Endlich aber fand sich ein erleuchteter Arzt am Hofe des Königs, ihres Vaters, ein und erklärte, daß sie nur durch den Genuß einer Affenleber Gesundheit und Frohsinn wieder zu erlangen vermöge. Sofort traf man Anstalten, einen Affen herbeizuschaffen, den man schlachten könnte, um die Leber aus seinem Bauche zu bekommen. Die kluge Schildkröte ward ausersehen, die Reise nach dem Lande anzutreten, und erhielt den Auftrag, einen Affen lebend und gesund herbeizubringen. Also machte sich die Schildkröte auf und davon; sie kam ans Land und wanderte ins Gebirge, wo viele Affen leben. Aber so leicht war das nun allerdings nicht, eines dieser Thiere zu bewegen, mitzugehen, und deshalb mußte die Zuflucht zur List genommen werden. Eines Tages stellte sich die schlaue Schildkröte schlafend; sie lag da an einer schattigen Stelle und rührte kein Glied. Die neugierigen Affen kamen herbei und betrachteten sie von allen Seiten, und ein junges Aeffchen, das dreister als die anderen war, ging an sie heran und befühlte das schöne glänzende Schild, das sie auf dem Rücken trug. Da plötzlich fuhr sie empor, schnappte mit dem Maule nach dem Aeffchen und richtig bekam sie seine Hand zu fassen, welche sie mit dem Maule festhielt. Als die anderen Affen sahen, daß der Schildkröte nicht zu trauen war, liefen sie davon und ließen ihren jüngeren Gefährten im Stich.

Die Schildkröte aber sprach zu ihrem Gefangenen: „Wenn du nicht willig thust, was ich dir sage, so tödte ich dich. Jetzt steig auf meinen Rücken; du mußt mit mir gehen.“ Zur Sicherheit hielt sie fortwährend die Hand des Affen fest; was wollte das arme Thier also machen? Es fügte sich eben, so gut es ging, in sein Schicksal.

Die Schildkröte trabte nun, so rasch sie konnte, von dannen, dem Strande zu, und als das Wasser erst ihre Füße bespülte, da ging es pfeilschnell hinab in das Meer, dem Palaste der Meeresprinzessin zu. Alles freute sich, als der Affe glücklich auf dem Rücken der Schildkröte anlangte, und nun ward der-

ſelbe ſo freundlich aufgenommen und ſo gut verpflegt, daß er bald alle Sorge vergaß und ſich in der Fremde heimiſch fühlte. Mitunter freilich überkam ihn doch das Heimweh, und dann ging er traurig umher und ſuchte ein ſtilles Plätzchen, wo er ungeſtört weinen und ſeufzen konnte. Und als ihn eines Tages wiederum dieſe Traurigkeit befiel, da trat die mitleidige Qualle zu ihm heran und ſagte theilnehmend: „Ja, du magſt wohl weinen, du armes Thier, ich beklage dich von ganzem Herzen! Deine Tage ſind gezählt; nicht lange mehr kannſt du dich deines Lebens freuen, dann wirſt du geſchlachtet und verſpeiſt werden!“

Der Affe erſchrak fürchterlich; er ſprang auf und fragte haſtig die Qualle, was er denn verbrochen hätte, daß man ihm nach dem Leben trachte?

„Du haſt gar nichts verbrochen,“ erwiderte die Qualle, „aber wie ſollen wir deine Leber bekommen, ohne daß du geſchlachtet wirſt? Und deine Leber müſſen wir haben, denn ohne die kann unſere Prinzeſſin nicht geſund werden. Alſo füge dich in dein Schickſal und mache keinen Lärm; es iſt genug, daß ich dich von Herzen bedauere, mehr kannſt du nicht verlangen.“ Damit ging die Qualle fort, und der Affe war ganz ſtarr vor Schrecken und Erſtaunen. In ſeinen Eingeweiden wühlte es, und es war ihm, als würde ſeine Leber ſchon aus ſeinem Bauche geſchnitten, ſo daß er ſich unwillkürlich zuſammenkrümmte.

Doch in ſeiner Herzensangſt verlor er die Beſinnung nicht, ſondern er dachte darüber nach, wie er ſich wohl retten könnte, und richtig! nach einigem Sinnen fand er guten Rath. Hatte ihn die Schildkröte ſchlau bethört, ſo ſollte ſie erfahren, daß er auch nicht zu den Dummen gehörte. So ſtellte er ſich ganz ſorglos und ſprang vergnügt umher; als es aber bald darauf anfing zu regnen, begann er laut zu heulen und zu ſchreien. Die Schildkröte, welche zu ſeiner Hauptpflegerin beſtellt war, kam herbei und fragte nach dem Grunde ſeiner Klagen, und da erzählte ihr der Affe mit den kummervollſten Geberden, er habe ſeine Leber zum Trocknen auf einen Buſch gehängt, und wenn

es nun immerfort regne, ſo müſſe ſie verderben und er könne ſie nicht mehr brauchen. Und dabei wehklagte und winſelte der Schalk, daß es einen Stein erbarmen mußte, und rief fort und fort, warum man ihn ſo eilig aus ſeiner Heimat entführt hätte, ohne daß er ſeine Leber hätte mitnehmen können.

Nun war guter Rath theuer; verblüfft ſtanden alle da, und ſofort beſchloſſen ſie, daß die Schildkröte den Affen wieder ans Land bringen ſolle, damit er ſeine Leber holen könne; zugleich ward ſie bei ſtrenger Strafe dafür verantwortlich gemacht, daß ſie den Affen keinen Augenblick außer Acht ließe, damit er heil und geſund mit der werthvollen Leber zurückkäme. Der Affe aber wußte durch allerlei Reden, mit denen er den Aufenthalt im Palaſte Riugu rühmte, die Schildkröte ſorglos und vertrauensvoll zu machen, ſo daß ſie zuletzt gar nicht mehr auf ihn Acht gab. Sie kamen ans Land, wanderten wohlgemuth in die Berge, und als der Affe ſeine Familie erblickte, entwiſchte er der Schildkröte und erzählte allen die entſetzliche Geſchichte, die ihm widerfahren war. Und da gab es ein Zetergeſchrei über die Unbill, und die Affengeſellſchaft kam überein, ſich gehörig an der Schildkröte, die den Affen entführt hatte, zu rächen. Sie liefen auf ſie zu, legten ſie mit vereinten Kräften auf den Rücken und riſſen ihr unbarmherzig das Bruſtſchild vom Leibe. Mit bitteren Vorwürfen und Scheltreden überhäuft, jagten ſie nun die Schildkröte fort, die noch froh war, mit dem Leben davon zu kommen. Matt und verdroſſen eilte ſie zu dem Palaſte der Prinzeſſin Otohime zurück, denn ihre Bruſt, die kein Schild mehr hatte, war bloß, und die Kälte, die ſie empfand, machte ſie elend und krank. Als ſie angelangt war und alles erzählt hatte, was ihr widerfahren, da wurde großer Rath gehalten und vor allem ausgeforſcht, wie es wohl gekommen ſein könne, daß der Affe erfahren habe, weshalb er aus ſeiner Heimat entführt ſei. Und — ſiehe da — der Verdacht blieb auf Niemand anders als auf der unglücklichen Qualle hängen, und zuletzt mußte ſie eingeſtehen, daß ſie die Uebelthäterin ſei und alles an den Affen ausgeplaudert habe.

Da wurde die Prinzeſſin ſehr böſe und nahm zur Strafe der Qualle ihre Schale ab, aus der ſie der Schildkröte ein neues Bruſtſchild machen ließ. Und ſo iſt es gekommen, daß die Qualle bis auf den heutigen Tag ihren weichen Körper ohne allen Schutz im Meere umhertragen muß. Wäre ſie nicht vorwitzig geweſen und hätte ſie nicht geplaudert, dann hätte ſie ihre Schale wie alle anderen ihres Geſchlechtes behalten.

Moſoo.

Vor grauen Jahren lebte in China ein ſehr frommer und braver Mann mit Namen Moſoo. Er beſaß eine Hütte und ein Gärtchen nebſt ein paar Feldſtücken und arbeitete unverdroſſen, um ſeine bejahrte Mutter ſo gut als irgend möglich zu verpflegen. Gewillt, ſich ganz der Erfüllung ſeiner Pflichten gegen die Mutter zu widmen, war er ledig geblieben, obwohl ſeine Mutter ſelber ihn oft angetrieben hatte, einen Hausſtand zu gründen; er kannte kein größeres Glück, als ganz allein dem heiligen Gebote der Kindesliebe zu folgen, und wollte von nichts anderem wiſſen, ſo lange ſeine Mutter lebte. Die leiſeſten Wünſche, welche dieſelbe äußerte, wurden ſtets aufs ſchleunigſte von ihm erfüllt, und ängſtlich wachte er über ihr Wohlergehen.

Moſoos Bekümmerniß war daher ſehr groß, als ſeine Mutter bedenklich erkrankte. Alle Gebete und Amulete, alle Mittel, welche man ihr anrieth, waren erfolgslos; die alte Frau ſiechte dahin, und Moſoo konnte ſich nicht verhehlen, daß ſie kaum noch hoffen dürfe, jemals ihr Krankenlager zu verlaſſen. Einſtmals — es war tief im Winter, und Schnee bedeckte alles weit umher — ſagte ſie zu ihrem Sohne: „O könnte ich nur einige junge Bambusſproſſen zu eſſen bekommen! Ich glaube, die würden meine Kräfte wieder herſtellen, ſo daß ich noch einmal das Bett

verlaſſen und froh an deiner Seite, mein lieber Sohn, ſitzen könnte!“ Moſoo war darüber in hohem Grade beſtürzt. „Wenn wirklich nur Bambusſproſſen meine arme Mutter wieder herſtellen können, ſo iſt das ſehr ſchlimm,“ dachte er, „denn um die jetzige Jahreszeit iſt nirgends etwas der Art zu finden!“ Um jedoch ſeiner Mutter keinen Kummer zu machen, ergriff er ſeine Hacke und verabſchiedete ſich von ihr, um ſo ſchnell als möglich, wie er ſagte, ihrem Wunſche nachzukommen.

Mit ſchwerem Herzen trat er vor das Haus und durchſchritt ſein Gärtchen, an deſſen anderer Seite ein kleines Bambusdickicht lag. Hier machte er Halt und räumte emſig mit der Hacke den Schnee fort, obwohl er überzeugt war, daß alle ſeine Mühe umſonſt ſein würde. Aber — o Wunder — kaum hatte er die Schneedecke entfernt, ſo ſah er eine Menge der zarteſten, friſcheſten Bambusſproſſen, die ſchönſten, die ihm jemals vorgekommen. Er las ſie ſorgfältig zuſammen und hatte in kurzer Zeit mehr, als zu einer Mahlzeit vonnöthen war, und als er ſie heimgebracht und ſeine Mutter durch ihren Anblick erfreut hatte, bereitete er aus ihnen ein Gericht, wie es die Kranke wünſchte.

Als dieſelbe die Wunderſpeiſe gegeſſen, fand ſie ſich außerordentlich erquickt und erfriſcht; von Stund an genaß ſie, ſtand bald von ihrem Lager auf und lebte noch viele, viele Jahre mit ihrem Sohne zuſammen. Dieſen aber belohnten die Götter für die fromme Erfüllung der Sohnespflichten mit ungetrübtem Wohlſein bis in ſein hohes Alter.

Kwakkiyo.

In einer fernen, bergigen Gegend wohnte einſt eine ſehr arme Familie, beſtehend aus einem alten Ehepaare und ihrem Sohne; aber, ſo kümmerlich ſie auch ihr Leben friſteten, ſie waren bei ſaurer Arbeit ſtets vergnügt und wohlgemuth, und als der Sohn erwachſen und ein tüchtiger Arbeiter geworden war, da heirathete auch er ein gutes, fleißiges Mädchen der Nachbarſchaft, das ihm alsbald ein Kind, ein niedliches Mädchen, ſchenkte. Die Großeltern hatten darüber nicht minder ihre Freude, als die Eltern, und alles ging gut, bis eines Tages der Großvater erkrankte und trotz der ſorgſamſten Pflege, welche ihm Frau und Kind angedeihen ließen, ſtarb.

Nun lag die Sorge, die ganze Familie zu ernähren, ausſchließlich dem Sohne ob. Aber Kwakkiyo, ſo war ſein Name, ließ es ſich nicht verdrießen und verdoppelte ſeine Anſtrengungen, um ſich und die Seinen redlich durchzubringen. Vor allen Dingen aber war er darauf bedacht, ſeine Mutter nichts davon merken zu laſſen, wie ſauer es ihm wurde; auch wußte er jeden ihrer Wünſche zu befriedigen, beſonders, als ihr hohes Alter manche Beſchwerden mit ſich brachte und ſie zu kränkeln begann.

Da aber brach zu Kwakkiyos Jammer ein großes Ungemach über die ganze Gegend herein; es war Mißwachs eingetreten, und nur Wenige hatten noch ſo viel, daß ſie nicht zu darben brauchten. Hunger und Seuchen gaben dem Tode eine reiche Erndte; doch von Krankheit wenigſtens blieb Kwakkiyo verſchont, und ſo hielt er mit äußerſter Anſtrengung eine Zeit lang ſich und die Seinen aufrecht. Endlich aber verſagten ihm bei der kargen Koſt, die er ſich gönnen konnte, die Kräfte. Was ſollte er beginnen? Mutter, Kind und ſich ſelbſt mit ſeiner Frau zu ernähren, war geradezu unmöglich; und wenn er nun daran dachte, ein Opfer zu bringen, wer konnte das ſein? Am liebſten hätte er ſich ſelbſt dazu auserſehen; dann aber waren alle übrigen

um ſo ſicherer dem Hungertode preisgegeben. Seine Frau, das wußte er, würde ebenſowenig gezaudert haben, ihr Leben für die Ihrigen dahinzugeben, allein auch ihre Hülfe war unentbehrlich, wenn die Lage derſelben nicht noch ſchlimmer werden ſollte, denn ſie allein vermochte den Haushalt zu beſorgen und alle dazu nöthigen Arbeiten zu verrichten, während Kwakkiyo auf Gelderwerb ausging. So mußte denn eins der ihnen anvertrauten hülfloſen Weſen, Mutter oder Kind, geopfert werden, wenn nicht alle zuſammen zu Grunde gehen ſollten. Vergebens flehte Kwakkiyo zu den Göttern, daß ſie ihm den grauſamen Entſchluß erſparen möchten; die Noth wuchs mit jedem Tage. So entſchloß er ſich mit ſeiner Frau zu reden; unter Thränen legte er ihr die troſtloſe Lage dar und ſagte, daß er nicht länger zögern dürfe, den verzweifelten Entſchluß zu faſſen, da ſeine Kräfte ihn zu verlaſſen droheten. Er fügte hinzu, daß er zwar ſein Kindlein aufs zärtlichſte liebe, allein doch dies noch eher opfern möchte, als die Mutter, an welche die heilige Pflicht der Kindesliebe und der Dankbarkeit ihn ketteten.

Kwakkiyo's Frau dachte ebenſo, und obgleich ihr der traurige Opfertod des unſchuldigen Kindleins die bitterſten Thränen auspreßte, ſo vermochte ſie es doch über ſich, ihren Gatten in ſeinem Vorhaben zu beſtärken. Voll unbeſchreiblichen Jammers gingen die armen Eltern mit dem Kinde, das nichts von alle dieſen Qualen ahnte, hinaus aufs Feld in der Abſicht, ein tiefes Grab zu graben. In dieſes wollten ſie dann ihr Kind hineinſtürzen und raſch mit Erde bedecken, da ſie meinten, ſo würde ſein Tod am ſchmerzloſeſten ſein.

Es war eine ehrwürdige, ihre Zweige weithin ſtreckende Fichte, unter welcher Kwakkiyo die troſtloſe Arbeit begann; die Frau, mit dem Kinde auf dem Rücken, ſtand leiſe weinend neben ihm. Kaum aber war er durch das Wurzelgeäſt und durch die oberſte Lage des Bodens mit ſeiner Hacke gedrungen, als ſein Auge durch einen goldigen Glanz geblendet wurde, der ihm aus dem dunklen Erdreich entgegenſchimmerte. Verwundert grub er

den Gegenſtand, den er erblickt, vollends aus und entdeckte zu ſeinem maßloſen Erſtaunen, daß es eitel Gold war, ein großer, ſchwerer goldener Keſſel.

Da ſah er wohl, daß nun alle Noth vorbei war. Tief ergriffen dankte er den Göttern, die ihm und ſeiner braven Frau zum Lohne für die treue Liebe zu ſeiner Mutter, der ſie mehr als ihr eigenes Leben zu opfern nicht gezögert hatten, noch zu rechter Zeit Hülfe geſandt und ihn mit einem Schlage zu einem reichen Manne gemacht hatten. So bekümmert die Gatten ausgezogen waren, ſo voll Jubel kehrten ſie heim, und alle Nachbaren rings umher freuten ſich mit ihnen und prieſen Kwakkiyo's frommen Sinn und der Götter Gnade, die ihn ſo herrlich aus großer Noth gerettet.

Oſchoo.

Oſchoo war der Sohn frommer und fleißiger Fiſchersleute, die ihn zu einem braven Manne und tüchtigen Arbeiter in ihrem Gewerbe auferzogen. Als ſeine Eltern alt und ſchwach wurden, war er ihre einzige Stütze und wußte durch unverdroſſenen Eifer ſie vor jeglichem Mangel zu ſchützen. Seine Ehrlichkeit und ſein freundliches Weſen machten ihn bei Jedermann beliebt, und Niemand war in der ganzen Umgegend, der nicht am liebſten von Oſchoo ſeinen Bedarf an Fiſchen gekauft hätte. So war es ihm denn gelungen, ſein Geſchäft aufs beſte einzurichten, und namentlich hatte er einige Teiche im Gebirge in ſeinen Beſitz gebracht, in denen die herrlichſten Karpfen ſich befanden.

Einſtmals war der Winter ungewöhnlich hart, die Teiche froren feſt zu und waren mit ſo dickem Eiſe bedeckt, daß Oſchoo oft mit Sorge an ſeine Karpfen dachte. Noch mehr bekümmerte

es ihn aber, daß auf dieſe Weiſe ſeine beſte Nahrungsquelle verſagte, als gerade jetzt ſeine Mutter ſehr krank ward und ihre Pflege ſtete Sorgfalt und mancherlei Koſten verurſachte. So ſchwer es aber auch dem braven Oſchoo wurde, er ſchaffte getreulich nicht nur das herbei, was für die Kranke nöthig war, ſondern auch all und jedes, was ſeine Mutter irgend wünſchte.

Eines Tages lag ſie recht ſchwach und hinfällig auf ihrem Krankenlager und ſagte zu Oſchoo: „Hätte ich doch nur etwas von den ſchönen Karpfen aus deinen Teichen. Ich glaube, wenn ich davon äße, wäre ich bald geheilt.“ Oſchoo war ſehr betroffen; faſt hätten ihm dieſe Worte ſeiner Mutter Thränen entlockt, allein er beherrſchte ſich und ſprach mit anſcheinend heiterem Sinne: „Wohl denn, liebe Mutter, ich gehe, Euch ſofort dieſe Speiſe zu holen.“ Die Alte ſegnete ihren Sohn und er trat aus der Hütte. Aber hätte er auch nur die geringſte Hoffnung gehabt, daß ein milder Thauwind das Eis ſeiner Teiche mürbe machen und ihm ſo das Durchhauen ermöglichen könnte, ſo ſah er ſogleich ein, daß dies vergeblich ſei; der kalte Wind ſtrich nach wie vor über Berg und Thal, und die ſtarre Spiegelfläche des Eiſes war ſo ſpröde, daß die Arbeit gar manchen Tages nicht hingereicht hätte, um zu den Karpfen unten im Waſſer zu gelangen. Verzweifelnd warf ſich Oſchoo auf das Eis; er rang die Hände und bat den Himmel um Hülfe.

Und die Götter erhörten ihn in der That. Er fühlte, wie plötzlich eine gar wunderbare Wärme ſeinen Leib durchdrang, und von einem Strahle der Hoffnung belebt, ſtreifte er ſein Gewand ab und blieb ausgeſtreckt auf dem Eiſe liegen. Und ſiehe da, ſo weit ſein Körper reichte, thauete das Eis ſo raſch, daß er bald wieder aufſprang, um durch wenige Hiebe mit ſeiner Hacke die Eisdecke vollends zu entfernen. Kaum war dies geſchehen, ſo ſchwammen auch ſchon von allen Seiten große Karpfen herzu, unter denen Oſchoo die beſten für ſeine Mutter auswählte.

Mit reichem Ertrage beladen, machte er ſich auf den Heim-

weg. Als er nun die Fiſche zubereitet und ſeine Mutter davon genoſſen hatte, da fühlte ſie ſich, wie ſie vorhergeſagt, wunderbar gekräftigt, und als ſie dann vernahm, wie ſichtbarlich die Götter ihrem Sohne geholfen und ihn für ſeine kindliche Liebe belohnt hatten, da faßte ſie noch beſſeren Muth. Noch ehe der böſe Winter zu Ende ging, war ſie völlig geneſen, und bis an ihren Tod ward ſie nicht müde, den getreuen Sohn Oſchoo als ihren Retter zu preiſen.

Das Mädchen mit dem Holznapfe.

Vor langen, langen Jahren lebte in der Provinz Yamato*) in einem kleinen Dorfe ein Ehepaar, das ehedem gute Tage geſehen hatte. Geachtet und geehrt hatte daſſelbe in Wohlſtand und Behaglichkeit gelebt, doch das Unglück war über ſie gekommen und hatte ſie gänzlich verarmen laſſen. Da es ihnen nun unerträglich war, in ſo traurig veränderten Verhältniſſen angeſichts ihrer Freunde und Verwandten zu leben, ſo zogen ſie aus deren Nähe fort, weit fort, in das kleine Dorf. Das einzige Glück, das ſie beſaßen, war ein bildſchönes Töchterlein, ſo ſchön, o ſo ſchön, daß weit und breit kein ſchöneres Mädchen zu finden war. Leider konnte der Vater ſich nicht lange dieſes Glückes freuen, denn er legte ſich hin und ſtarb, und da war die Mutter mit ihrer Tochter ganz allein. Als der Kummer um den Verluſt ihres guten Mannes ſich etwas gelegt hatte, konnte die arme Frau ſich doch nicht mehr ſo recht von Herzen der Schönheit ihres Kindes freuen. „Dieſe große Schönheit,“ dachte ſie, „kann ſehr verderblich werden, denn einem armen

*) Im mittleren Theil der Hauptinſel, nahe der Südküſte derſelben und in der Umgegend von Kioto.

Mädchen werden zu viele Fallſtricke gelegt, in denen es oft elendiglich zu Grunde geht.“ Deshalb ließ ſie von nun an die Schönheit ihrer Tochter unbeachtet und lenkte deren Sinn nur auf Fleiß und Tugenden aller Art, die ihr Segen bringen mußten. Das Mädchen hörte auch auf alle Lehren der Mutter und ward ein braves, gutes Kind, das ihr nur Freude bereitete. So waren Jahre verſtrichen, als eines Tags die gute Mutter erkrankte und ihr Ende nahen fühlte. Da rief ſie ihre Tochter an das Lager und ermahnte ſie, immer gut und fromm zu bleiben. Und weil die Sorge um das ſchöne Mädchen, das nun bald allein und ohne jeglichen Schutz in der Welt daſtehen würde, alle ihre Sinne gefangen hielt, ſo befahl ſie ihrer Tochter, einen runden Holznapf, der draußen ſtand, herein zu holen. Das Mädchen that dies auch ſofort, und als ſie den Napf der Mutter reichte und neben deren Lager niederkniete, da nahm ihn die Sterbende und ſetzte ihn, den Boden nach oben gekehrt, der Tochter auf den Kopf. Nun war das Geſicht des ſchönen Kindes ganz beſchattet, und Niemand konnte ahnen, wie viel Schönheit der Napf verborgen hielt. Die Kranke war beruhigt, und nachdem ſie ſich noch von ihrer Tochter das Verſprechen hatte geben laſſen, den Napf nie von ihrem Kopfe zu entfernen, da legte ſie ſich getröſtet auf ihr Lager zurück und verſchied. Nun war das Mädchen ganz allein auf der Welt und auf ſich angewieſen; ſie mußte ſich ſelbſt ihren Lebensunterhalt verdienen. Tag für Tag ging ſie nun fort und arbeitete treu und fleißig für die Landbeſitzer der Umgegend auf deren Feldern, und wenn ſie Abends ſich zur Ruhe legte, ſo konnte ſie mit gutem Gewiſſen ihrer Eltern gedenken und brauchte ſie nicht zu ſcheuen, denn ſie blieb den Ermahnungen der Mutter ſtets treu und hütete ſich vor jedem Fehltritt. Da ſie ſtets den Holznapf trug, ſo nannten ſie die Leute Hatſchibime, das heißt die Jungfrau mit dem dem Napfe, und weil es doch genug übermüthige Menſchen auf der Welt giebt, ſo kam mancher Jüngling, der etwas von ihrer Schönheit merkte, und ſuchte ſie zu bewegen, den Holznapf abzu-

nehmen. Doch das schöne Mädchen blieb standhaft und wies die Zumuthungen stets von sich, auch wenn es seine harte Lage damit hätte verbessern können. Pflichtgetreu fuhr sie fort zu arbeiten; der spärliche Lohn fristete ihr Leben, und das war ihr genug, sie verlangte nichts mehr. Doch eines Tages, als sie emsig auf dem Felde arbeitete, da bemerkte der reichste Landbesitzer der ganzen Umgegend ihren Fleiß und dachte bei sich, daß sie eine treffliche Arbeiterin wäre, wie man sie selten haben könnte; und deshalb trat er zu ihr heran und belobte sie und behielt sie in Arbeit, lange Zeit. Und wie er merkte, daß sie eben so sittsam und wohlerzogen wie arbeitsam war, nahm er sie zu sich ins Haus und führte sie an das Bett seiner kranken Frau, deren Pflegerin das schöne Mädchen nun wurde. Jetzt kamen ruhigere, gute Zeiten für die treue Hatschibime, und sie dankte den Göttern inbrünstig für ihr Glück. Doch hatte sie sich geirrt, wenn sie meinte, sie würde immerdar sich dieser Ruhe freuen; das Ende ihrer Prüfungszeit war noch nicht gekommen.

Gerade um dieselbe Zeit, als Hatschibime in das Haus des reichen Mannes einzog, kam dessen ältester Sohn nach Hause zurück. Derselbe war in Kioto, der großen, herrlichen Residenz des Mikado, gewesen und hatte dort viel studirt und gelernt. Uebersättigt von allen genossenen Herrlichkeiten war er sehr glücklich in der ländlichen Zurückgezogenheit, die er in seiner Heimat fand, und sehnte sich nicht nach den schalen Vergnügungen der Hauptstadt zurück. Und nicht sobald hatte er das Mädchen mit dem Holznapfe erblickt, als er auch neugierig ward, von ihr zu hören. Man erzählte ihm von ihrer Grille, den Napf nie abnehmen zu wollen, und er lachte darüber. Doch als er ihr sinniges, tugendsames Wesen gewahr ward, und als er eines Tages, ohne daß sie es merkte, ein wenig unter den Napf lugte und ihre große Schönheit ersah, da entbrannte er ganz und gar in Liebe zu ihr, verhehlte dies auch keinen Augenblick und beschloß das Mädchen zu heiraten. Allein die Eltern und Verwandten stellten sich dieser Absicht durchaus entgegen; seine

Mutter und ſeine Tanten wollten ſogar Uebles von dem guten Mädchen reden. Er jedoch kehrte ſich daran nicht; er ſah ſtündlich ihre vielen Tugenden und fand bald, daß alle jene Verleumdungen eitel Geſchwätz waren. So blieb er denn feſt in ſeinem Entſchluſſe, ſie zu heiraten, und ſetzte ihn auch endlich bei den Seinigen durch, alle mußten ſich drein ergeben. Was wollten ſie auch machen? Er ließ ſich nun einmal in die Sache nicht dreinreden, und ſo machten ſie einer nach dem andern gute Miene und erklärten ſich mit der Heirat einverſtanden. Doch nun geſchah, woran Niemand gedacht, was Niemand geahnt hatte: das arme Mädchen mit dem Holznapfe auf dem Kopfe machte Schwierigkeiten und wollte nicht in ihre Verbindung mit dem jungen Manne willigen. Das war doch ſonderbar; allein Hatſchibime dachte, es ſei doch nicht recht, ihr hartes, aber ruhiges und ſicheres Loos gegen den Wunſch ihrer Beſchützer mit Wohlleben und die gewohnte Arbeit mit Nichtsthun zu vertauſchen. Zwar war ſie dem Sohne ihres Wohlthäters von Herzen zugethan und weinte deshalb bittere Thränen, aber ſie blieb doch ſeinem Vorſatze treu. Als aber die Nacht gekommen und das arme Kind eingeſchlafen war, da erſchien ihm ſeine Mutter im Traume und befahl ihm, den jungen Mann zu heiraten. Nun ſtand es vergnügt auf, und als es noch einmal gefragt wurde, ob es nicht dennoch Ja ſagen wolle, da willigte es mit tauſend Freuden ein. Der Hochzeitstag ward angeſetzt, und die prächtigſten Zurüſtungen wurden gemacht. Freilich mußte der junge Mann, deſſen Vater der reichſte, angeſehenſte Mann weit und breit war, manche Stichelreden über das Bettelmädchen und beſonders über den Holznapf hören; doch er machte ſich nichts daraus und freute ſich ſeines großen Glückes.

Und als der Hochzeitstag endlich da war und man das neue Haus mit allem verſehen hatte, was zu einer ſchönen, reichen Ausſtattung gehört, da ſollte endlich auch der Holznapf von dem Kopfe der Braut herunter genommen werden. Aber wer hätte das gedacht? — es war unmöglich; der Napf ließ ſich

nicht entfernen, nicht rücken und ſchien dem Mädchen auf dem Kopfe feſtgewachſen zu ſein, denn als man ihn gewaltſam entfernen wollte, da fing es vor Schmerz laut zu wehklagen an. Doch auch über dies Ereigniß tröſtete ſich der Bräutigam und beruhigte das Mädchen. Auch mit dem Holznapfe ſollte die Hochzeit gefeiert werden. Als man nun fröhlich beiſammen ſaß und der Wein gebracht wurde, den die Brautleute zuſammen trinken müſſen, wenn Hochzeit gefeiert wird: was geſchah da? Gerade als ſie die Weinſchale geleert hatten, barſt der Holznapf mit lautem Schalle auseinander und fiel in Stücken zu Boden. Und als man dieſe Stücke genau betrachtete, da erblickte man viele ſeltene Edelſteine und andere Koſtbarkeiten, die unter denſelben verborgen waren, und das war der Brautſchatz des guten, tugendhaften Mädchens. Aber mehr als über dieſe Koſtbarkeiten erſtaunten die Hochzeitsgäſte über die große Schönheit der Hatſchibime, und nun wurde mit verdoppelter Luſt gejubelt, geſchmauſt, getanzt und geſungen, die ganze fröhliche Nacht hindurch, und das junge Ehepaar lebte glücklich bis an ihr letztes Ziel, umgeben von Kindern, welche ſämmtlich die Tugenden und die Schönheit ihrer Mutter geerbt haben.

Die Warze und die Kobolde.

Einſt lebte in einem Dorfe ein herzensguter, fröhlicher Mann, der ſich mühevoll ſeinen Lebensunterhalt verdiente, dabei aber immer luſtig und guter Dinge war. Auf der rechten Wange hatte er eine große, häßliche Warze, die ihn ſehr verunzierte, doch machte er ſich nicht viel daraus, und wenn ihn die Leute dann und wann wohl darüber neckten, ſo fing er mit ihnen zu lachen an und kränkte ſich nicht darüber.

Sein Nachbar indeſſen, der merkwürdiger Weiſe dieſelbe Verunſtaltung auf der linken Wange hatte, war anderer Natur, er war zänkiſch, und Niemand hätte wagen dürfen, in ſeiner Gegenwart auf die häßliche Warze anzuſpielen. Deshalb hatte dieſer Nachbar auch wenig Freunde, während der andere freundliche Mann von allen im Dorfe geliebt wurde.

Eines Tages nun nahm dieſer, wie er dies öfter that, ſeine Axt und ging in den Wald, um Holz zu fällen, das er verkaufen wollte. Er wanderte tief in den Wald hinein, und als er den hohen Taikoberg*) beſtieg, da fing es ſo gewaltig zu regnen an und der Sturm heulte ſo ſehr, daß er nicht weiter kommen konnte und unter den breiten Aeſten der dicken Bäume Schutz ſuchte. Stundenlang hoffte er, das Unwetter werde nachlaſſen, und er könne dann den Heimweg antreten; doch ſein Hoffen war vergebens, es regnete und ſtürmte fort und fort, und ſo mußte er ſich entſchließen, die Nacht im Walde zu bleiben; denn die Sonne ging bereits unter, und es begann rings umher zu dunkeln. Als er ſich nach einem Plätzchen umſchaute, das ihn einigermaßen vor Regen und Sturm ſchützen konnte, denn weit und breit war keine Hütte zu ſehen, da gewahrte er ganz in der Nähe einen hohlen Baum. Geſchwind ging er darauf zu und ſtieg in die weite Höhlung. Ja, nun war er geborgen; hier konnte er es ganz gut aushalten. Der gute alte Mann lachte vor Freuden, und zufrieden, wie er von Natur war, machte er es ſich ſo bequem in ſeinem Verſtecke, wie er nur konnte.

Schon fielen ihm vor Müdigkeit die Augen zu und der Schlaf ſtellte ſich ein, da hörte er ganz in ſeiner Nähe das Geräuſch von Schritten, und ſofort wurde er wieder wach und munter. Vorſichtig lugte er durch eine Spalte des Baumes und ſah zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen eine ganze Schaar ſonderbarer Kobolde, welche die merkwürdigſten Sprünge machten

*) Wörtlich Trommelberg; es iſt kein beſtimmter Berg gemeint.

und gar wunderlich ausſahen. Viele waren über und über von rother Farbe, andere wieder waren ſchwarz, mit ſonderbaren rothen Kleidern behängt, manche hatten keinen Mund und wieder andere hatten nur ein Auge. Es waren ihrer wohl über hundert, und der alte Mann war halb todt vor Grauen und Furcht. Indeſſen hielt er ſich mäuschenſtill und wartete athemlos der Dinge, die da kommen würden. Die geſpenſtiſchen Weſen hatten auch einen Oberkobold; den ſah der arme Mann jetzt ganz deutlich, und das Ungeheuer, das einen großen Schnabel ſtatt der Naſe im Geſichte hatte, verſammelte die Menge gerade unter dem hohlen Baume, in dem der Alte ſaß. Hier ſetzte ſich der Oberkobold nieder, ſchlug die Beine unter und hieß die Andern ſich zu beiden Seiten in zwei langen Reihen niederſetzen. Dies geſchah denn auch ſogleich, und kaum war es geſchehen, ſo fingen die Kobolde zu ſchmauſen an. Sie tranken den Wein wie gebildete Menſchen und hielten ein ſo regelrechtes Gaſtmahl, daß der Lauſcher ſich nicht wenig darüber verwunderte. Doch als die Schale mit Wein immer wieder die Runde gemacht hatte, da ſchien der Oberkobold trunken zu werden, das konnte man aus ſeinen Geberden merken. Den alten Mann, der alles genau beobachtete und allmälich ſeine Furcht verlor, beluſtigte dies nicht wenig, aber es ſollte noch beſſer kommen. Einer aus der Geſellſchaft trat, nachdem die Mahlzeit beendet war, aus der Reihe hervor, machte mit allem erdenklichen Ceremoniell ſeine Verbeugungen vor dem Oberkobold und führte dann einen Tanz auf, ſo ſpaßhaft und komiſch, daß es gar nichts lächerlicheres geben konnte. Und kaum hatte dieſer den Anfang gemacht, ſo fingen ſie alle an zu tanzen, ſchlugen ſich über und waren überaus poſſirlich. Der alte Mann, den dies über alle Maßen beluſtigte, konnte ſich nun nicht mehr halten; er vergaß ganz und gar, daß er nicht zu der Schar gehörte und ſprang mit den tollſten Sprüngen mitten zwiſchen ſie. Die Kobolde umringten ihn ſogleich und ſtürzten von allen Seiten herbei, doch ihn ſchien dies gar nicht zu kümmern; er tanzte fort und fort,

und als er in die Nähe des Oberkoboldes kam, da führte er den ſpaßhaften Tanz eines Trunkenboldes auf, zu dem er laut zu ſingen anfing. Als die Geſellſchaft dies ſah und hörte, da lachte ſie, daß es im Walde wiederhallte, und der Oberkobold ſowohl als ſeine Genoſſen gaben das größte Entzücken zu erkennen. Als der alte Mann ſeinen Tanz beendet hatte, ſagten ſie: „Wie lange ſchon halten wir in dieſem Walde unſere Feſte, und noch nie haben wir etwas ſo ſpaßhaftes geſehen, wie heute den Tanz dieſes fröhlichen Alten! Er muß wiederkommen und an unſeren Vergnügungen theilnehmen!“ „Das will ich gern thun,“ ſagte der alte Mann eifrig, denn es fing ihm doch wieder an unheimlich zu werden, „und das nächſte Mal will ich es viel beſſer machen; heute habt ihr von meinen Künſten nur eine ſchwache Probe geſehen!“ „Ach, wenn er heute uns verſpricht, wiederzukommen,“ ſchrien die Kobolde, „ſo wird er doch ſein Wort nicht halten, das wiſſen wir vorher.“ „So ſoll er ein Pfand hier laſſen,“ ſprach der Oberkobold; „geſchwind, nehmt ihm die ſchöne Warze aus dem Geſicht!“ „Nein, nicht die Warze,“ rief der alte Mann, „alles andere, nur die nicht! Ich habe die Warze nun ſchon ſo lange Jahre, von der kann ich mich nicht trennen!“ „Nun, dann gerade wollen wir ſie behalten, damit wir ſicher ſind, daß du ſie wieder holſt,“ ſprachen die Kobolde, griffen ihm mit den Händen ins Geſicht, und fort war die Warze. Als der Tag grauete, zogen die Kobolde ab und der alte Mann war ganz allein. Ungläubig befühlte er ſein Geſicht — die Warze war und blieb fort.

Freudig eilte er heim und erzählte ſeiner Frau die wunderbare Begebenheit, und als die Leute ihn ſahen, da wünſchten ſie ihm Glück dazu, daß er die häßliche Warze nicht mehr zu tragen brauchte.

Aber der neidiſche Nachbar nebenan, der ergrimmte bei der Nachricht und war nun doppelt ärgerlich über ſein Gebrechen. Er ging zu dem glücklichen Alten, der die Warze verloren hatte, und ließ ſich haarklein den ganzen Hergang erzählen, und als

er ſich alles genau gemerkt, da machte er ſich auf und ging in den Wald. Bevor der Abend kam, fand er auch die beſchriebene Stelle und verſteckte ſich in den hohlen Baum. Und gerade ſo, wie es der alte Mann erzählt, kam es auch diesmal. Die Kobolde zogen herbei, lagerten ſich, ſchmauſten und tranken, und als der Tanz begann, da riefen ſie: „Wo iſt der ſpaßige alte Mann? Kommt er noch nicht?“ „Hier iſt er,“ ſprach zitternd vor Furcht der neidiſche Nachbar, und als die Kobolde vor Freude ſchrien, da fing er auch wirklich zu tanzen an, obgleich er gar nicht tanzen konnte. Und als er ſeine unbeholfenen Sprünge machte, da ſprach der Oberkobold: „Du tanzeſt heute viel ſchlechter, als das vorige Mal; höre damit auf, ich kann es nicht mehr anſehen! Gebt ihm ſein Pfand wieder,“ befahl er den anderen Kobolden, „und laßt ihn fortgehen!“

Die Kobolde warfen ihm die Warze ins Geſicht, genau an die Stelle, an der ſie ſein Nachbar getragen, und ſie blieb ihm feſt an der rechten Wange haften. Nun hatte er zwei große Warzen, und als er voll Kummer in das Dorf zurückkehrte, da mußte er noch den Spott der Menſchen ertragen und wünſchte von Herzen, daß er nie in den Wald zu den Kobolden gepilgert wäre. Ja, ja, das konnte er auch bleiben laſſen!

Fabeln

Die Ratten und ihr Töchterlein.

Einſt lebte in der Nähe eines einſamen Gehöftes, das von Reisfeldern umgeben war, ein Rattenpaar, ſehr geachtet von ſeines gleichen und in beſtem Wohlſtand. Dieſen Ratten wurde unter vielen anderen Kindern einmal eine Tochter geboren, ſo niedlich und mit ſo glänzendem, grauem Felle verſehen, mit ſo nett emporſtehenden breiten Oehrchen und ſo leuchtenden Aeuglein, daß ſie ganz außerordentlich ſtolz auf dies Töchterlein wurden und Tag aus, Tag ein nur daran dachten, wie ſie ihm eine recht glänzende Zukunft bereiten ſollten. Und als die kleine Ratte heranwuchs, da kamen ihre Eltern immer mehr darin überein, daß nur das mächtigſte Weſen der ganzen Welt ihr Gemahl werden ſolle.

Als ſie dieſe Angelegenheit einſtmals mit einem Nachbar beſprachen, ſagte dieſer: „Wenn ihr eure Tochter nur dem Mächtigſten zur Frau geben wollt, ſo müßt ihr die Sonne zu eurem Schwiegerſohne auserſehen, denn ohne alle Frage iſt der Sonne Niemand an Macht gleich.“

Das leuchtete dem Rattenpaare ein, und ohne Zögern machten ſie ſich auf den Weg zur Sonne und brachten ihr Anliegen vor, ſie möchte ihr Töchterlein heiraten. Die Sonne aber erwiderte: „Zwar bin ich euch ſehr verbunden, daß ihr euch ſo weit her-

bemüht habt und die freundliche Absicht hegt, mir eure vielgeliebte Tochter zur Frau zu geben; aber bitte, sagt mir, was für einen Grund habt ihr dafür, daß ihr gerade mich zum Schwiegersohne ausersehen habt?" Die Ratten sagten: „Wir möchten unsere Tochter gern dem mächtigsten Wesen der Welt zur Frau geben, und das bist ohne allen Widerstreit eben du. Darum haben wir dich zum Schwiegersohne erwählt." Da sprach die Sonne: „Was ihr da sagt, ist wohl nicht ohne allen Grund, aber es giebt doch etwas, das mächtiger ist als ich. Dem müßtet ihr also euer Töchterchen zur Frau geben." Die Ratten entgegneten: „Kann denn wirklich etwas mächtiger sein, als du?" Die Sonne aber sprach: „Wenn ich die Welt bescheinen will dann kommt gar oft eine Wolke herangezogen und deckt mich zu, und meine Strahlen vermögen sie nicht zu durchdringen noch zu verscheuchen; ich bin machtlos gegen die Wolke. Da müßtet ihr also zur Wolke gehen und sie zu eurem Schwiegersohne machen." Das sahen die Ratten ein und gingen zur Wolke.

Als sie dieser ihr Anliegen vorgetragen hatten, da sprach die Wolke: „Ihr irrt, wenn ihr meint, daß ich das mächtigste Wesen bin. Wohl habe ich die Macht, die Sonne zu bedecken, aber ganz ohnmächtig bin ich gegen den Wind, und fängt der zu wehen an, so treibt er mich fort, reißt mich in Stücke und ich vermag nichts gegen ihn." Da gingen denn die Ratten zum Winde und machten ihm den Vorschlag, ihre Tochter zu heiraten, die sie gern dem mächtigsten Wesen zur Frau geben wollten. Der Wind aber sagte: „Ihr seid im Irrthum; wohl habe ich Kraft, die Wolke zu verjagen, aber machtlos bin ich gegen die Mauer, die man errichtet, um mich zurückzuhalten; ich kann nicht hindurchblasen und ihr nichts anhaben, die Mauer ist viel stärker als ich." Da zogen die Ratten wieder fort und kamen zur Mauer, der sie in gleicher Weise ihre Bitte vortrugen. Die Mauer jedoch entgegnete: „Wohl wahr, ich habe die Kraft, dem Winde zu widerstehen; aber da ist die Ratte, die untergräbt mich, bohrt sich in mich hinein und macht Löcher durch

mich hindurch, ohne daß ich es hindern kann. Ich bin ohnmächtig gegen die Ratte. Viel beſſer thut ihr alſo, ihr nehmt die Ratte zu eurem Schwiegerſohne, als daß ihr mich wählt!“

Da freuten ſich die Ratten und ſahen ein, daß die Mauer vollkommen recht hatte. Sie gingen heim und verheirateten ihr liebes Töchterlein an einen ſtattlichen Rattenjüngling. Und das haben ſie nicht bereut, denn ihr Töchterlein lebte mit dem Manne aus ihrem eigenen Geſchlecht vergnügt und glücklich und nicht minder zur Freude und Zufriedenheit ihrer Eltern, die ſo hoch mit ihr hinaus gewollt hatten.

Der Steinhauer.

Es war einmal ein Steinhauer, der ging täglich zu einem hohen Felſen und brach Steine aus demſelben. Dieſe Steine verkaufte er zu Grabſteinen und Hausſchwellen, und da er ſeine Arbeit verſtand und die Steine, die er zum Verkaufe bot, ſtets ſehr ſorgſam bearbeitet waren, ſo fand er auch immer Abnehmer dafür. Freilich war ſein Verdienſt gering und ſeine Laſt groß, aber er war lange Zeit zufrieden und wünſchte nichts mehr.

Es ging die Sage, daß da, wo er arbeitete, ein großer Berggeiſt hauſe, der manchmal den Menſchen erſchiene und ihnen zu ihrem Fortkommen behülflich wäre; doch hatte er noch nichts von dem Berggeiſte entdeckt und ſchüttelte ſtets ungläubig den Kopf, wenn von demſelben die Rede war.

Einſtmals aber, als der Steinhauer bei einem reichen Manne einen Grabſtein abgeliefert und geſehen hatte, wie ſchön dieſer wohnte und auf was für einem koſtbaren Bette der ſchlief, da rief er bei ſeiner ſaueren Arbeit, die ihm den Schweiß auf die Stirne trieb: „O, wäre ich doch ein reicher Mann, dann brauchte

ich mich nicht ſo zu plagen und könnte auch auf einem Bette mit rothſeidenen Vorhängen und goldenen Quaſten ſchlafen!“

Kaum hatte er die Worte geſprochen, ſo ertönte eine Stimme durch die Lüfte, welche ihm zurief: „Dein Wunſch iſt dir gewährt, du ſollſt ein reicher Mann ſein!“

Verwundert blickte der Steinhauer um ſich; doch da er Niemand gewahrte, ſo nahm er ſein Arbeitszeug und ging heim, denn er beſchloß, für heute die Arbeit ruhen zu laſſen. Als er zu Hauſe angelangt war, da erſtaunte er aber erſt recht, denn ſtatt ſeiner kleinen Hütte fand er ein ſchönes, ſtattliches Haus mit einer herrlichen Einrichtung, bei welcher auch das gewünſchte Bett nicht fehlte. Erfreut nahm er von allem Beſitz, vergaß ſehr bald ſein mühevolles Gewerbe und ließ es ſich wohl ſein.

Doch eines Tages, als die Sonne vom Himmel brannte und es ſo heiß war, daß er nicht hinauszugehen wagte, da ſah er einen ſtattlichen Zug von Menſchen an ſeinem Hauſe vorüberziehen. In der Mitte einer Menge herrlicher Ritter ward ein koſtbarer Tragkorb von ſchön geputzten Dienern getragen, und in dem Tragkorbe ſaß ein Fürſt, der ſich einen goldſchillernden Schirm über das Haupt halten ließ, damit die Strahlen der Sonne ihn nicht träfen. Mißvergnügt blickte der ehemalige Steinhauer dem Zuge nach, und als derſelbe ſeinen Augen entſchwunden war, da rief er aus: „O, wäre ich doch ein Fürſt, dann könnte ich mich auch ſo tragen laſſen und hätte einen goldenen Schirm, der mich vor den Strahlen der Sonne ſchützte!“

Und als er die Worte geſprochen, da ertönte abermals die Stimme des Berggeiſtes: „Dein Wunſch ſei erfüllt, du ſollſt Fürſt ſein!“

Und nun war er Fürſt. Vor ſeinem Tragkorbe ritten viele Reiter einher und ebenſo viele folgten ihm, er hatte Ehre, Glanz und Reichthum vollauf, kurz alles, was er ſich wünſchte, und natürlich auch den goldenen Schirm, mit dem er ſich ſchützte. Dennoch war er nicht zufrieden; ſtets blickte er umher und ſuchte auszuforſchen, womit er wohl ſeine Lage noch angenehmer machen

könnte, und als er ſah, wie die mächtige Sonne alles rings umher verbrannte, als er ſah, daß in ihren Strahlen das Gras verdorrte und daß ſein Geſicht trotz des goldenen Schirmes von der Sonnenhitze immer ſtärker gebräunt wurde, da gefiel ihm ſein Leben nicht mehr, und ärgerlich rief er: „Die Sonne iſt mächtiger als ich; ich möchte die Sonne ſein!“

Abermals rief der Berggeiſt: „Dein Wunſch ſei dir gewährt, du ſollſt die Sonne ſein!“

Und da ward er die Sonne und fühlte ſich ſehr ſtolz in ſeiner Macht. Er ſandte ſeine Strahlen nach oben und unten, nach rechts und links, er verſengte das Gras auf der Erde und verbrannte die Haut den Fürſten ſo gut wie allen anderen Leuten. Doch als er ſeine Luſt gekühlt hatte, da fing er ſchon an, ſeiner Macht überdrüſſig zu werden, und als eine Wolke kam und ſich ſchützend zwiſchen die Erde und ihn ſtellte, da rief er voll Zorn: „Was iſt denn das? Die Wolke fängt alle meine Strahlen auf, ſie iſt ja mächtiger als ich! Das geht nicht an, ich will die größte Macht beſitzen und möchte die Wolke ſein!“

Und wie er dieſen Wunſch ausgeſprochen, da ertönte abermals die Stimme des großen Berggeiſtes: „Dein Wunſch ſei dir gewährt, du ſollſt die Wolke ſein!“

Und nun war er die Wolke und legte ſich zwiſchen Sonne und Erde. Er fing die ſengenden Strahlen der Sonne auf und ſah zu ſeiner Freude, wie die ganze Erde grünte und blühte; doch das war ihm nicht genug, er wollte ſo recht ſeine große Macht zeigen, und deshalb ſandte er den Regen in großen, ſchweren Tropfen hinab, tage- und wochenlang. Da ſchwollen die Ströme und Flüſſe gewaltig, die Dämme und Deiche brachen und alle Felder wurden verwüſtet. Die Wogen riſſen alles mit ſich fort, was ſich ihnen in den Weg ſtellte. Nur der Fels blieb ruhig ſtehen und blickte ſpöttiſch auf die entfeſſelten Fluthen. Ihn kümmerte all der Wirrwarr nicht, und nicht ein Stückchen des harten Geſteins konnte das wüthende Element ihm rauben.

Da rief die Wolke voller Staunen: „Was iſt denn das?

Der Fels iſt ſtärker als ich? Niemand ſoll mächtiger ſein als ich, und deshalb möchte ich wohl der Fels ſein!“

Kaum hatte er dieſen Wunſch ausgeſprochen, ſo rief der Berggeiſt: „Was du dir wünſcheſt, ſei dir gewährt, du ſollſt der Fels ſein!“

Nun wurde er der Fels und freute ſich ſeiner Macht. Stolz ſtand er da, wenn die Sonne heißglühend vom Himmel ſtrahlte und wenn der Regen herabfiel. Ihn kümmerten die Elemente nicht; ſtark und feſt war er mit der Erde verwachſen. Doch eines Tages hörte er ein merkwürdiges Geräuſch zu ſeinen Füßen, und als er nach der Urſache forſchte, ſah er einen unſcheinbaren Steinhauer, der eiſerne Keile in ſein Geſtein eintrieb und große Klüfte davon loslöſte, die donnernd zur Erde fielen. Als er dies ſah, da wurde er ſehr entrüſtet und rief aus: „Was iſt denn das? So ein kleines Menſchenkind iſt mächtiger als ich, der ſtarke Felſen? Das geht nicht an, da will ich lieber der Mann ſein!“

Und als die Stimme des großen Berggeiſtes wiederum ertönte und ihm verkündete, daß ſein Wunſch erfüllt werden ſollte, da war er der arme Steinhauer von ehedem. Im Schweiße ſeines Angeſichts verdiente er ſich ſein kärgliches Brod, aber er war damit zufrieden und wünſchte ſich niemals wieder eine andere Lebensſtellung als die, welche er ſeit früher Jugend gehabt hatte. Und da er keine vermeſſenen Wünſche mehr hegte und vom Schickſal nichts weiter forderte, ſo hörte er auch nie wieder die Stimme des großen Berggeiſtes.

Die beiden Fröſche

Es waren einmal zwei Fröſche, von denen der eine ganz nahe bei der Küſtenſtadt Oſaka in einem Graben, der andere dicht bei der ſchönen Hauptſtadt Kioto in einem klaren Bache wohnte. Beide kamen auf den Gedanken, eine Reiſe zu machen, und zwar wollte der Froſch, der in Kioto wohnte, ſich einmal Oſaka anſehen, und der andere, der in Oſaka wohnte, hatte Sehnſucht, die Kaiſerſtadt Kioto, wo der Mikado reſidirte, zu beſuchen. Ohne daß ſie ſich kannten oder auch nur von einander gehört hatten, machten ſie ſich daher beide zu derſelben Stunde auf den Weg und begannen ihre mühſame Wanderung. Die Reiſe ging nur langſam von Statten, denn ein Berg, deſſen Höhe die Hälfte des Weges war, mußte überſchritten werden, und dieſen Berg zu erklimmen, war für die Fröſche ein mühſames Stück Arbeit. Doch endlich war die Spitze erreicht, und ſiehe da, beide trafen ſich, glotzten ſich im erſten Augenblick einander an und fingen dann an, ſich zu unterhalten. Als nun einer dem andern den Beweggrund ſeiner Reiſe mittheilte, da lachten ſie beide vor Vergnügen, ſetzten ſich zuſammen in das hohe Gras und beſchloſſen, erſt ein wenig auszuruhen, ehe ſie ſich trennten. „Wenn wir nur größere Thiere wären," ſprach der eine, „dann könnten wir von hieraus beide Städte ſehen und könnten ſchon jetzt beurtheilen, ob es ſich der Mühe verlohnt, noch weiter zu wandern." „O, dem iſt abzuhelfen," entgegnete der zweite, „wenn wir das Ziel unſerer Reiſe von hier aus ſehen wollen, ſo können wir uns an einander aufrichten, und jeder blickt nach der Stadt hin, die er noch nicht kennt." Dieſer Vorſchlag leuchtete dem anderen Froſche gewaltig ein, und geſagt, gethan, die beiden kleinen Kerlchen ſtellten ſich auf ihre langen Hinterfüße und hielten ſich mit den Armen umſchlungen, damit ſie nicht umfielen. Der Froſch, welcher aus Kioto kam, richtete ſeine Naſe nach Oſaka zu, und der, welcher aus Oſaka kam,

wandte die seine nach Kioto. Und so standen sie da, ganz steif, still und versunken in ihre Betrachtungen. Nun hatten die dummen Frösche aber gar nicht bedacht, daß ihre großen Augen, wenn sie den Kopf so hoch in die Luft reckten, wie sie es thaten, auf dem Rücken lagen und nach rückwärts blickten, und daß sie daher beide ihre eigene Heimat und die Stadt, von der sie ausgezogen waren, zu Gesicht bekamen. „Ach, was sehe ich?“ rief der Frosch aus Osaka, „was sehe ich? Kioto sieht ganz so aus, wie Osaka; ich kann mir den Weg dahin ersparen!“ Und ganz dasselbe sagte der Frosch aus Kioto, und wie beide zu dieser Erkenntniß gekommen waren, da ließen sie einander los, und plumps! fielen sie in das Gras. Dann machten sich die beiden Frösche eine Verbeugung, sagten einander Lebewohl und wanderten heim. Bis an ihr Lebensende haben sie geglaubt, daß die Städte Kioto und Osaka, die doch so grundverschieden sind, einander so ähnlich wären, wie ein Ei dem andern, und nie haben sie ihren Irrthum, der aus ihrer Dummheit entsprang, eingesehen.

Der Affe und sein Herr.

Ein reicher Herr war einst in den Besitz eines sehr zahmen Affen gekommen. Derselbe war willig und gutmüthig, aber nicht sehr gescheidt und mitunter auch recht faul. Sein Herr, der seine guten und schlechten Eigenschaften am besten kannte, verwandte ihn zu allerlei Arbeiten, und wenn der Affe ihm nicht recht folgsam war, so nahm der Herr oft zur List seine Zuflucht. Eines Tages hatte er dem Affen, wenn er fleißig sein und willig arbeiten wollte, zur Belohnung jeden Morgen drei und jeden Abend vier Pfirsiche versprochen. Der Affe, der ungemein gern Pfirsiche aß, freute sich sehr über die Aussicht, täglich eine so große Anzahl zu erhalten, und arbeitete sehr brav. Aber als

einige Tage vergangen waren, verſäumte er wieder viel Zeit und war der Arbeit müde. Der Herr bemerkte dies ſogleich und ſprach zum Affen: „Ich will deinen Lohn erhöhen, du ſollſt eine Pfirſiche mehr haben. Von jetzt an bekommſt du Morgens vier und Abends drei Pfirſiche!“ Der Affe freute ſich ſehr über die vermeintliche Zulage und arbeitete nun aufs neue zur Zufriedenheit ſeines Herren.

Die Seeſchnecke.

In Japan giebt es eine Art Seeſchnecke, mit ſehr dicker Schale und ſtarken, langen Buckeln ringsum und mit einem feſten Deckel, der ihr Gehäuſe völlig zu ſchließen vermag. Die Japaner nennen ſie Sazaye.

Eine ſolche Schnecke lag einſt wohlgemuth auf dem Meeresgrunde, und da kam ein rother Meerbraſſe, ein Tai, angeſchwommen und ſagte zu ihr: „Wie glücklich biſt du doch, in einem ſo feſten Hauſe zu wohnen! Niemand kann dir etwas anhaben, während wir Fiſche tauſend Fährlichkeiten ausgeſetzt ſind!“ Das hörten noch andere Fiſche, und alle gaben dem Tai recht. Die Seeſchnecke meinte auch, daß dem ſo ſei, und wurde ſofort über das ihr geſpendete Lob ſehr hochmüthig. Ruhmredig pries ſie ihre ſtarke Schale und brüſtete ſich nicht wenig den anderen Thieren im Meere gegenüber. Aber während ſie noch ſo prahlte, vernahm man plötzlich ein unheimliches Plätſchern; ängſtlich ſuchten alle Fiſche das Weite, die Schnecke aber, die nicht ſo flink war, blieb an Ort und Stelle und ſchloß nur ihren Deckel. So meinte ſie, aller Gefahr enthoben zu ſein. Noch eine Weile fühlte ſie eine unruhige Bewegung; dann aber ward alles ſtill, und vorſichtig öffnete ſie ihren Deckel. Aber ach, wo war ſie nun? Nicht mehr im Meere, auf einer platten Tafel lag ſie mit mehreren ihres gleichen, und zwiſchen ihnen ſtak ein Holzbrettchen mit einigen Schriftzeichen darauf. Sie befand ſich in

einem Fiſchladen, und auf dem Brettchen war der Preis verzeichnet, den der Händler für ſie verlangte. Davon ahnte ſie freilich nichts, aber ängſtlich harrte ſie doch der Dinge, die noch über ſie ergehen ſollten. Und bald kam es auch noch ſchlimmer; ein Kuli trat herzu, las die Zeichen auf jenem Brettchen, erſtand ſie und kochte ſie ſich zum Abendeſſen. So nahm ſie trotz ihres Hochmuthes und ihrer geträumten Sicherheit ein gar klägliches Ende.

Der giftige Fiſch.

Ein Mann hatte einſtmals einen Fiſch gefangen, den man Stachelbauch oder Fugu nennt und für giftig hält. Er kannte aber deſſen böſe Eigenſchaften nicht recht und begann, ihn zum Mahle herzurichten, obwohl er doch nicht ohne alle Beſorgniß war. Während er mit dem Zubereiten des Fiſches beſchäftigt war, kam eine hungrige Katze, ergriff ein Stück von dem Fiſche und lief mit demſelben davon. Der Mann verfolgte ſie; ſie lief deshalb in einen engen Spalt zwiſchen zwei Häuſer, wo ſie in Sicherheit war; das Stück Fiſch hielt ſie fortwährend im Maule.

Der Mann dachte nun, als er von der Verfolgung der Katze zu ſeiner früheren Beſchäftigung zurückgekehrt war, daß ſeine Beſorgniß wohl unbegründet ſein müſſe, denn wenn die ſchlaue Katze den Fiſch nicht verſchmähe, könne er ihm unmöglich ſchaden. Er begann daher, als ſein Mahl fertig war, ruhig den Fiſch zu verſpeiſen.

Die Katze aber hatte, nachdem ſie ihre Beute in Sicherheit gebracht, doch auch einige Bedenken gehabt. Sie kam daher aus ihrem Verſtecke wieder hervor und ſah zu, ob der Mann den Fiſch auch wirklich verzehre. Als ſie nun ſah, daß er ihn wirklich aß, da zögerte ſie nicht länger und fraß ihr Stück ebenfalls. Beide, Mann und Katze, ſtarben elendiglich. So täuſchen ſich die ſchlaueſten oft am allerleichteſten.

Göttersagen

Iſanagi und Iſanami.

Im Urbeginn aller Zeiten, welcher im Grunde noch keine Zeit genannt werden kann, damals, als es vor Erſchaffung der Welt nur ein wirres Chaos gab, als der Himmel noch nicht von der Erde getrennt war, als noch keine Kreatur exiſtirte und alle Dinge vermengt, geſtaltlos und planlos umherſchwammen wie Wolken auf der Meeresfläche, da erſtanden bereits — ſo erzählen die Japaner — die uranfänglichen Gottheiten. Und die allererſte derſelben entſtammte einer rieſigen Schilfknoſpe, die gleich einem emporſtrebenden Horne inmitten des grenzenloſen Wirrwarrs aufſproßte. Aus dieſer erſten Gottheit folgten andere, und ſo vergingen drei Geſchlechter, bevor die richtige Sonderung der feinen, flüchtigen Theile nach oben und der ſchweren, gröberen nach unten hin vor ſich ging. Selbſt als endlich durch die dritte Gottheit, welche man den großen Himmelsgeiſt nennt, Götterpaare entſtanden und am obern Ende, wo ſich jene aufſtrebende Knoſpe einer Pflanze ähnlich ausbreitete, der Himmel ſich bildete und von der unteren Welt ſchied, blieb auf Erden noch alles verworren, und hier war der Unterſchied gegen ehedem noch gering.

So folgten — wie lange Zeit darüber verging, das kann man unmöglich angeben, ja nicht einmal ahnen — im ganzen

vier Götterpaare auf einander, und erſt durch das letzte derſelben ward die Erde erſchaffen, wie wir ſie kennen.

Dies vierte Götterpaar waren der gewaltige Urgott der Luft, Iſanagi, und die Urgöttin der Wogen, Iſanami; dieſen beiden war es vorbehalten, die Erde zu bilden, und von ihnen ſtammen alle Menſchen ab und alles, was da lebt und webt.

Einſtmals luſtwandelten beide auf der ſchwebenden, in ſieben Farben ſchillernden Brücke des Himmels, einem wunderbaren Gebilde, das ohne irgend welche Stütze feſt daſtand. Und da ſprach plötzlich der Urgott der Luft, Iſanagi, zu der Urgöttin der Wogen, Iſanami: „Es giebt doch auch noch unter uns ein Reich; warum ſollen wir nicht einmal auf daſſelbe hinunter ſteigen?“ Und wie er alſo geſprochen, ſtieß er ſeine koſtbare Lanze, die mit Edelſteinen und Korallen beſetzt war, in die gährende Maſſe dort unten. Und wie er ſie anrührte, da gerann es um die Spitze der Lanze herum, und das erſte Eiland, die Inſel Onogoro, entſtand. Auf dieſe Inſel nun ſtiegen die beiden Gottheiten hernieder und errichteten darauf einen hohen Pfoſten, einen rieſenhaft aufſtrebenden Bergzacken, auf deſſen Spitze ſie die Himmelsbrücke legen konnten, und dieſen Pfoſten, dieſe ſteile Klippe machten ſie zum Mittelpunkte der Erde, auf der ſie nun wohnen wollten.

Nun war aber durch die Weisheit des großen Himmelsgeiſtes der Urgott Iſanagi ein männliches Weſen und die Urgöttin Iſanami ein weibliches, und ſo beſchloſſen ſie, ſich zu vermählen und künftig als Mann und Frau auf der Erde zu leben. Mit dieſem Entſchluſſe aber kam auch ſofort der Gedanke in ihre Seele, daß ſie feierlich und förmlich um einander zu werben hätten, und zu dem Zwecke beſchloſſen ſie, daß Iſanagi von links her, Iſanami von rechts her den hohen Berg umwandeln ſollte, und wenn ſie ſich träfen, ſollte die Werbung vor ſich gehen. Und ſo geſchah es; ſie gingen der eine links, die andere rechts um den Bergpfoſten, und ſowie ſie einander anſichtig wurden, rief Iſanami, die Göttin der Wogen, begeiſtert

aus: „O, welch ein ſchöner Mann!“ Dabei ergriff ſie zuerſt die Hand des Gemahls und die Vermählung ward vollbracht. Nun aber geſchah es, daß ſie keine ſo glückliche Nachkommenſchaft hatten, als ſie geglaubt, und das war nicht allein der Fall bei einem Sohne, den ſie bekamen, ſondern auch in allen anderen Dingen; denn dieſen höchſt wunderbaren Gottheiten war es beſchieden, daß ſie auch Länder zur Welt bringen mußten. Nun war das Eiland, das ſie erzeugten, kein großes, herrliches Reich, wie ſie gehofft, ſondern nur eine öde, armſelige Inſel, das Eiland Awaji. Und der Knabe, den ſie bekamen, war kein ſtattlicher Herrſcherſohn, ſondern nur ein lahmes, krüppelhaftes Kind. Er hieß Hiruko, und da er noch nach drei Jahren nicht zu ſtehen vermochte, ſo flochten die Eltern aus Schilf einen Kahn; in dieſen ſetzten ſie das Kind und ließen das Fahrzeug von Wind und Wellen ins weite treiben.

Dann aber ſtiegen der Urgott Iſanagi und die Urgöttin Iſanami wieder zum Himmel empor und fragten den großen Himmelsgeiſt, wie es wohl zugehe, daß ſie ſo viel Mißgeſchick hätten, und wie ſie es anfangen müßten, glücklicher zu werden. Und da belehrte ſie der erhabene und weiſe große Himmelsgeiſt, daß ſtets und immerdar der Mann den Vorrang haben müſſe. Es ſei nicht wohlgethan geweſen, daß Iſanami, das Weib, die Werbung begonnen habe; das ſei Sache ihres Herrn und Gebieters Iſanagi geweſen, und aus dieſer Urſache ſei all ihr Mißerfolg hervorgegangen.

So belehrt, zogen beide eilig wieder zur Erde hinab, um ihre Werbung auf's neue zu beginnen. Und abermals wandte ſich Iſanagi von der Linken und Iſanami von der Rechten um den zuerſt geſchaffenen Grundpfeiler der Erde, und als ſie nun ſich trafen, rief zuerſt der Urgott der Luft, Iſanagi: „O, welch ein ſchönes Weib!“ Und nun waren ſie abermals vermählt und viel glücklicher als ehedem. Jetzt bekamen ſie als Nachkommen die ſchönen acht großen Inſeln des Reiches Japan, zuerſt die herrliche, fruchtbare Inſel von Yamato — dem alten Mittel-

punkte der Hauptinsel, — dann Schikoku, Kiuschiu, Oki, Sado und andere Inseln. Die kleinen Felseilande aber geranuen von selbst aus der Brandung an den Küsten jener von Isanagi und Isanami geschaffenen Inseln, und ebenso entstanden die Inseln und Landschaften von China und alles Festland und alle Eilande der übrigen Welt. Dann aber wurde ihnen der Gott des Meeres geboren, der Beherrscher der Flüsse, der Gott der Berge, darauf der Gott der Bäume und eine Göttin, der sie die Obhut der zarteren Pflanzen anvertrauten.

Nun aber sprachen sie: „Wir haben das große Reich der acht Inseln geschaffen, Berge, Flüsse und Gewächse; jetzt müssen wir auch noch eine Gottheit haben, welche Gebieter darüber ist und es versteht, dies alles zu lenken."

Als sie nun ihr nächstes Kind bekamen, da war es eine Tochter, und diese war von so strahlender Schönheit, daß sie das Kind Amaterasu nannten, das heißt: die Leuchte des Himmels. Und beide Eltern freuten sich so sehr über die schöne Amaterasu, daß Isanagi sagte: „Unsere Tochter soll droben in den Himmelsgefilden wohnen und von dort aus das Weltall lenken." Isanami war es zufrieden, und so führten sie Amaterasu auf den hohen Bergpfeiler und über die schwebende Brücke in den Himmel, der damals noch der Erde ganz nahe war. Der große Himmelsgeist aber machte sie dort zu der erhabenen Sonnengöttin, und deshalb sah auch das Götterpaar Isanagi und Isanami sie als ihre eigentliche Erstgeborene an, die sie vor allem hoch und werth hielten. Das folgende Kind, das sie bekamen, war ein Sohn, fast nicht minder schön als Amaterasu, aber von wilderer Gemüthsart. Auch ihn versetzte Isanagi in den Himmel und ließ ihn neben Amaterasu den Himmel beherrschen; er war der Mondgott Tsukuyomi. Auch noch ein dritter Sprößling wurde geboren: es war Sosanoo, der kräftige, tapfere Held mit langem, wallendem Barte; er war jedoch sehr unwirsch und hatte einen schwermüthigen Sinn. Er weinte und wehklagte so sehr, daß das Gras auf den Bergen verdorrte und die Menschen

dahinſtarben. Iſanagi machte ihn anfangs zum Beherrſcher des Oceans, aber er hatte wenig Freude an dem Sohne, der ihn nur zu oft erzürnte.

Doch jetzt war es mit dem Glück und der Schaffensfreude des ruhmreichen Götterpaares zu Ende, denn der jüngſte Sohn, der Gott des Feuers, ward geboren, und daran mußte Iſanami ſterben; und obwohl mit ihm noch der Gott der Metalle, die Göttin des Ackerlandes und die Göttin des Sumpflandes während der Todesqualen ſeiner Mutter erſchaffen wurden, ſo vermochte dieſe doch die Geburt des Feuergottes nicht zu überleben und ward durch ihn verbrannt. So verſchied ſie und verbarg ſich in tiefſte Einſamkeit im Reiche der Bäume — in der Landſchaft Kii, — wo ſie bis auf den heutigen Tag durch Feſte, Prozeſſionen, Tanz, Geſang und Blumenſpenden verehrt wird. Von hier entwich ſie in die Unterwelt.

Iſanagi aber war durch den Verluſt ſeiner Gemahlin heftig erzürnt; er ergriff ſein Schwert und zerhieb ſeinen jüngſten Sohn, den Feuergott, durch den er ſie verloren, in drei Stücke. Aus dieſen Theilen aber entſtanden drei neue Götter, der Gott der Wetterwolke, der Gott des Donners und der Gott des Blitzes.

Und nun ſtieg Iſanagi aus Sehnſucht nach ſeiner vielgeliebten Iſanami auch in das finſtere Reich der Unterwelt hinab. Sie aber kam ihm als Geiſt entgegen, in derſelben Geſtalt, in der er ſie zu ſehen gewohnt war, und bat und flehete, er möge nicht verſuchen, zu ihr zu kommen. Doch er ließ ſich nicht warnen, er drang in die finſtere Tiefe und verſchaffte ſich Licht, indem er durch Reiben eines Kammes einen Span anzündete. Mit dieſem ſuchte er ſeine Iſanami und — fand nur ihren verweſten Leichnam. Iſanami, die ihm zürnte, weil er ihre Bitte nicht erfüllt hatte, ließ ihn nun durch acht gräuliche Weiber, denen die Wache der Unterwelt übertragen iſt, fortjagen, und hart bedrängt mußte er fliehen. Doch wehrte er ſich tapfer und hieb mit dem Schwerte hinter ſich; auch warf er ſeine Perrücke

ab, die ſich in Trauben verwandelte, und jenen Kamm, durch welchen er ſich Licht verſchafft, und deſſen Zacken zu Bambusſproſſen wurden. Während nun die acht Weiber erſt die Trauben und dann die Bambusſproſſen gierig verzehrten, entkam Iſanagi glücklich aus der Unterwelt; auf der breiten Treppe aber, die von dort herauf führt, ſtand er ſtill und rief Iſanami zu, daß ſie nun auf ewig von einander geſchieden wären, und dies Gelöbniß beſchwor er mit Eiden. Zugleich wälzte er einen ungeheuren Stein, den zu bewegen wohl tauſend Menſchenkräfte erforderlich wären, vor das Thor der Unterwelt und verwehrte ſo den Zugang derſelben. Als Iſanami dies gewahrte, drohte ſie, daß nun täglich tauſend Menſchen durch ſie ſterben ſollten, und darauf erwiderte Iſanagi, daß dann eintauſend fünfhundert Menſchen geboren werden ſollten. Mit dieſem Ausſpruch lief er fort, warf Stab und Kleider von ſich und ging zu den Meerengen, welche das Binnenmeer Japans nach außen abſchließen und ſeine Theile unter ſich trennen. Hier ſuchte er die beſten Stellen aus und badete, um die Verunreinigung zu tilgen, welche er aus der Unterwelt mitgebracht hatte, und in Folge dieſes Bades entſtanden verſchiedene Götter, welche noch heute als Gottheiten des Meeres und Strandes in Japan hoch verehrt werden.

Nun aber faßte Iſanagi den Entſchluß, da ſeine göttlichen Werke vollbracht ſeien, ſich zur Ruhe zu begeben. Er übertrug ſeinen drei Kindern Amateraſu, Tſukuyomi und Soſanoo die Herrſchaft der ihnen übertragenen Gebiete. Soſanoo aber, der gewaltige Gott mit dem wallenden Barte, klagte und grollte ärger denn je und bat ſeinen Vater, ihn doch in die Unterwelt zu ſeiner Mutter zu ſenden; nur dort könne er Ruhe finden. Obgleich nun Iſanagi darüber zürnte, gewährte er doch zuletzt ſeine Bitte und übertrug dem Tſukuyomi die Obhut der Meeresfluthen, die ſeitdem dem Monde gehorchen. Soſanoo aber, obwohl nun zufrieden geſtellt, bat, noch eine kleine Weile bei ſeiner Schweſter Amateraſu weilen zu dürfen. Auch dieſe Bitte ward ihm gewährt, und ſo ſtieg er vorerſt in den Himmel hinauf.

Isanagi, der ruhmreiche Schöpfer und Gebieter der Erde, baute sich einen Tempel in Awaji, dann aber stieg auch er gen Himmel und wohnte von nun an in dem neuen, herrlichen Palaste den Sonnengöttin, seiner geliebten Tochter, der er durch weise Rathschläge nützte und helfend zur Seite stand.

Ukemotschi.

Zur Zeit, als der Feuergott Kagutsutschi geboren und von seinem Vater Isanagi in drei Stücke gehauen wurde, da entstanden aus seinem Blute noch die Gottheiten des Ackerlandes und der Felder. Von diesen stammte in gerader Linie die nahrungspendende Göttin Ukemotschi.

Amaterasu, welche auf ihres Vaters Geheiß die Welt beherrschte, hörte einst oben im Himmel, wo sie residirte, von dieser nahrungspendenden Göttin und beauftragte ihren Bruder, den Mondgott Tsukuyomi, sich auf die Erde zu begeben und der Sache nachzuforschen. Tsukuyomi folgte sofort dem Befehle und fand auch alsobald die Göttin Ukemotschi auf. Er begrüßte dieselbe und erbat sich von ihr Speise, um seinen Hunger zu stillen. Ukemotschi, hoch erfreut über die Gesandtschaft, willfahrte seinem Wunsche nur zu gern; sie wandte sich gegen das Meer, und siehe da, es fielen zu Tsukuyomi's großer Verwunderung viel große und kleine Fische aus ihrem Munde, Fische mit breiten oder schmalen Flossen. Dann aber richtete sie sich gegen die Berge und Wälder, und alsogleich kamen aus ihrem Munde mancherlei Thiere, mit Federn und Haaren bedeckt. Ukemotschi wandte sich nun gegen das ebene Feld, und da kam aus ihrem Munde Reis hervor. Ukemotschi bereitete nun die Speisen und ordnete sie auf hundert kleinen Tischchen vor Tsukuyomi an. Dieser aber war nicht im Stande, einen Bissen zu essen; er

hatte der Göttin Treiben beobachtet, und es ekelte ihn vor den Speiſen, die aus ihrem Munde gekommen waren. Sein Zorn entbrannte. „Abſcheulich,“ rief er, „welche verächtlichen Dinge ſind dies? Wie kannſt du wagen, mir ſo etwas vorzuſetzen, und glauben, daß ich eſſe, was in ſo unreiner Weiſe aus deinem Munde hervorgegangen iſt?“ Ukemotſchi war erſchrocken; doch bevor ſie noch ein Wort entgegnen konnte, hatte der Wütherich ſie ſchon mit ſeinem ſcharfen Schwerte niedergehauen.

Tſukuyomi kehrte hierauf zum Himmel zurück und erzählte der Amateraſu den Verlauf ſeiner Sendung. Doch Amateraſu billigte ſein grauſames Verfahren durchaus nicht und war ſehr erzürnt darüber. „Du biſt ein Böſewicht,“ ſprach ſie zu ihm, „wir ſind fortan geſchieden!“ Darauf blieb ſie einen ganzen Tag und eine ganze Nacht fern von ihm und ließ ihn den Himmel nur dann erleuchten, wenn ſie es nicht that.

Zur Ukemotſchi aber ſandte ſie nun einen anderen Himmelsgott, den Wolkengebieter Amakumanouſchi, der ſich erkundigen ſollte, ob der armen Erſchlagenen nicht mehr zu helfen ſei. Ukemotſchi aber war inzwiſchen geſtorben und es war ihr nicht zu helfen. Dem Himmelsgotte war es ſehr leid, Amateraſu keine beſſere Nachrichten bringen zu können; doch als er die erſchlagene Ukemotſchi genau betrachtete, da ſah er Wunderdinge, die ihn nicht wenig in Erſtaunen ſetzten. Oben aus ihrem Scheitel da entſproßte das Rind und das Pferd; auf ihren Augenbrauen da wuchs der Maulbeerbaum und das Seidengeſpinſt; aus den Augenhöhlen kam koreaniſche Hirſe hervor und auf der Stirn wuchs die eigentliche Hirſe. Auf ihrem Bauche da ſproßten der wunderbare goldährige Reis, die große Bohne, die kleine, rothe Bohne und die Gerſte.

Von allen dieſen merkwürdigen Dingen nahm Amakumanouſchi eine Probe mit ſich in den Himmel hinauf, um ſie der Sonnengöttin Amateraſu zu zeigen. Dieſe war darüber hoch erfreut und ſprach: „Das ſind vortreffliche Dinge; ſie ſind köſtliche Speiſe für das herrliche Geſchlecht der lebenden Menſchen,

das bislang nur grüne Kräuter aß.“ Doch auch der Himmel ſollte Nutzen von der Entdeckung ziehen, denn Amateraſu ordnete an, daß dort der Reis angepflanzt würde, theilte die Felder ab und zog ihre Grenzen. Sie gründete Dörfer und gab ihnen Vorſteher, gerade ſo, wie es ſpäter ihre Nachkommen auf Erden thaten. Sofort ging es an die Beſtellung der Reisfelder, und ſchon im nämlichen Herbſte hingen auf den großen und kleinen Feldern der Himmelsebene von hochgewachſenen Halmen die ſchweren Ähren herab. Auf alle Hügel des Himmels aber pflanzte ſie den Maulbeerbaum; ſie nahm das Seidengeſpinſt in den Mund und zog die feinen, glänzenden Fäden daraus hervor. Und wie ſie ſah, daß alles zu gedeihlichem Nutzen ſich entfaltete, da ward auch die Erde mit allen dieſen Dingen geſegnet. Amateraſu wurde die erſte Lehrerin des Ackerbaues; ſie beſtimmte nach weiſer Einſicht, daß der Reis auf den tiefer gelegenen Feldern zu bauen ſei; die Hirſe, die Gerſte und alle Bohnenfrüchte ſollten dafür auf die höher gelegenen Felder gepflanzt werden, wo ſie vortrefflich gedeihen. Auch preiſt man ſie als die Erfinderin der Kunſt, die Seide zu ſpinnen und zu weben.

Seit jener Zeit aber wird Ukemotſchi neben der Sonnengöttin Amateraſu auf Erden hoch geehrt, und viele Tempel, die man zu ihrem Ruhm erbaut hat, künden dies noch heute. Sie beſchirmt vornemlich den Reisbau und thut dies vereint mit ihrem treuen Diener, dem weißen Fuchs; denn während ſie für das Gedeihen der Reispflanzen ſorgt, verjagt dieſer die ſchädlichen Mäuſe und Ratten, die der Frucht nachſtellen. Und deshalb findet man auch neben den Heiligthümern der Göttin aus Stein gehauene Füchſe als Sinnbild ihrer Gemeinſchaft. Beſonders tritt dieſe Sitte zu Tage vor dem großen Tempel von Inari unweit der großen Stadt Kioto, und deshalb erhalten oft die Göttin Ukemotſchi ſammt ihrem Diener, der häufig auch als alter Mann den Menſchen erſcheint, den Namen Inari-Sama, das heißt Herrin oder Herr von Inari.

Amaterasu und Sosanoo.

Eine der Lieblingssagen der Japaner berichtet von einer luſtigen theatraliſchen Aufführung in den Gefilden des Himmels, und keine geringere als Amaterasu ſelber war es, die — freilich ſehr gegen ihre Abſicht — die Veranlaſſung dazu gab. Die Sache, ſo erzählt man, trug ſich folgendermaßen zu.

Als Sosanoo, der griesgrämige Gott, der ſpäter die Unterwelt beherrſchen ſollte, in Folge der Erlaubniß ſeines Vaters Iſanagi vorher noch ſeine Schweſter Amaterasu im Himmel beſuchte, war dieſe bei ſeinem Anblicke ſehr erſchrocken. Sie kannte nur zu gut ſeine wilde Gemüthsart und war von Sorge erfüllt, daß er gekommen ſei, ihr die Herrſchaft zu entreißen. Daher rüſtete ſie ſich zum Kampf und trat ihm muthig entgegen.

Sosanoo aber hatte augenblicklich durchaus keine böſen Abſichten und kam zu ſeiner Schweſter, der er aufrichtig zugethan war, mit der friedlichſten Geſinnung. Er verſicherte ihr dies auch aufs feierlichſte, doch Amaterasu mißtraute ihm und verlangte Beweiſe ſeiner Friedfertigkeit. „Nun wohl,“ ſprach er, „ſo will ich augenblicklich aus den Edelſteinen deines Halsbandes Götter ſchaffen; ſind es Weiber, ſo halte mich für ſchuldig, ſind es aber Männer, ſo glaube mir und laß mich bei dir weilen!“ Amaterasu war es zufrieden, doch wollte ſie nicht minder ihre göttliche Macht beweiſen, und deßhalb ſprach ſie: „Gieb mir dein Schwert!“ Und als es Sosanoo ihr reichte, biß ſie die Spitze davon ab, ſpie ſie aus und hauchte in die Luft. Da entſtanden drei liebliche Göttinnen, welche Amaterasu als Gottheiten der Flur auf die Inſel Kiuſchiu verſetzte. Sosanoo ſah das und lobte ſeine Schweſter, doch alſobald nahm er die Schnur der Edelſteine zur Hand und biß von den einzelnen Steinen etwas ab, und wie er die Stückchen mit ſeinem Athem vermiſcht aushauchte, da entſtanden zu Amaterasu's großer Freude fünf herrliche Götter. Alle erklärte Amaterasu für ihre Söhne,

da ſie doch aus ihren Edelſteinen entſtanden waren. Dem älteſten gab ſie den Namen Oſchihomi, dem zweiten den Namen Amenohohi; beide wurden nachmals hoch angeſehen unter den Göttern, doch auch die anderen drei hielt Amateraſu als Kinder hoch in Ehren. Als nun Amateraſu den ſchlagenden Beweis dafür hatte, daß ihr Bruder Soſanoo Frieden mit ihr halten wollte, war ſie beruhigt und beſtellte mit ihm in Freude und Eintracht die Reisfelder des Himmels. Allein lange währte dies Glück nun doch nicht, denn Soſanoo konnte ſein zänkiſches Gemüth nicht verleugnen. Er wurde neidiſch auf Amateraſu, weil ihre Felder, mochten ſie liegen, wo ſie wollten, auf der Höhe, in der Ebene, an den Flüſſen oder nahe beim Palaſte, immer überſchwengliche Ernte brachten, während ſeine Felder bei anhaltendem Regen überſchwemmt wurden und bei eintretender Dürre vertrockneten. Nun begann er allerhand tückiſche Streiche auszuüben, welche er erſann, um ſeine Schweſter zu kränken. Er zerſtörte muthwillig die Röhrenleitungen der Waſſeranlagen, er verſtopfte die Gräben und verrückte die Grenzen der Reisfelder der Amateraſu. Und nicht genug des Uebermuthes; er trieb im Herbſte ſeine Pferde in die Felder, welche die köſtliche Frucht abweideten. Alles dies aber verzieh ihm die gütige Göttin, ſeine Schweſter, und hielt den Frieden aufrecht. Als er aber ſeine Tücke ſo weit trieb und ihren Palaſt beſudelte, wodurch er ſie zu Spott und Hohn brachte, als er endlich, damit noch nicht zufrieden, das herrliche geſtreifte Füllen des Himmels, den Liebling aller Himmelsgötter, einfing, ihm unbarmherzig die Haut abzog und den Leichnam gerade in dem Augenblick in Amateraſu's Palaſt warf, als dieſelbe die heilige Ceremonie des Faſtens durchmachte, da verlor die Göttliche ihre langbewahrte Geduld. Still und emſig ſaß ſie am Webeſtuhl, als der verunſtaltete Kadaver durch ein Loch im Dache, das Soſanoo zu dieſem Zwecke gemacht hatte, vor ihren Augen niederfiel. Sie erſchrak darob ſo gewaltig, daß ſie ſich mit dem Webſchiffchen, das ſie in der Hand hatte, empfindlich verletzte. Tief gekränkt

ſtand ſie auf und begab ſich ohne weiteres in die tiefe Felſenhöhle des Himmels, deren Thor ſie feſt hinter ſich verſchloß. Nun war freilich guter Rath theuer, denn überall herrſchte mit einem Male tiefe, ſchwarze Finſterniß; es gab keinen Unterſchied mehr zwiſchen Tag und Nacht, böſe Geiſter ſchwirrten unabläſſig umher, Himmel und Erde waren gleichmäßig in Dunkel gehüllt.

In Folge dieſes ſchweren Schickſals aber verſammelten ſich an den Ufern des Himmelsſtromes, den wir Erdenbewohner Milchſtraße nennen, alle Himmelsgötter, um zu berathen, wie dem Elend ein Ende gemacht werden könne. Alle waren einig darüber, daß Amaterasu allein zu helfen im Stande ſei, und darum mußte alles daran geſetzt werden, ſie aus der Höhle herauszulocken. Um dies aber zu bewerkſtelligen, beriethen ſie einen Plan, zu deſſen Ausführung die vielſeitigſten Kräfte gehörten; indeß verſprachen alle ihre Hülfe, und ſo ging man getroſt ans Werk. Zuerſt nahm Amenokoyane, ein Sohn des großen Himmelsgeiſtes, heilige Sakaki-Bäume*), die auf den Bergen des Himmels wuchſen, mit den Wurzeln heraus und pflanzte ſie rings um die Höhle. An den ſtattlichſten dieſer Bäume wurden hoch oben die Edelſteine des Himmels aufgehängt, köſtliche Juwelen, die mit funkelndem Scheine herrlich leuchteten; in der Mitte deſſelben wollte man einen großen Metallſpiegel in Form einer kreisrunden Scheibe befeſtigen, der in ſeiner glänzenden Schönheit der Sonne gleichen ſollte. Um dieſen Spiegel herzuſtellen, ward der Gott Iſchikoridome, der Vorfahr aller Spiegelmacher, herbeigerufen; ihm wurde das Werk übertragen, und ſofort ſtellte er mächtige Blasbälge aus Hirſchfellen her und ging mit Eifer an die Arbeit. Doch war dieſe nicht ſo leicht, als man geglaubt hatte; denn obgleich das beſte Metall, das die Bergwerke des Himmels zu liefern vermochten, zu dem Werke verwandt wurde, ſo mißlangen doch die beiden erſten Verſuche

*) Die für den altjapaniſchen Ritus (Schinto) wichtige Cleyera japonica.

und erſt der dritte Spiegel war fehlerfrei und von der Größe, wie man ihn haben wollte. Als dies geſchehen, ließ der große Himmelsgeiſt von zwei Göttern Weihgeſchenke verfertigen, ähnlich wie die Menſchen ſie an den heiligen Gohei oder mit Papier verſehenen heiligen Stab hängen, der beim Gebete die Götter herbeiruft. Man nahm einen Papiermaulbeerbaum und pflanzte Hanf, und aus deren Faſern machte man ein feines weißes und ein gröberes blaues Gewand als Weihgeſchenk für die Göttin, und beide wurden an die unteren Zweige des großen Sakakibaumes gehängt. Zwei andere Götter fällten Holz auf den Himmelsbergen, gruben Löcher und ſtellten Pfoſten auf, um ein heiliges Haus zu bauen nebſt einem kleinen, zierlichen und mit allerlei Schmuck verſehenen Garten, auf deſſen Thor man eine Anzahl Hähne ſetzte. Nun war alles vorbereitet; ehe man aber zu der Aufführung ſelber ſchritt, fing man einen Hirſch, riß ihm ein Schulterblatt aus und ließ ihn dann wieder laufen. Der Knochen ward dann auf einem Feuer aus Kirſchbaumrinde erhitzt, und der gleichmäßige Sprung, den die Hitze hervorbrachte, ward als glückliche Vorbedeutung erkannt. Nun ſtand dem Beginne nichts mehr im Wege; Amenohoyane, von einem anderen Gotte begleitet, trat mit dem großen Sakakibaume, an dem oben die Edelſteine, zu einem kunſtvollen Armbande vereint, an dem in der Mitte der Spiegel und unten das Weihgeſchenk hingen, vor die Höhle, während er eine feierliche Anrede an die Göttin Amaterasu hielt. Zugleich trat der Gott Tajikarao, der ſo ſtark iſt, daß ihm im Himmel und auf Erden Niemand gleich kommt, dicht an den Eingang der Höhle heran, in welcher die Sonnengottheit ſich verborgen hielt. Als aber dieſe nach jener Rede ſich noch nicht zu zeigen Miene machte, begann die eigentliche Feier. Die ſchöne Göttin Uzume leitete die Tänze und Geſänge. Sie ſelbſt blies eine Bambusflöte, während andere muſizirende Götter ſie begleiteten und mit lautem Schalle Holzſtäbe gegen einander ſchlugen. Ein Gott, Amenokamato, ſtellte ſechs Bogen mit den Sehnen nach oben neben einander und ſein Sohn zog auf denſelben Rohr

und Gras hin und her, ſo daß ein Saiteninſtrument entſtand. Uzume ſelbſt, die ſchöne Tänzerin, war phantaſtiſch geſchmückt; ihr Kopfputz beſtand aus langem Baummoos und ihre weiten Aermel waren kreuzweis mit Bändern feſtgebunden, wie es noch heute die Japanerinnen thun, wenn ſie irgend welche Arbeiten verrichten. Sie hielt Blätter von wildem Bambus in der Hand und ſchwenkte einen Speer, der mit dem ſchönen Sonnengraſe umwunden und mit Schellen behängt war. Man hatte ihr einen großen umgekehrten Bottich hingeſtellt, auf dem ſie ihren Tanz ausführte, während rings umher rieſige Feuer entzündet wurden, um der Finſterniß nach Möglichkeit abzuhelfen, bei deren Auflohen alle Hähne laut zu krähen begannen, als wollte der Tag anbrechen. Immer wilder ward der Tanz: Uzume machte hohe Sprünge und ſtampfte den Bottich mit ihren Füßen gleich einer Trommel. Dabei ſang ſie den heiligen Spruch der Japaner, der aus nichts anderem beſteht, als aus der Zahlenreihe

eins, zwei, drei, vier,
fünf, ſechs und ſieben,
acht, neun und zehn,
hundert, tauſend, zehntauſend.

Als ſie aber an die Zahlen hundert und tauſend kam, brachte ſie eines der in Japan ſo beliebten Wortſpiele an und entblößte erſt ihre Schenkel und dann ihre Bruſt; die Wörter für dieſe Körpertheile ſind nämlich dieſelben, wie die für hundert und tauſend. Als die Götter dies gewahrten, brachen ſie in ein ſo laut ſchallendes Gelächter aus, daß der ganze Himmel davon erſchüttert wurde.

Amaterasu in ihrer ſtillen Höhle hörte voll Verwunderung dies Gelächter; ſie hatte allerdings die Hähne krähen hören, hatte den Reden und der Muſik gelauſcht, aber keine Luſt gehabt, nachzuforſchen, was das bedeute. Jetzt aber, da ſie den Himmel vom Gelächter der Götter erzittern fühlte, da öffnete ſie das Felſenthor der Höhle ein wenig und ſprach zu ſich: „Was iſt

das? Ich glaubte, Himmel und Erde wären dunkel, und nun iſt eine Helle ringsumher, Uzume tanzt und alle Götter lachen — was bedeutet das?“ Uzume aber, die der Göttin Worte hörte, entgegnete raſch: „Freilich tanze ich; ich tanze und alle anderen Götter lachen, weil hier eine Göttin iſt, die deinen Ruhm verdunkelt.“ Und während Uzume dies ſagte, traten Amenokoyane und ſein Begleiter vor und ſchoben der Amateraſu den großen runden Spiegel hin, in deſſen glatter Fläche ſich nun ihr eigener Glanz ſo wiederſpiegelte, daß die Göttin höchſt verwundert das Felſenthor noch etwas weiter öffnete. Da trat ſofort der ſtarke Gott Tajikarao herzu und zwängte ſich zwiſchen das Felſenthor und die Wand der Höhle, und im Nu war das ganze gewaltige Thor entfernt. Dann ergriff er die Hand der Sonnengöttin und zog ſie vollends hervor, und nun ſtrahlte alles wieder in glänzendem, natürlichem Sonnenſcheine. Zwei andere Götter aber, welche fürchteten, Amateraſu könne ſich eines anderen beſinnen und in die Felſenhöhle zurückkehren, zogen flugs ein bannendes Strohſeil vor die Höhle und riefen: „O mögeſt du nie wieder hineingehen!“

Soſanoo aber, der ſo viel Unheil im Himmel angerichtet hatte, mußte ſich einer großen Buße und Reinigung unterziehen, wobei man ihm die Haare und die Nägel an Händen und Füßen abſchnitt. Dann wurde er verbannt, und obwohl es ſtark regnete, ſo daß er ſich einen Schirmhut und einen Regenmantel aus Huflattichblättern machen mußte, wollte ihn doch keiner von allen Göttern bei ſich aufnehmen und ihm Obdach geben. Amateraſu jedoch, die ſtets gütige, verzieh ihm alle ſeine Unthaten und entließ ihn verſöhnt, aber auf immerdar aus den Himmelsgefilden.

Sosanoo und Inada.

Sosanoo konnte sich noch immer nicht entschließen, in das Reich der Unterwelt, das er sich doch nach freier Wahl von seinem Vater als Wohnsitz erbeten, einzukehren, und so stieg er zunächst auf die Erde nieder, nachdem ihm in Folge seiner Vergehen der Himmel verschlossen war. Hier auf Erden dachte er noch einige Zeit zu verweilen; er durchstreifte Korea, wo er indessen nicht bleiben mochte, und kam nach Idzumo, das an der Nordküste des westlichen Japan liegt. Hier ging er am Ufer des Sonnenflusses hinauf, und als sein Blick die Wasserfläche streifte, da sah er zwei Eßstäbchen daher schwimmen. „Ah," rief er aus, „da, woher ihr kommt, müssen auch Leute wohnen!" Und als er so gesprochen, ging er raschen Schrittes weiter, denn er war neugierig, zu erfahren, wer hier hauste. So wanderte er fort und fort und hörte endlich ein lautes Weinen und Wehklagen. Er stutzte, horchte und ging eilig nach der Gegend hin, woher die Jammertöne kamen, und wie er in eine Thalschlucht einbog, da sah er einen Greis mit seiner Gattin, zwischen denen ein wunderschönes Mädchen saß, das bitterlich weinte und schluchzte. Er vernahm, wie die beiden alten Leute das Mädchen vergebens zu trösten versuchten, und wie sie selbst immer wieder in laute Klagetöne ausbrachen. Eilig trat er herzu und fragte nach dem Grunde ihrer Klagen.

„Ich bin Aschinadzutschi, der Gott dieses Landes," sprach der Greis. Er hatte sich erhoben und grüßte mit tiefer Verbeugung den Fremdling; dann fuhr er fort: „Friedlich pflege ich mit den meinen des Reisbaues, und es bliebe uns nichts zu wünschen übrig, wenn wir nicht von einer furchtbaren, unbeschreiblich grausamen Plage heimgesucht wären. Sieben Töchter, welche mir diese meine Frau schenkte, sind bereits von einem gewaltigen Seeungeheuer verschlungen. Das Ungethüm kam daher, wenn meine Töchter gerade in der Blüthe ihrer Schönheit standen,

doch es kannte kein Erbarmen, es kümmerte ſich nicht um unſer Wehgeſchrei, ſondern verſchlang ſie. Nun haben wir nur noch unſere letzte Tochter, unſere ſchöne und gute Inada, und auch dieſe wird das Ungeheuer uns rauben, wir wiſſen es nur zu wohl, und deshalb klagen und weinen wir mit unſerem lieben Kinde.“

Soſanoo war über die Maßen erſtaunt, als er die Leidensgeſchichte des Greiſes hörte. Er erkundigte ſich umſtändlich nach dem Ungeheuer, das ſo viel Leid verurſachte, und erfuhr, daß daſſelbe ein fürchterlicher Drache mit acht Köpfen ſei, deſſen glühende Augen weithin leuchteten und ſo roth wie rothe Beeren wären. Sein Rücken ſei mit förmlichen Wäldern bewachſen und ſein Bauch ſei blutroth und ſtets mit Blut beſudelt, das ganze Ungethüm aber ſo lang wie eine Thalwindung.

Jetzt gab ſich Soſanoo zu erkennen und verſprach den Aermſten Hülfe in ihrer Noth. Zugleich aber bat er den Greis und ſeine Gattin, ihm die ſchöne Inada zur Frau zu geben, im Fall es ihm gelingen ſollte, dieſelbe aus den Klauen des Drachen zu erretten. Mit tauſend Freuden verſprachen dies die alten Leute, und auch Inada war es zufrieden. Nachdem nun Soſanoo ein Weilchen über die Sache nachgedacht hatte, gebot er den Eltern, eine große Menge Sake zu bereiten, das iſt feuriger Wein, den die Japaner aus Reis herſtellen. Er ſelbſt baute acht Zimmer, die er oben offen ließ, und in jedes derſelben ſtellte er einen großen Bottich mit Sake. Als nun das Ungeheuer im Anzuge war, da zog er raſch Frauenkleider an und ſtellte ſich ſo, daß ſein Spiegelbild auf dem erſten Bottich zu ſehen war. Der gierige Drache ſah den Schatten und ſtürzte ſich ſofort auf den Bottich, da er glaubte, der Schatten ſei die Jungfrau ſelbſt. Blindlings leerte er den Bottich voll Sake, und als er empor ſah, da ſchwebte der Schatten auf dem zweiten Bottich, und ebenſo raſch und gefräßig fiel das Ungeheuer über dieſen her. Und wie auch der geleert war, ſo ging es an alle die übrigen, aller Sake ward verſchlungen, und ganz wie Soſanoo es ſich gedacht, ſo kam es. Als der Drache den achten und letzten Bottich

geleert hatte, fiel er betrunken zur Erde, ſchlief ein und rührte kein Glied. Jetzt trat Soſanoo hervor, zog ſein Schwert und hieb mit kräftiger Hand dem Unhold alle ſeine Köpfe ab und zerſchnitt den mächtigen Körper. Als er aber den Schwanz durchhauen wollte, da ward ſein gutes Schwert ſchartig; er verwunderte ſich ſehr darüber, denn das war ihm noch nie geſchehen. Als er aber der Urſache nachforſchte, da entdeckte er in dem Schwanze des Drachen ein Schwert, das ungleich beſſer als das ſeinige war. Er nannte es das Wolkenſchwert, weil der Drache ſtets mit dickem Gewölk umgeben war, und ſandte es zu fernerer Sühne an ſeine Schweſter Amateraſu in den Himmel hinauf zum Geſchenk. Dieſe hielt das wunderbare Schwert hoch in Ehren und gab es ſpäter ihrem Enkel, dem Urahn der Mikados, mit auf die Erde hinunter. Alsdann iſt es mit den übrigen Schätzen der Mikados von einem auf den anderen übergegangen, und viele große Heldenthaten ſind mit ihm verrichtet, insbeſondre durch den berühmten Kaiſerſohn Yamatodake, durch den es den Namen Grasmäher erhielt, wie die Sage von dieſem Helden berichtet.

Nachdem Soſanoo die ſchöne Inada, ihre Eltern und das ganze Land von dem gräulichen Drachen befreit hatte, da bekam er zur Belohnung, wie ihm verſprochen war, Inada zur Gemahlin. Er errichtete ein Haus in Idzumo und machte auf ſeinen Sieg über den Drachen und ſeine Vermählung das älteſte Gedicht, das man in Japan kennt, daher man ihn als Erfinder der Dichtkunſt preiſt. Auch lebte er mit Inada glücklich und vergnügt und bereute es nie, noch eine Weile auf der Erde geblieben zu ſein. Sein und der Inada Sohn aber wurde der Ahn eines Herrſchergeſchlechtes, deſſen berühmteſter Sprößling, Okuninuſchi, ſich rühmen konnte, Soſanoos Urenkel zu ſein.

Itakeru.

Als Sosanoo gezwungen ward, den Himmel zu verlassen, so erzählt eine der zahlreichen Sagen von diesem Heldengotte, ward er von seinem Sohne Itakeru und zwei Töchtern begleitet. Diese Töchter Sosanoo's bescherten der Erde viel Pflanzensamen; Itakeru aber blieb nicht hinter ihnen zurück. Er verschmähte es ebenso wie sein Vater an den Gestaden Chinas oder Koreas zu bleiben, und ging ebenfalls nach Japan, dem schönen Reiche der acht Inseln. Nun bat er seinen Vater, hier allerlei Samen ausstreuen zu dürfen, und als er die Erlaubniß dazu bekam, da streuete er segenbringende Saatkörner rings umher auf dem Wege, den er zog. Zuerst besäete er die schöne Insel Kiuschiu und so alle übrigen Inseln von ganz Japan, und es gab bald in dem ganzen Reiche keinen Ort, der nicht grünte und blühete. Selbst die Berge prangten in frischem Grüne der verschiedensten Gräser und Kräuter. Darum bekam Itakeru den Beinamen des verdienstvollen Gottes. Seinen Wohnsitz aber nahm er in dem Lande der Bäume, in der Landschaft Kii, wo er noch jetzt hochverehrt wird. Sosanoo, der sich seiner Kinder freute, wollte indeß nicht hinter ihnen zurückbleiben, er ergänzte das Werk und schuf aus Haaren, die er sich ausraufte, den köstlichen Kampferbaum und die schlanke hohe Sugi, die japanische Cypresse. „Das übrige Land," so sagte er, „hat Gold und Silber, Japan aber hat von diesen Schätzen wenig oder nichts, deshalb soll es sich Schiffe bauen, damit es sich holen kann, was ihm fehlt und was es sich wünscht. Darum schenke ich ihm den Kampferbaum und die Cypresse, damit es gutes Holz zum Schiffsbau habe." Ebenso schuf er den Sonnenbaum zum Hausbau, den Makibaum zu Särgen und achtzig der köstlichsten Fruchtbäume zur Speise für die Menschen. Dann aber überließ er seinem Sohne Itakeru und dessen Schwestern gänzlich die Sorge um das Land, er selbst

aber begab ſich auf den Gipfel des Wolkenberges, Kumanaſu, von wo er ſchließlich in ſein eigentliches Reich, in das Reich der Unterwelt, einzog.

Okkuninuſchi.

Der Urenkel Soſanoo's, der außer dem Namen Okuninuſchi, das heißt Landesherr, in der Folge durch ſeine ruhmreichen Thaten noch viele andere Namen erwarb, inſonderheit den des Berühmten und den des Gottes der vielen Lanzen, hatte achtzig Brüder. Dieſe Brüder hatten andere Mütter als Okuninuſchi, und als ſie merkten, daß dieſer mehr Witz und Verſtand und Muth hatte als ſie alle mit einander, da warfen ſie einen grimmigen Haß auf Okuninuſchi und unterdrückten ihn ſoviel ſie nur konnten. Der arme Junge hatte dadurch eine traurige Kindheit und Jugend, und ſo ſehr ſich auch ſeine Mutter darüber betrübte, ſo konnte ſie doch nichts an dieſen ſchlimmen Verhältniſſen ändern und mußte es ſchließlich erleben, daß ihr Sohn, der doch gleich berechtigt mit ſeinen Brüdern war, dieſen Packträgerdienſte verrichten mußte.

Einſt verbreitete ſich das Gerücht, daß in der Landſchaft Inaba eine unvergleichlich ſchöne Prinzeſſin wohne, und als daſſelbe zu den Ohren der achtzig Brüder kam, da beſchloſſen ſie ſogleich auszuziehen und um ſie zu werben. Sie rüſteten ſich prächtig und zogen fort; Okuninuſchi aber wurde beordert, das Gepäck zu tragen, und ſo ſchleppte er ſich in weiter Ferne mühevoll hinter ſeinen Brüdern drein. Er hätte gleichfalls gern um die ſchöne Prinzeſſin Yakami — das war ihr Name — gefreit, doch daran war ja nicht zu denken, und ſo zog er traurig ſeines Weges hin.

Als die achtzig Prinzen ihrerſeits vergnügt und luſtig vorwärts ſchritten und zum Vorgebirg des Nordens kamen, ſahen

ſie einen Haſen am Wege liegen, über deſſen Anblick ſie ſich alle ſehr beluſtigten, denn dieſer Haſe war gänzlich nackt, alle Haare waren ihm geraubt, und ſo lag das arme Thier wehklagend da. Der Haſe ſah ſofort, daß die achtzig ſtolzen Ritter mächtige Götter waren, und deshalb rief er ſie um Hülfe an. Doch ſie waren dem armen Haſen nicht wohlgeſinnt und riethen ihm in ihrem Muthwillen, ſich im Meere zu baden und dann flink auf den Berg hinaufzulaufen und ſich raſch im Winde zu trocknen, dann würde ſein Haar wieder wachſen. Der Haſe bedankte ſich für den Rath und befolgte ihn gleich, während die achtzig Götter ſchadenfroh lachend ihres Weges zogen. Als nun der Haſe ſein Bad genommen hatte, und der Wind ihn allgemach trocknete, da merkte er bald, daß er angeführt war, denn das Salzwaſſer zerriß ihm ſeine nackte Haut und machte ihm grimmige Schmerzen. Das arme Thier weinte bitterlich und klagte unaufhörlich über die Pein, die es erdulden mußte, und in dieſem Zuſtande traf es Okuninuſchi, der keuchend unter ſeiner Laſt daher kam. Als er den Haſen erblickte, warf er ſeine vielen großen Gepäckſtücke von den Schultern und fragte ihn, wie er in dieſen jämmerlichen Zuſtand gerathen ſei. „Ach," klagte der Haſe, „es iſt mir übel ergangen, und es iſt eine lange Geſchichte; ich will ſie dir erzählen, komm, ſetz dich zu mir!" Das that Okuninuſchi, und der Haſe erzählte: „Ich war drüben auf der Inſel Oki und wollte gern hierher nach Japan; aber wie ſollte ich dies machen? ich hatte kein Mittel, über das Meer zu gelangen. So mußte ich zur Liſt meine Zuflucht nehmen, und deshalb ging ich zu den Meerdrachen und ſprach zu ihnen: welches Geſchlecht iſt wohl zahlreicher, das eure oder das meine? ich möchte es wohl wiſſen. Als ich dieſe Frage an ſie gerichtet, wurden ſie neugierig und berathſchlagten, wie dies wohl auszukundſchaften ſei. Ich aber ſagte: kommt alle zuſammen und legt euch eng bei einander, doch ſo, daß der Rücken aus dem Waſſer ſteht; dann will ich über euch fortlaufen und euch zählen, und wenn ich das gethan habe, ſo bringe ich meine ganze Sippe ans Ufer, und dann wird

auch die gezählt. Gesagt, gethan; den Meerdrachen gefiel der Rath, und da sie doch gern die Ueberzahl haben wollten, so trieben sie all ihr Volk zusammen, und das waren so viele, daß eine förmliche Brücke von der Insel Oki bis hierher entstand. Voller Freude sah ich, daß, ganz wie ich es mir gewünscht, alle Rücken der Meerdrachen aus dem Wasser hervorstanden, und so lief ich trocknen Fußes über sie hinweg und kam glücklich hier an. Natürlich hatte ich bei meinem Laufe laut gezählt, damit sie nichts merken sollten; doch als ich hier ans Land sprang, da war ich so unvorsichtig, sofort zu rufen: ihr seid angeführt, ich wollte nur auf euren Rücken hierher gelangen! Kaum hatte ich dies gesagt, so packte mich der letzte Drache und riß mir mein Kleid vom Leibe. Nun war ich übel daran und wußte mir nicht zu helfen. Ich klagte laut, als gerade deine Brüder vorüberzogen. Diese sahen mich und gaben mir den bösen Rath, mich im Meere zu baden und schnell im Winde zu trocknen. Ich that es, und nun ist mein ganzer Leib wund. Sieh, da hast du meine ganze Geschichte.“ Okuninuschi beklagte den Hasen sehr und war im Herzen aufgebracht über seine schlechten Brüder, doch sagte er nur: „Lauf, armer Bursch, und bade dich rasch im Flusse, und darauf wälze dich auf den weichen Schilfblumen umher, dann wirst du dich gleich besser fühlen.“ Der Hase befolgte auch diesen Rath und ward nicht nur hergestellt, sondern er bekam auch sein schönes schneeweißes Haar wieder. Nun sah Okuninuschi, daß es kein geringerer als der Hasengott von Inaba war, dem er durch guten Rath geholfen hatte, und er war doppelt froh, dies gethan zu haben. Der Hase aber kam auf ihn zu, dankte ihm und sprach: „Auf keinen Fall soll einer deiner Brüder die Hand der schönen Prinzessin Yakami erlangen, sondern du allein sollst sie haben. Wenn du auch jetzt die Bündel deiner Brüder trägst, so bist du doch würdiger, der Gemahl dieser Prinzessin zu werden; sei ohne Furcht und Sorge, ich will dir helfen und dir für deine Güte gegen mich danken.“

Und der Hasengott hielt Wort, denn kaum war Okuni-

nuſchi am Hofe der Prinzeſſin angelangt, ſo verwarf ſie alle ſeine Brüder und erklärte, nur ihn zum Gemahle nehmen zu wollen. Seine Brüder erſtaunten über dieſen Ausſpruch nicht wenig, da aber die Prinzeſſin dabei verblieb, ſo ſuchten ſie in ihrem Aerger die Hochzeit auf alle mögliche Weiſe zu vereiteln. Sie ſchmiedeten fortwährend Rachepläne und kamen zuletzt überein, Okuninuſchi zu tödten. Um dies zu bewerkſtelligen, ſuchten ſie ihn durch Freundlichkeit zu täuſchen und baten ihn, mit ihnen einen Jagdzug auf einen rieſigen rothen Eber zu machen, der oben auf dem ſteilen Berge Tema hauſe. Sie alle wollten den Eber treiben, ſo ſagten die böſen Brüder, und er, Okuninuſchi, ſollte ihn dann erlegen und tödten. Okuninuſchi war mit allem einverſtanden, und während ſeine achtzig Brüder oben auf dem Berge, wie er meinte, den Eber trieben, wartete er unten geduldig auf das Ungethüm, um es erlegen. Die achtzig Brüder lachten indeſſen über ſeine Einfalt und machten einen großen Felsblock, der die Geſtalt eines Ebers hatte, rothglühend und wälzten ihn den ſteilen Berg hinab. Okuninuſchi, nichts ahnend, trat ihm entgegen und ward jämmerlich verbrannt. Seine Brüder aber frohlockten über den Ausgang und gingen fort, ohne ſich um ſeinen Leichnam zu bekümmern. Und ſo wäre Okuninuſchi für immer verloren geweſen, wenn ihm nicht durch ſeine Mutter Hülfe geworden wäre. Dieſe war ihm aber gefolgt, weil ſie die böſen Anſchläge ſeiner Brüder vermuthete und deshalb ſtets in Sorge um ihn war. Jetzt kam ſie eilig herzu und fand ihren Sohn verbrannt. Dieſe Unthat der achtzig Brüder aber ſchrie gen Himmel, und Okuninuſchi's Mutter begab ſich, da ſie keine andere Hülfe wußte, ſofort hinauf zu den Göttern droben und flehte ihr Mitleid mit dem ſchmählich Gemordeten an. Die Himmelsgötter erhörten auch ihr Flehen und und ſchickten ſogleich zwei wunderthätige Göttinnen hinab, die Kiſagai und die Umugi, welche beide Muſcheln röſteten und eine Brühe daraus verfertigten, zu welcher ſie Muttermilch zuſetzten. Mit dieſer Brühe machten ſie den verbrannten Okuninuſchi wieder lebendig, und er war nicht allein geſund und friſch, ſondern auch ſo ſchön wie zuvor.

Die verrätherischen Brüder aber waren sehr verwundert, als sie Okuninuschi wieder sahen, und erzürnten sich so sehr über seine Errettung, daß sie auf neue Tücke verfielen. Sie beriethen sich miteinander und fällten einen großen Baum; den sperrten sie mit einem dicken, langen Keil aus einander und steckten dann einen scharfen Pfeil hinein. Nun beredeten sie Okuninuschi mit heuchlerischen Worten, in den Spalt zu kriechen, und als der Unbesonnene dies that, da zogen sie den Keil heraus, Okuninuschi wurde geklemmt und von dem Pfeile, welcher ihn durch und durch spießte, unbarmherzig getödtet. Abermals fand ihn seine Mutter; sie zog ihn aus dem Baume hervor und machte ihn auch diesmal wieder lebendig. Aber traurig sagte sie: „Wenn du noch länger hier verweilst, so werden deine Brüder immer neue Tücke ersinnen, und schließlich werden sie dich trotz meiner Fürsorge zu Grunde richten. Deshalb geh in das Land der Bäume, Kii, wo du dich im Walde verbergen kannst."

Okuninuschi folgte freilich diesem guten Rathe, doch stellten auch hier seine Brüder ihm nach, und nur mit Mühe schützte er sich vor ihren Pfeilen, da er sich hinter den Bäumen verstecken konnte. Da nun seine Mutter einsah, daß er auch hier auf die Dauer nicht sicher war, so beredete sie ihn, in die Unterwelt zu seinem Ahn Sosanoo zu ziehen, der ihm Rath und Hülfe geben würde. So ungern auch Okuninuschi diesen Rath befolgte, denn es wurde ihm schwer, sich von seiner geliebten Prinzessin Yakami zu trennen, sah er doch wohl ein, daß es das beste sei, der Weisung seiner Mutter zu folgen, und so machte er sich sogleich auf den Weg in die Unterwelt. Als er hinabgestiegen war, traf er zu seinem großen Glücke Suserihime, die Tochter Sosanoo's. Diese war sehr erschrocken, als sie den Prinzen sah, denn sie wußte, daß mit ihrem Vater schlecht zu spaßen war. „Du bist verloren," sprach sie, „wenn er dich unvorbereitet sieht; deshalb will ich dich vorerst verbergen." Dies that sie denn auch, und weil er so schön und stattlich war, vermählte sie sich mit ihm und hoffte, daß er nun einen besseren Empfang bei ihrem

Vater haben würde. So ging ſie getroſt zu dieſem hin und kündigte den Beſuch des Verwandten an. Soſanoo aber war ſehr erzürnt, als er davon hörte; er gab ihm Schimpfnamen und ſperrte ihn in der erſten Nacht in die Schlangenkammer. In dieſer Kammer hausten giftige, bösartige Schlangen, die Jedermann zu tödten pflegten, der ihnen nahe kam. Suſerihime, die hörte, daß ihr Gemahl in dieſer gräßlichen Kammer ſchlafen ſollte, gab ihm raſch einen Zaubergürtel gegen die Schlangen mit, und ſo kam er zu großer Verwunderung Soſanoos am anderen Morgen friſch und wohlgemuth wieder zum Vorſchein. Aber noch war der grimme Soſanoo nicht beſänftigt, ſondern er ſteckte Okuninuſchi für die nächſte Nacht abermals in eine unheimliche Kammer, in welcher allerhand giftiges Gewürm, Vielfüßer und Weſpen hauſten. Auch hier wäre er unrettbar verloren geweſen, wenn ihm nicht Suſerihime einen neuen Zaubergürtel mitgegeben hätte, der ihn abermals ſchützte.

Jetzt aber machte Soſanoo, der immer noch nicht zufrieden mit ſeinem Verwandten war, eine dritte Probe. Er ſchoß einen ſtumpfen ſummenden Pfeil ab bis in ein ſumpfiges, rings von Dornhecken umgebenes Feld und befahl Okuninuſchi, denſelben zurückzuholen. Als dieſer aber ſeinem Befehle gehorchte und ſich auf dem eingehegten Felde befand, da zündete Soſanoo rings umher ein gewaltiges Feuer an, deſſen Rieſenflammen hoch aufſchlugen. Okuninuſchi, der keinen Ausweg ſah, ſich aus dieſer Gefahr zu erretten, gab ſich ſchon verloren, als er zu ſeinen Füßen eine Ratte erblickte; er bückte ſich zu dem Thierchen hinab und vernahm deutlich, wie es ſagte: „Da innen iſt es ganz hohl, der Zugang iſt aber ganz eng.“ Okuninuſchi begriff ſofort, was die Ratte damit ihm kundthun wollte; er trat feſt auf den Boden und ſtürzte auch ſofort unter die Erde, wo er ſich ſo lange verborgen hielt, bis die Flammen erloſchen. Die gute Ratte aber brachte ihm noch den Pfeil, und alle ihre Kleinen brachten die Federn deſſelben herzu, ſo daß nichts daran fehlte.

Als nun Suſerihime, ſeine Frau, die keine Ahnung von

dem ganzen Vorgange hatte, die riesigen Flammen sah und hörte, daß Okuninuschi mitten darin stecke, da gab sie ihn verloren; sie weinte, klagte laut und legte Trauergewänder an. Sosanoo, ihr Vater, war auch davon überzeugt, daß Okuninuschi todt sein müsse, und deshalb ging er mit seiner Tochter nach der Stelle hin, wo das Feuer eben ausgebrannt war. Aber zu beider Erstaunen trat ihnen Okuninuschi ganz gesund und unversehrt entgegen und überreichte Sosanoo seinen Pfeil.

Nun hatte dieser endlich Achtung vor seinem Schwiegersohne und führte ihn in seinen acht Klafter breiten Prunksaal. Okuninuschi war über die Gnade hoch erfreut; doch Sosanoo ließ ihn nicht müßig da sitzen, sondern befahl ihm, derweil er selbst sich zur Ruhe legte, ihn zu lausen. Okuninuschi folgte dem Befehle, aber als er seine Arbeit beginnen wollte, sah er auf Sosanoos Kopfe giftige Vielfüßer umherkriechen. Als er dies bemerkte und rathlos aufblickte, da reichte ihm die wachsame Suserihime unschuldige Beeren und rothe Erde. Als nun Okuninuschi beides kaute und ausspie, da glaubte Sosanoo, sein Schwiegersohn zerbisse die Vielfüßer, und nun ward er ihm vollends gewogen, denn er sah seinen Muth und seine Unerschrockenheit. In diesem Glauben schlief er fest ein, und als Okuninuschi sich davon überzeugt hatte, stand er sachte auf, nahm Sosanoo's Haar und band es an alle Pfosten und Balken des Saales fest. Dann ging er hinaus, verschloß die Thür mit einem Felsblock, den fünfhundert Menschen kaum hätten heben können, und lief davon. Vorerst nahm er aber noch seine Frau auf den Rücken und Sosanoo's Schwert, Bogen und Pfeile in die Hand; auch nahm er noch den göttlichen Koto*) seines Schwiegervaters mit. So bepackt und ausgerüstet, lief er fort und fort durch die Gefilde der Unterwelt; doch der Koto sollte ihn verrathen, er stieß damit gegen einen Baum, und das große Saiteninstrument erdröhnte darob so stark, daß die ganze Erde bebte. Sosanoo erwachte

*) Saiteninstrument, s. S. 56.

davon und fuhr so kräftig aus seinem Schlafe in die Höhe, daß das ganze Haus sammt dem großen Saale zusammenbrach. Da konnte freilich der Felsblock vor der Thür nicht mehr helfen, und Sosanoo wäre sicher sofort den Flüchtlingen nachgesprungen, wenn ihn nicht das Anbinden seiner Haare gehindert hätte. Nun mußte er erst dieselben von jedem einzelnen Balken und Pfosten loslösen, und das erforderte so lange Zeit, daß Okuninuschi einen bedeutenden Vorsprung erhielt. Als Sosanoo endlich aus den Trümmern seines Hauses heraustrat und die Verfolgung begann, da sah er Okuninuschi in weiter Ferne den Fluß, welcher die Unterwelt abschließt, durchschreiten, und als er sah, wie er gleich darauf die große Treppe zur Oberwelt hinanklomm, da rief er ihm mit lauter Stimme nach: „Trotzdem du mich überlistet, Okuninuschi, bin ich dir gewogen, denn du hast Muth und Verstand. So zieh denn hin und bekriege mit dem guten Schwerte, das du mitgenommen, mit dem Bogen und den Pfeilen deine Brüder so lange, bis sie die Unterwelttreppe herunter laufen müssen und in meinen Grenzfluß gerathen. Dann wirst du, Schelm, Gebieter des Landes Japan werden; meine Tochter mache zu deiner ersten Gemahlin und baue dir ein Wohnhaus am Fuße des Uka-Berges."

Okuninuschi hörte die Worte Sosanoo's und vergaß sie nie. Mit dem wunderbaren Schwerte und den Pfeilen ging er seinen verrätherischen Brüdern zu Leibe und jagte sie schließlich in den Fluß der Unterwelt.

Nun begann er sein Reich einzurichten und machte die Prinzessin Yakami zu seiner zweiten Gemahlin. Suserihime aber ward darüber sehr aufgebracht und so eifersüchtig, daß es Yakami für gerathen hielt, das Feld zu räumen; sie ließ ihr Söhnchen zurück und kehrte in ihr Reich Inaba heim. Okuninuschi ließ sie freilich ziehen, doch kümmerte er sich um Suserihime's Eifersucht sehr wenig, sondern zog aus, um sich eine andere Frau zu holen. Zu diesem Zwecke ging er ins Land Koschi, das weit im Norden liegt. Hier wollte er um die Prinzessin Nunakawa

werben und langte auch glücklich vor deren Palaſte an. Es war zur Nachtzeit, und da er vor Sehnſucht braunte, ſich mit der Prinzeſſin ins Einvernehmen zu ſetzen, ſo ſang er vor der Thür des Palaſtes ein rührendes Liebeslied. Die Prinzeſſin hörte es und ſang nun ihrerſeits ein Lied, in dem ſie ihm antwortete und Hoffnung auf ihre Hand gab. Okuninuſchi freute ſich darüber ſehr, doch mußte er ſich bis zum nächſten Morgen gedulden, wo dann auch die Hochzeit gefeiert wurde.

Als er mit dieſer Gemahlin heimkehrte, erwachte aufs neue Suſerihime's Eiferſucht und zwar dergeſtalt, daß ſie Okuninuſchi ſehr läſtig fiel, und ſo beſchloß er, ſich von Suſerihime zu trennen, von Idzumo fortzuziehen und ſich in die Landſchaft Yamato zu begeben. Suſerihime ſah dem gleichmüthig entgegen; als aber ihr Gatte nun wirklich Abſchied nahm, die Hand auf den Sattel legte und den Fuß ſchon in den Steigbügel ſetzte, da überkam es ihn doch wie Wehmuth, und er ſang Suſerihime noch einmal ein Abſchiedslied. Er ſagte darin, wenn ſie jetzt auch gegen ihn gleichgültig thue, ſo werde doch bald die Zeit kommen, wo ſie ihn entbehren und über ſeinen Verluſt klagen würde. Dies Lied rührte Suſerihime ſo ſehr, daß ſie gleich darauf mit einer Schale Sake*) aus dem Hauſe trat; ſie reichte ihrem Gatten dieſe zum Zeichen, daß ſie ſich auf immerdar verſöhnen wollten. Auch bat ſie ihn wegen ihrer Eiferſucht um Verzeihung und gelobte, dieſelbe abzulegen. Man ſagt, ſie habe die Sakeſchale, aus der ſie den Verſöhnungstrank getrunken, in ihrem Gemache aufgehängt, und jedesmal, wenn ihre alte Eiferſucht zurückkehren wollte, brauchte ſie nur einen Blick auf die Schale zu werfen, und ihre guten Vorſätze kehrten wieder.

Nun heiratete Okuninuſchi in der Folge noch eine der Göttinnen, welche Amateraſu bei Gelegenheit des Wettſtreites mit Soſanoo geſchaffen und auf die Erde geſandt hatte, und von dieſer ſtammt Ajiſchiki, der ſchönſte der Söhne Okuninuſchi's, und eine

*) Reiswein.

ebenfalls durch Schönheit hochberühmte Tochter Schitatern. Da er noch andre Göttinnen zu seinen Gemahlinnen machte, so bekam er noch viele Landesgottheiten zu Kindern, und eine lange Reihe edler Geschlechter stammt von Okuninuschi ab.

Als er aber dem ferneren Rathe Sosanoo's zufolge damit umging, das Land schön zu bebauen und es herrlich auszustatten, da wußte er nicht recht, wie er das zu Stande bringen sollte. Rathlos ging er einher, und als er eines Tages am Strande von Idzumo spazierte und sich gerade anschickte, seine Mahlzeit zu halten, da hörte er eine Stimme vom Meere her deutlich zu ihm herüber tönen; als er aber aufblickte, sah er nichts. Da ihm dies unheimlich vorkam, sah er unverwandt auf die Fluthen und endeckte endlich eine ganz kleine Gestalt; sie war in Federn gekleidet und saß in einem Schiffchen, das aus einer gespaltenen Bohnenschote gemacht war. Das winzige Boot schaukelte auf den Wogen und landete endlich. Okuninuschi nahm den kleinen Insassen heraus und setzte ihn auf seine Hand, um ihn in der Nähe zu betrachten; aber das verdroß ihn und er biß Okuninuschi ins Gesicht. Dieser aber fragte den großen Himmelsgeist um Rath, was er mit dem kleinen Geschöpfe anfangen solle, und da ward ihm der Bescheid, daß der Kleine einer der Söhne des großen Himmelsgeistes sei, der wegen seiner Kleinheit abhanden gekommen wäre. Man möge ihn mit Liebe hegen und pflegen, dann werde der kleine Gott helfen, das Land in Ordnung zu bringen. Der Zwergprinz hieß Sukunabikona und wurde nun der treue Bruder und Genosse des Okuninuschi. Mit einander bauten sie das Land zweckmäßig und immer besser an; ferner gaben sie Unterweisung, wie man Krankheiten heilen könne, und da sie auch die Menschen belehrten, wie man Unglück verhüten und vorherzusagen im Stande sei, so wurden sie damit die Erfinder der Heil- und Wahrsagekunst. So lebten sie lange Zeit zusammen und förderten mit einander ihr Werk. Als sie aber einstmals mit einander darüber redeten und Okuninuschi dasselbe sehr rühmte, da sprach der kleine Prinz Sukunabikona

zu großer Verwunderung ſeines Freundes: „Das Werk iſt noch lange nicht vollkommen eingerichtet, daran fehlt noch viel!“ Und wie er ſo geſprochen, da lief er eine Anhöhe hinauf, ſtellte ſich auf eine der Hirſeſtanden, die dort wuchſen, und ſchnellte ſich in die Wolken empor. So entſchwand er, um von nun an auf den glückſeligen Inſeln zu wohnen, wo Niemand altert und ſtirbt, wo ein ſteter Frühling herrſcht, und wohin die Schwalben und die Wildgänſe ziehen, wenn ſie uns verlaſſen.

Nun war Dokuminuſchi wieder allein und konnte den Verluſt des kleinen Freundes nicht verſchmerzen. „Wie ſoll ich allein in dieſem Lande mein Werk fördern und alles fertig machen, was noch unvollkommen daliegt?“ rief er verzweiflungsvoll aus. Da erglänzte plötzlich die See und ein herrlicher Gott ſtieg daraus hervor. „Wer biſt du?“ fragte Dokuminuſchi. „Ich bin dein guter Geiſt,“ war die Antwort; „nur weil ich dir beiſtand, dir immerfort half, iſt dir alles wohlgerathen, und ohne mich kannſt du dein Werk nicht vollenden.“ „So bleibe bei mir!“ ſprach Dokuminuſchi. „Das will ich,“ entgegnete der Geiſt, „aber nur dann, wenn du mir verſprichſt, mir eine ſchöne Ruheſtätte zu bauen; ſonſt iſt mein Verbleiben bei dir unmöglich.“ Und als Dokuminuſchi darauf fragte, wohin er die Ruheſtätte bauen ſollte, da entgegnete der Geiſt: „Verehre mich, indem du mir einen Tempel auf dem Berge Mimoro in Yamato erbaueſt. Dahin will ich kommen und dort raſten.“ Dokuminuſchi erfüllte augenblicklich den Wunſch ſeines Schutzgeiſtes, der der Gott Omiwa war. Er baute den Tempel an die Stelle, die der Gott bezeichnet, und dieſer zog dort ein. Er vermählte ſich und ward der Vater vieler wohlthätigen Landesgottheiten. Er ließ nie ab, Dokuminuſchi in allen ſeinen Anſchlägen beizuſtehen und förderte deſſen Werke, bis die Herrſchaft deſſelben ein Ende erreichte.

Die Gesandtschaften des Himmels und das Ende der Regierung Okuninnschi's auf Erden.

So sehr der Herrscher Okuninuschi auch bedacht gewesen war, die Erde mit allem zu beglücken, was ihr nach seinem Ermessen Noth that, und so sehr er auch selbst überzeugt war, daß alles zweckmäßig und gut sei, so hatte er doch den Beifall des großen Himmelsgeistes und der Sonnengöttin Amaterasu nicht erworben. Als diese vom Himmel auf die Erde hinunter blickten, sahen sie, daß alles unruhig und rebellisch war. Die Pflanzen redeten laut, und bei Tag und Nacht summte und schwirrte es in den Lüften. Böse Geister zogen wie die Fliegen einher, und bei Nacht glänzten sie wie die Glühwürmer. „Das muß anders werden," sprachen der große Himmelsgeist und Amaterasu zu einander, und als sie nun alle Himmelsgötter zu einer Berathung beriefen, da wurde einmüthiglich beschlossen, einen Herrscher vom Himmel herab auf die Erde zu senden, der Ordnung schaffte und umständlichen Bericht über alles, was auf Erden webt und lebt, geben sollte.

Oschihomi, der älteste der Söhne, welche Sosanoo aus dem Diamantenhalsband der Sonnengöttin erschaffen hatte, war der erste, der auserkoren wurde, hinunter auf die Erde zu steigen und dieselbe zu regieren. Er empfing den Befehl und machte sich auf den Weg; doch kaum hatte er die Himmelsbrücke betreten und auf das unruhige Treiben hinabgeblickt, das in Japan, dem schönen Lande der Schilfebenen, herrschte, da ging er eilends zurück und bat, einen Andern an seiner Statt zu senden. Der große Himmelsgeist und Amaterasu fügten sich zwar seiner Weigerung, doch bestimmten sie nun seinen Sohn Ninigi, den sie zu diesem Zwecke mit großer Sorgfalt erzogen, künftig der Beherrscher der Erde zu werden.

Um ihm indeſſen die ſchwere Aufgabe nach Möglichkeit zu erleichtern, ſchickten ſie zuvor den zweiten Sohn, der einſtmals aus den Edelſteinen der Amaterasu erſchaffen war, den Amenohohi, auf die Erde hinab, damit er dem Ninigi ein wenig vorarbeiten möchte. Dieſer Amenohohi aber, als er zur Erde hinuntergeſtiegen war und das Leben auf derſelben erſt kennen gelernt hatte, vergaß bald ſeinen Auftrag; es gefiel ihm ſo herrlich im Lande Japan, daß er Freundſchaft mit den Landesgöttern ſchloß und nur dem Okuninuſchi zu Gefallen lebte.

Drei Jahre wartete man vergebens auf eine Nachricht von Amenohohi, und als Amaterasu immer nichts von ihm hörte, da war ſie allerdings ungehalten, doch wollte ſie ihn noch in aller Güte an ſeine Pflicht mahnen und deshalb ſchickte ſie ihm ſeinen Sohn nach, der die Weiſung bekam, ſeinen Vater an die ihm ertheilten Aufträge zu erinnern. Der Sohn ſuchte auch ſeinen Vater auf; aber auch er fand gleichwie dieſer ſo viel Vergnügen an dem Leben auf der Erde, daß er den Zweck ſeiner Sendung völlig vergaß, ſich mit den Landesgöttern beluſtigte und ebenſo wenig wie Amenohohi eine Nachricht in den Himmel ſandte.

Jetzt wählten die Himmelsgötter den Amewakahiko, einen ſtattlichen, herrlichen Gott aus, um ihn auf die Erde zu ſenden. Derſelbe war gleichfalls ein Nachkomme Iſanagi's, und der große Himmelsgeiſt ſchenkte ihm zu ſeinem Auszuge einen prachtvollen Bogen, den großen Himmelsbogen, mit den dazu gehörigen höchſt wunderbaren Pfeilen, welche nie und nimmer ihr Ziel verfehlen. Damit ſollte er die bösartigen Götter bekämpfen, und Amaterasu ermahnte ihn eindringlich, tapfer gegen dieſelben vorzugehen und das Land, das ihr geliebter Enkel Ninigi nun bald beherrſchen ſolle, in Ordnung zu bringen. Aber ſo viel Vertrauen auch Amaterasu und mit ihr alle Himmelsgötter in den herrlichen Gott Amewakahiko ſetzten, er ward ebenfalls untreu und wich vom Pfade Rechtens ab. Er heiratete mehrere

Landesgöttinnen, darunter die ſchöne Schitateru; dann ſchloß er Freundſchaft mit ihrem Bruder, Ajiſchiki, lebte in Saus und Braus, und acht Jahre verſtrichen, ohne daß er die geringſte Botſchaft in den Himmel ſchickte. Doch nicht allein ſein luſtiges Leben war es, das ihn ſeinen Auftrag vergeſſen machte, nein, er hatte noch ganz andere Pläne, und dies waren keine geringeren, als ſich ſelbſt der Herrſchaft der Erde zu bemächtigen. Er dachte allen Ernſtes daran, die Regierung Japans zu übernehmen, ſich auf die Seite der Landesgötter zu ſtellen und den Himmelsmächten zu trotzen.

Der große Himmelsgeiſt aber und Amaterasu waren allerdings erſtaunt, daß ſie auch von dieſem Geſandten, auf den ſie ihr volles Vertrauen geſetzt, keine Nachrichten bekamen; doch mißtrauten ſie ihm ſelbſt jetzt noch nicht und beſchloſſen nur, Kundſchafter auszuſchicken, welche ihnen Nachricht darüber bringen ſollten, was Amewakahiko veranlaſſen könnte, nichts von ſich hören zu laſſen. Zuerſt ſchickten ſie zu dieſem Zwecke den Faſanen ab, welcher auch alſobald luſtig davon flog. Als er aber auf die Erde kam, da ſah er ſchon von weitem mit vieler Freude ein ſchönes großes Hirſefeld. Geſchwind flog er zu dieſem Felde hin und ſah nun, daß auch noch ein ebenſo großes Bohnenfeld daneben lag. Und über den Anblick der beiden Felder und über die Ausſicht auf die köſtlichen Mahlzeiten, die ſie verſprachen, vergaß der Schelm ſeinen Auftrag und ließ gerade ſo wie die anderen Abgeſandten nichts wieder von ſich hören. Nun ſchickte Amaterasu eine Faſanenhenne ab mit dem gleichen Auftrage, wie ihn der Faſanenhahn erhalten, und dieſe Henne war ſo brav und treu, daß ſie an weiter nichts als an ihren Auftrag dachte. Ungefährdet kam ſie auf der Erde an und flog ſchnurſtracks vor Amewakahikos Haus. Hier ſetzte ſie ſich auf einen großen Baum und ſang unaufhörlich: „Amewakahiko, warum haſt du acht Jahre nichts von dir hören laſſen?“ Amewakahiko jedoch hörte den Geſang der Faſanenhenne nicht; deſto beſſer aber hörte ihn eine boshafte Göttin, welche

Amanoſugame hieß. Dieſe lief zu Amewakahiko hin und ſagte ihm, vor ſeiner Thür ſäße ein Vogel, der unverſchämtes Zeug ſänge. „Du mußt das Thier tödten!“ ſprach ſie. Amewakahiko, von Zorn entbrannt, nahm ſofort ſeinen großen Bogen und einen der Himmelspfeile und ſchoß damit die Faſanenhenne mitten durchs Herz. Der Pfeil aber, der mit dem ſtarken Himmelsbogen abgeſchoſſen war, flog durch den Vogel fort und fort, immer weiter, bis in den Himmel hinein, ſo daß er vor Amateraſu's Füßen niederfiel.

Amateraſu und der große Himmelsgeiſt waren darüber nicht wenig verwundert: ſie wußten nicht, was ſie davon denken ſollten und glaubten ſchier, Amewakahiko ſei in einen gefährlichen und erbitterten Kampf verwickelt, und der blutbefleckte Pfeil käme als ein Zeichen zu ihnen, daß er um Hülfe bitte. Bei fernerer Ueberlegung aber ſchien ihnen die Sache doch verdächtig, und um ſich Gewißheit zu verſchaffen, nahm Amateraſu den Pfeil in die Hand und ſchleuderte ihn mit dem Ausſpruche auf die Erde zurück, daß er Amewakahiko tödten ſolle, im Falle er ſchuldig ſei, im andern Falle aber, wenn er ſich nichts böſes vorzuwerfen habe, ſolle ihm der Pfeil nichts zu Leide thun.

Amewakahiko feierte gerade das Erntefeſt, und müde von den vielen Feſtlichkeiten hatte er ſich zur Ruhe gelegt und ſchlief, als der Pfeil hernieder in ſein Herz fuhr. Natürlich ward er getödtet, da er ſchuldbeladen war und der Götter Willen ſchlecht, ſehr ſchlecht befolgt hatte.

Seine Gattin Schitateru klagte ſo laut, daß ihr Wehgeſchrei bis zu den Göttern im Himmel drang. Amewakahiko's Vater hörte es zuerſt, und auf ſeine Erkundigung erfuhr er, daß ſein Sohn todt ſei. Da er ihn aber nicht in die Unterwelt ziehen laſſen wollte, ſo erregte er einen gewaltigen Sturm, der den Leichnam mit ſich fortriß und in den Himmel hob. Hier errichtete er ein Trauerhaus, und die aufgebahrte Leiche ward von ihm und von Amewakahiko's Gattin und Kindern, die er im Himmel zurückgelaſſen hatte, vorſchriftsmäßig be-

trauert. Die Vögel im Himmel aber, und beſonders die Freunde und Genoſſen des Faſans, welcher die Veranlaſſung zu Amewakahiko's Tode geweſen, die Gans, der Hahn und der Sperling, halfen treulich bei den Leichenfeierlichkeiten. Als dieſe nun acht Tage und acht Nächte gedauert hatten, kam der Schwager und Freund des Verſtorbenen, der Gott Ajiſchiki, in den Himmel geſtiegen, um an den Trauerfeierlichkeiten Theil zu nehmen. Dieſer aber ſah dem verſtorbenen Amewakahiko ſo ſprechend ähnlich, daß ihn alle für dieſen ſelber hielten, beſonders die Wittwe und die Kinder, die ſich an ihn herandrängten, ſeine Hände und Füße umfaßten und ihn ihren Vater nannten. Darüber erzürnte indeſſen Ajiſchiki gewaltig. „Ich komme," rief er aus, „um meinen Freund zu betrauern, und deshalb ſcheuete ich die Unreinheit des Trauerhauſes nicht; und nun hält man mich für einen Todten! Wie ſoll ich dieſe entſetzliche Unreinheit wieder abwaſchen?" Und als er dies geſprochen, da nahm er ſein langes Schwert und hieb das ganze Trauerhaus zuſammen. Es ſtürzte nieder und fiel auf die Erde, wo es noch heutzutage als der Trauerberg in der Landſchaft Mino zu ſehen iſt. Ajiſchiki ſelbſt ſtieg nun wieder auf die Erde hinab, und als er über Berg und Thal dahin zog, ſah ihn die betrübte Schitateru und freute ſich der Schönheit und des Lichtglanzes ihres Bruders ſo ſehr, daß ſie ihn in einem Liede beſang, in dem ſie ſagte, daß er herrlicher als die Edelſteine des Himmels über die Thäler dahin ſchwebe und ſtattlicher ſei, als die Himmelsgöttin, die den Himmelsfluß durchſchreite. Durch dieſes Lied erfuhren die Himmelsgötter, daß Ajiſchiki wieder auf Erden angelangt ſei. Seit der Zeit aber ſcheut ſich Jedermann, einen Lebenden dadurch zu erzürnen, daß er ihn mit einem Verſtorbenen verwechſelt.

Nachdem nun Amewakahiko todt war, wählten die Himmelsgötter einen neuen Abgeſandten, der das Reich Japan in Ordnung bringen ſollte, bevor Ninigi ſeine Regierung anträte. Die Wahl fiel auf Futſunuſchi, das war ein Abkömmling der Götter,

welche aus dem von Iſanagi zerſtückten Feuergott entſtanden waren. Als aber der gewaltige und kriegeriſche Donnergott Takemikadzutſchi, der erſte jener dem Feuergotte entſproſſenen Götter, dies hörte, da trat er vor die verſammelten Gottheiten des Himmels und rief: „Iſt denn Futſunuſchi allein ein Kriegsheld? Bin ich nicht ſtärker und gefürchteter als er? Warum kränkt ihr mich alſo damit, daß ihr ihn vorzieht und mich übergeht?“ Da beſchwichtigten die Himmelsgötter ſeinen Zorn, denn ſie bewunderten ſeine Stärke, und ſandten ihn nun mit Futſunuſchi zugleich auf die Erde, um endlich das Land der lieblichen Schilfebenen, das Reich der acht Inſeln, das herrliche Japan für Ninigi in Beſitz zu nehmen.

Die beiden Götter begaben ſich nun ſchleunigſt nach Idzumo. Dort angelangt, pflanzten ſie das große Himmelsſchwert, das ihnen mitgegeben war, verkehrt in den Boden, den Griff nach unten. Dann knieten ſie vor der emporgerichteten Spitze nieder und gelobten den Himmelsmächten Treue und Gehorſam. Als ſie dies gethan, machten ſie ſich auf den Weg zu Dokuminuſchi, der am Strande von Idaſa fiſchte. Sie traten zu ihm und fragten ihn, ob er dem Ninigi, der von dem großen Himmelsgeiſte zum Herrſcher auserſehen ſei, das Land gutwillig abtreten wolle. Dokuminuſchi ſprach: „Es wäre ſehr thöricht von mir, dem großen Himmelsgeiſte zu widerſtreben! Wenn er befiehlt, ſo muß ich gehorchen. Indeſſen fordert ihr viel, und ich kann euch für jetzt keine entſcheidende Antwort auf eure Frage geben, ehe ich nicht die Meinung und die Wünſche meines liebſten und weiſeſten Sohnes Kotoſchironuſchi kenne. Der iſt aber nicht hier, er iſt ausgezogen und wirft unterhalb des hohen Vorgebirges Miho ſeine Angel aus.“ Als der Donnergott und ſein Gefährte dies vernahmen, rüſteten ſie ein Schiff, das die Himmelstaube hieß, zur Fahrt aus und ſchickten einen Geſandten an Kotoſchironuſchi, den Sohn Dokuminuſchi's. Als der Geſandte ankam, berichtete er dem Kotoſchironuſchi getreulich alles was vorgefallen war, und dieſer ſprach ohne ſich lange zu

beſinnen: „Da die Botſchaft von dem großen Himmelsgeiſte kommt, glaube ich, daß mein Vater gut thut, ſich nicht zu widerſetzen. Er wird die Regierung des Reiches aufgeben und fortziehen müſſen. Ich aber bin mit allem einverſtanden, was mein Vater in dieſer Angelegenheit thun wird.“ Darauf pflanzte er eine achtfache Hecke nicht weit von dem flachen Strande, der ſich unterhalb des Vorgebirges befindet, ins Meer; als aber die Hecke hoch und breit geworden war, ſtieß er mit dem Fuße ſein Schiff um und verſchwand hinter der grünen Mauer auf immer.

Der Geſandte, der zu Okuninuſchi mit dieſer Botſchaft zurückkam., verbeugte ſich tief vor demſelben, worauf Okuninuſchi in feierlichem Tone ſprach: „Mein Sohn, auf den ich feſt vertrauen konnte, iſt dahingeſchieden; meine Zeit iſt um, auch ich muß fort. Wollte ich jetzt noch Widerſtand leiſten, ſo würden die Götter im Lande es ebenfalls thun. Doch ich will mich nicht widerſetzen, und thue ich es nicht, ſo werden ſich auch alle Landesgötter willig unterwerfen.“ Mit dieſen Worten überreichte er der Geſandtſchaft ſeine mächtige Lanze und ſagte, daß er dieſelbe Ninigi zum Geſchenke mache. Dieſer würde, mit der ruhmreichen Waffe ausgerüſtet, ſicherlich die rechte Stätte für ſeine Herrſchaft finden. „Ich ſelbſt aber,“ ſo ſchloß er, „werde mich am fiſchreichen Seeſtrande aller Augen entziehen.“ Dann ernannte er noch einen Stellvertreter, Funado, den Gott der Seewege, der die Opfer für ihn in Empfang nehmen ſollte, und Amenohohi ward auserſehen, ſie ihm darzubringen. So endete die Regierung Okuninuſchi's. Der große Himmelsgott aber belohnte ihn durch einen Palaſt, den er ihm im Himmel ſchenkte, gewährte ihm einen Antheil an der Leitung der göttlichen Angelegenheiten und vermählte ihn mit einer ſeiner Töchter.

Ninigi.

Als die Zeit gekommen war, wo Amaterasu ihren Enkel auf die Erde herabsandte, um dort zu regieren, schenkte sie ihm jenen Spiegel, den die Himmelsgötter gebraucht hatten, um sie selbst aus der Felsenhöhle, in der sie sich verborgen hielt, herauszulocken. Als sie Ninigi das wunderbare Kleinod übergab, sprach sie: „Bewahre den Spiegel treu, und wenn du ihn ansiehst, so denke, du sähest mich selbst.“ Außerdem aber gab sie ihm noch köstliche Edelsteine von den Himmelsbergtreppen mit, Krystallkugeln vom reinsten Glanze, und endlich reichte sie ihm das herrliche Wolkenschwert, das ihr einstmals ihr Bruder Sosanoo geschenkt, der es dem furchtbaren Drachen, welchen er erschlagen, aus dem Schwanze gezogen hatte. Alsdann gab sie ihm noch mehrere Götter zur Begleitung mit, unter denen sich auch die schöne und kluge Uzume befand, welche so schön tanzte, daß sie damit den ganzen Himmel begeistert hatte, und vor allem ihre Rede in holde Schmeichelworte zu kleiden verstand.

So war denn alles bereit; Ninigi nahm Abschied von Amaterasu und begab sich mit seinem Gefolge auf den Weg. Als nun die Götterschaar die Wolken durchbrach, um auf die schwebende Himmelsbrücke und von da weiter abwärts zu gelangen, da ward der vorderste der Götter, der an der Spitze der Schaar einherzog, einen riesigen Gott gewahr mit großen, furchtbar rothglühenden Augen. Als er dieses Ungeheuer sah, war er so bestürzt, daß er allen Muth verlor und wieder umkehrte. Die Anderen wunderten sich sehr darüber und fragten ihn nach der Ursache. Er erzählte, was er gesehen hatte, und beschrieb den fürchterlichen Riesengott so gut er vermochte. Alle waren gleich ihm erschrocken; doch die schlaue Uzume wußte Rath. Sofort schürzte sie in gefälliger Weise ihre Kleider in die Höhe, schmückte sich und trat lachend und scherzend dem Unhold entgegen, der sich ihnen in den Weg stellte. Doch als der Riesen-

gott die Anſtalten der Uzume gewahrte, ſprach er beſchwichtigend: „Uzume, warum giebſt du dir meinetwillen ſo viel Mühe? Das konnteſt du ſparen; es iſt ganz unnütz, denn ich bin ein friedlicher Erdgeiſt, der Gott der Feldwege. Ich komme dem Herrſcherſohne Ninigi entgegen, um ihm zu huldigen und ihm meine Dienſte anzubieten. Geh zurück und ſage unſerem demnächſtigen Herrſcher, daß der Prinz Saruta auf ſeine Befehle wartet; dieſer Prinz, o Uzume, bin ich ſelbſt.“ Uzume, die ſich ſehr über dieſe Worte freuete, ſchlug dem Rieſengotte vor, den neuen Herrſcher auf der Erde zu erwarten; dort wolle ſie Ninigi mit ihm bekannt machen. Saruta war es zufrieden und willigte ſogleich in ihren Vorſchlag. Dann gab er ſeinerſeits den Rath, Ninigi möge ſich vorerſt in der Nähe des Berggipfels Takatſchiho in der Landſchaft Himuka oder — wie ſie jetzt heißt — Hiuga auf der Inſel Kiuſchiu niederlaſſen, wo er ihn treffen werde; bis dahin aber wolle er ſelbſt ſich am Iſuzu-Fluſſe in der Nähe von Iſe aufhalten. Als dieſe Verabredung zwiſchen dem Rieſengotte und Uzume getroffen war, ging dieſe zu Ninigi und ſeiner Götterſchaar zurück. Ninigi aber, als er gewahrte, daß der Rieſengott verſchwunden war, theilte nun unverzüglich das Gewölk; er betrat feſten Fußes mit ſeinen Begleitern die Himmelsbrücke und ging von da, mit ſeinem Schwerte vor ſich hertaſtend, hinunter auf die Gebirge von Kiuſchiu. Alſogleich begab ſich Uzume zu Saruta und führte ihn zu Ninigi. Dieſer fand, als er hörte, er ſei der Gott der Wege, ſein Anerbieten, als Wegweiſer zu dienen, vortrefflich und machte ſich auf, das Land mit Hülfe Saruta's in kürzeſter Friſt zu durchſtreifen. Und als dies geſchehen und Ninigi immer mehr einſah, welchen Nutzen er von Saruta gehabt hatte, da ſprach er zu Uzume: „Saruta ſoll jetzt, nachdem er mir ſehr gefällig geweſen, in ſeine Heimat zurückkehren. Du aber, die du mit ihm am beſten bekannt geworden biſt und zuerſt mit ihm geſprochen haſt, zieh mit ihm und werde in ſeinen heimiſchen Bergen Prieſterin.“ Uzume that, wie ihr Ninigi befahl, und zum Andenken an die

ruhmreiche That, daß ſie nämlich bei dem Auszuge aus dem Himmel unerſchrocken und allein dem Rieſengotte entgegen ging, wurde ſie und ſpäter ihre Nachfolgerinnen hoch geachtet. Durch dieſe Begebenheit iſt es auch gekommen, daß ſie den Namen Sarume no kimi, das heißt Herzogin von Saru, erhielt, und daß ihr Rang höher wurde als der der Männer des dortigen Herrſchergeſchlechtes. Dieſe mußten ihr nachſtehen, und dies iſt auch bei den Prieſterinnen, welche ihre Nachfolgerinnen wurden, ſo geblieben.

Ninigi ſchlug ſeinen Wohnſitz an der Stelle auf, die er zuerſt betreten, als er vom Himmel herabkam; alles rings umher in der Nähe und Ferne unterwarf ſich ihm, und auch der Greis der Salzerde, der Strandgott, einer der zahlreichen Söhne Iſanagi's, ſchloß Freundſchaft mit ihm und trat ihm ſein Reich ab.

Als der neue Herrſcher eines Tages am Meeresufer ſpazieren ging, begegnete er einer ſehr ſchönen Jungfrau. Er machte ihr einen Heirathsantrag, doch das Mädchen verwies ihn an ihren Vater, den großen Berggeiſt, der allein über ihre und ihrer älteren Schweſter Hand verfügen könne. Ninigi, dem es ſehr am Herzen lag, das ſchöne Mädchen zu heiraten, begab ſich ſogleich zu dem Berggeiſt und wiederholte ihm ſeinen Antrag. Dieſer willigte nicht nur ein, ſondern ſchickte ihm beide Töchter in reichem Schmuck und mit vielen Geſchenken. Ninigi aber verſchmähte die ältere, welche Iwanagahime hieß, denn ſie war häßlich; er begehrte nur ſeine geliebte ſchöne Konohanahime, die er bei ſich behielt, und ſandte Iwanagahime wieder fort. Darüber ergrimmte dieſe ſehr und ſprach Verwünſchungen aus, deren Erfüllung nicht ausbleiben ſollte. Der ſchönen Konohanahime Name bedeutet Baumblüthe und demnach eine kurze Dauer, gleich dieſen Blüthen, der Name der häßlichen Iwanagahime bedeutet ein langes Leben wie das der Felſen. „Hätteſt du mich gewählt, Ninigi," ſo rief die Verſchmähte in ihrem Zorne, „ſo wäre dein und deiner Nachkommen Daſein auf Erden ein

ſehr langes geweſen; da du nun meine Schweſter vorziehſt, ſo werden alle die deinigen raſch vergehen wie die Blüthe der Bäume.“ Ihre Weiſſagung ging nur zu wohl in Erfüllung, und daher kommt es denn auch, daß der Menſchen Leben ſo kurz iſt gegen das der früheren göttlichen Geſchlechter.

Ninigi lebte einige Zeit ſehr glücklich mit der ſchönen Konohanahime, aber es währte nicht lange, da wurde die Glückſeligkeit ihrer Ehe durch Ninigi ſelber geſtört, der eiferſüchtig wurde und ſeine Frau aufs ungerechteſte beargwöhnte. Darüber grämte ſich die gequälte Konohanahime gar ſehr, und als Ninigi, ihr Gemahl, es ärger und ärger trieb, da wurde ſie erzürnt und zog ſich in ein Haus zurück, deſſen Thür ſie von innen verriegelte. Sie beſchloß dieſes Haus in Brand zu ſetzen, und ſprach vorher zu Ninigi: „Die Götter werden mich bald durch die Geburt eines Kindes ſegnen. Iſt daſſelbe nun das deinige, ſo werde ich mit ihm geſund aus den Flammen hervorgehen; bin ich dir aber jemals untreu geweſen und iſt das Kind nicht dein Kind, ſo werde ich mit ihm in den Flammen umkommen.“ Als Konohanahime dies geſprochen, verſperrte ſie den Eingang des Hauſes vollends und zündete daſſelbe an, ſodaß die Flammen hoch empor ſchlugen. Und während Ninigi draußen dem Schauſpiele zuſah und mit Spannung auf den Ausgang wartete, bekam Konohanahime ſtatt eines Kindes drei ſchöne, liebliche Söhne, welche froh und luſtig aus den Flammen herausſprangen und nach ihrem Vater fragten. Ninigi war erſtaunt und hoch erfreut über ſeine drei Söhne und dankte der Konohanahime, welche ebenfalls unverſehrt aus den Flammen kam. Nun war ihr Gemahl verſöhnt, und niemals wieder beläſtigte er ſie durch Eiferſucht, ſondern ſetzte volles Vertrauen in ſie. Konohanahime aber konnte die Zeit nicht vergeſſen, während welcher Ninigi an ihrer Treue gezweifelt hatte, und obwohl ihr Gatte ſie mit rührender Klage umwarb und beſänftigende Lieder dichtete und ſang, ſo grollte ſie doch fort und fort und wollte nichts mehr von ihm wiſſen. Sie begnügte ſich damit,

ihre Kinder mit himmliſchem Reisweine zu tränken und mit Reis zu nähren, der auf den Himmelsfeldern gewachſen war. Das war ihr ganzes Glück, und ſie bedurfte keines anderen mehr.

Als Ninigi nach langen Jahren ſtarb, ſein Leichnam auf den lieblichen Höhen von Hiuga beſtattet ward und er ſelbſt gen Himmel geſtiegen war, überlebten ihn zwei ſeiner Söhne, die Prinzen Hoſuſori und Hohodemi, und erbten das Reich.

Hohodemi.

Von Ninigi, dem Enkel der Sonnengöttin Amaterasu, ging die Herrſchaft des Reiches, das er dem Dokuni-muſchi entriſſen, zunächſt auf ſeine beiden Söhne Hoſuſori und Hohodemi gemeinſam über. Hoſuſori war der ältere von beiden, Hohodemi der jüngere; gleichwohl war es dem letzteren vorbehalten, das ganze Reich Japan als alleiniger Machthaber zu regieren, und ſein älterer Bruder mußte, obſchon ihm das größere Recht gebührte, dem Hohodemi weichen. Dies geſchah auf folgende wunderbare Weiſe.

Als beide Brüder nach dem Tode ihres Vaters ihr Erbe theilten, da bekam der ältere den Ertrag, den die See gab, der jüngere die Berge, die er nach Gefallen ausbeuten konnte. Während nun der Jäger Hohodemi faſt täglich, auch dann, wenn das Wetter ſchlecht war, ſein Weidwerk üben konnte und oft reichen Ertrag heimbrachte, konnte Hoſuſori häufig nicht einmal auf die See hinausfahren und ſeine Netze auswerfen, denn der Sturm peitſchte die Wogen thurmhoch empor und machte es ganz unmöglich, an den Fiſchfang zu denken. Dies aber ärgerte den Hoſuſori gar ſehr, und deshalb machte er ſeinem Bruder den Vorſchlag, die Beſchäftigung mit ihm zu tauſchen. Schließ-

lich willigte Hohodemi ein, gab ſeinem Bruder Bogen und Pfeile und nahm von dieſem den Angelhaken in Empfang. Dieſer Tauſch war indeſſen nicht wohlgethan und ſollte für beide Brüder nachtheilig werden, denn während Hoſuſori nicht einmal die Spur des Wildes auffinden konnte, weil er eben kein Jäger war, büßte Hohodemi ſchon nach wenigen vergeblichen Verſuchen, einen Fiſch zu fangen, ſeinen Angelhaken ein. Hoſuſori, der Sache müde, kam bald zurück zu ſeinem Bruder, brachte Pfeil und Bogen und forderte ſeinen Angelhaken. Dieſer war nun aber verloren gegangen und durchaus nicht wieder zu bekommen, und deshalb begehrte der ſtürmiſche Hoſuſori gewaltig auf und forderte mit vielen Schmähworten gegen ſeinen Bruder den Angelhaken zurück. Er betheuerte, ſich nicht eher beruhigen zu wollen, bis er ihn wieder in Händen hielte. Ueber dies Benehmen fühlte ſich Hohodemi ſehr unglücklich; er wollte um jeden Preis Rath ſchaffen, und deshalb zerbrach er ſein gutes Schwert und ſchmiedete daraus eine große Menge Angelhaken, die er ſämmtlich ſeinem Bruder anbot. Dieſer aber war weit entfernt, ſich dabei zu beruhigen; er ſchrie und tobte fort und fort und verlangte keinen anderen Angelhaken als ſeinen eigenen.

Troſtlos ging Hohodemi von dannen und fand nicht Hülfe noch Rath. Er ging am Ufer des Meeres hin und ſeufzte tief. Als er aber eine kurze Strecke gewandert war, da ſah er in der Nähe eine Gans, die ſich in einer Schlinge gefangen hatte und ſich flatternd abmühete, ſich frei zu machen. Gutmüthig, wie er ſtets war, ging Hohodemi herzu und befreite das arme Thier aus ſeinen Banden, und als die Gans ſich in die Luft erhoben hatte und davon geflogen war, da trat der Greis der Salzerde, jener Gott des Seeſtrandes, der früher ſchon dem Ninigi geholfen hatte, zu Hohodemi heran und fragte ihn nach dem Grunde ſeines Kummers. Dieſer erzählte dem Alten, was zwiſchen ihm und ſeinem Bruder vorgefallen; er beklagte, daß der Angelhaken verloren ſei, und war ſo aufrichtig betrübt über den Verluſt, daß der Greis ihm ſeine Hülfe verſprach.

Derſelbe ſchritt auch ſofort zur That; er flocht einen großen dichten Korb ohne Maſchen, in dieſen ſetzte er Hohodemi und ſchob das Fahrzeug weit ins Meer hinein. Als der Greis ſich entfernt, ſank der Korb in die Tiefe des Meeres; dort ſchwamm er weiter und weiter, bis er — ganz ſo wie es der Greis vorhergeſagt — auf einem breiten Pfade an ein liebliches Geſtade kam, an dem ein prachtvoller, aus glänzenden Fiſchſchuppen erbaueter Palaſt ſtand. Er ſah vor demſelben einen Brunnen und über dieſem einen großen Zimmtbaum, wie ihm der Greis erzählt hatte, und ſich genau nach deſſen Rathe richtend, verbarg er ſich in den breiten Zweigen des ſchönen Baumes. Und ganz wie es der Greis ebenfalls vorher verkündet, trat auch alſobald die Tochter des Meergottes aus dem Palaſte heraus, die ſchöne Toyotamahime, die mit einer Schale aus Edelſtein in der Hand zum Brunnen kam, um Waſſer zu ſchöpfen. Als ſie ſich nun über den Brunnenrand beugte und im Begriffe war, die Schale einzutauchen, da ſah ſie plötzlich Hohodemi's Spiegelbild in dem Waſſer, und darüber erſchrak ſie ſo ſehr, daß ſie ſich raſch emporrichtete und die Schale zu Boden fallen ließ, ſodaß ſie zerbrach. Als ſie ſich etwas geſammelt, ging Toyotamahime zurück in den Palaſt und meldete ihrem Vater die Begebenheit. Sie ſagte ihm, am Brunnen wäre ein herrlicher Gott angelangt, der auf dem Baume ſitze und deſſen Bild man im Waſſer ſehen könne. Der Meergott, ihr Vater, wußte ſogleich, um wen es ſich handelte; er ſprach: „Das iſt gewiß der Urenkel der Göttin Amateraſu.“ Und mit dieſen Worten ging er zum Brunnen, hieß Hohodemi willkommen und lud ihn ein, in ſein Haus zu treten. Als Hohodemi der Einladung folgte, ließ der Meergott achtfache Matten legen, darauf ſetzte er ſich mit ſeinem Gaſte und fragte nach deſſen Begehr.

Hohodemi erzählte ſeinem liebenswürdigen Wirthe umſtändlich die Geſchichte von dem verlorenen Angelhaken und von den Folgen dieſes Verluſtes, und ſogleich ließ der Meergott alle Fiſche herbei kommen. Sie erſchienen auch alle auf ſeinen Be-

fehl, nur der Tai, die über und über rothe Seebraſſe, auch das rothe Weib genannt, fehlte, und als der Meergott ſich nach dem Grunde ihres Ungehorſams erkundigte, kam ſie klagend angeſchwommen und entſchuldigte ſich mit Krankheit. Nun ließ der Meergott den kranken Fiſch unterſuchen, und bald wurde man gewahr, daß die Krankheit im Maule liege. Daſſelbe war dick geſchwollen, und als man näher zuſah, da fand ſich der verlorene Angelhaken. Hohodemi war überglücklich, als er herausgezogen ward, und bat den Meergott, ihn in Verwahrung zu nehmen, da er deſſen Einladung zu längerem Verweilen in ſeinem Palaſte annahm. Nun war Hohodemi leichten Herzens und freute ſich ſeines Aufenthaltes in dem herrlichen Meerespalaſte, und damit ihm nichts zu ſeiner Zufriedenheit fehle, erfüllte der Meergott ſeinen Wunſch und gab ihm ſeine Tochter, die ſchöne Toyotamahime, zur Frau. In Freude und Glück brachte er nun drei Jahre dort unten zu; dann aber befiel ihn große Sehnſucht nach ſeiner Heimat, die er nicht zu unterdrücken vermochte und durch viele Seufzer bekundete. Seine Frau hörte dieſelben und erzählte ihrem Vater von der veränderten Stimmung Hohodemi's. Beide hatten ganz recht, wenn ſie ſeinen Kummer als Heimweh deuteten, und als der Meergott ſich davon überzeugt hatte, fragte er Hohodemi, ob er ihn nach Japan zurückſchicken ſolle. „Ich will dir gern Geleit und meine beſten Wünſche mitgeben," ſprach der edle Meergott, und Hohodemi nahm mit tauſend Freuden den Vorſchlag an. Nun berief der Meergott ſeine dienenden Meerdrachen, welche auch alſogleich ihre großen Floſſen aufrichteten und herbeikamen. Als ſie befragt wurden, wie lange Zeit ſie wohl gebrauchten, um Hohodemi zurück ans Land zu bringen, ſagten diejenigen, welche acht Klafter lang waren, ſie würden acht Tage gebrauchen. Die kleineren aber waren flinker und erboten ſich die Reiſe in kürzerer Zeit zu machen, und der kleinſte, der nur einen Klafter maß, verſprach Hohodemi in einem einzigen Tage hinzubringen. So wurde denn dieſer letzte auserſehen; doch bevor Hohodemi ſeinen Rücken

beſtieg, beſchenkte ihn der Meergott, außer daß er ihm den Angelhaken einhändigte, noch mit zwei großen leuchtenden Edelſteinen, welche die Gabe hatten, das Meer ſteigen und fallen zu machen; ſie heißen die Steine der Ebbe und Fluth. Dann hatte Hohodemi noch eine wichtige Unterredung mit dem Meeresgotte, denn dieſer belehrte ihn, die Steine zu gebrauchen, um ſeinen Bruder zu demüthigen; darauf gab er ihm noch folgende Lehren: „Wenn du deinem Bruder den Haken zurückgiebſt, ſo ſprich die Worte: armſeliger Haken, unglücklicher Haken, trauriger Haken! Dann aber wende dich raſch von ihm ab, um deinen Unglück bringenden Worten auszuweichen. Ferner bebaue ſtets hochgelegene Felder, wenn dein Bruder niedrig gelegene bebaut, und wähle zu deiner Ausſaat niedrige Felder, wenn dein Bruder hochgelegene bepflanzt. Befolgſt du meinen Rath, ſo verſpreche ich, dich reich zu ſegnen; da ich die Gewäſſer regiere, ſo kann ich jedesmal dich begünſtigen und deinen Bruder benachtheiligen, und ſo wird dieſer binnen drei Jahren gänzlich verarmt ſein.“ Nach dieſem Beſcheide empfahl ſich Hohodemi dankend ſeinem Wirthe und ſchwamm auf dem Rücken des auserſehenen Drachen ab. Dieſer brachte auch ſeinem Verſprechen gemäß Hohodemi in einem Tage an den Strand von Japan, und deshalb wurde er von der Zeit an das Leibpferd des Meergottes. Als Hohodemi glücklich ans Land geſprungen war, nahm er ſein kurzes Schwert als Gegengeſchenk für den Meergott und als Zeichen ſeiner glücklichen Ankunft, band es dem Drachen um den Hals und entließ ihn; in Folge davon bekam derſelbe den Beinamen Schwertträger, den er bis zum heutigen Tage behalten hat.

Hohodemi ging nun ſogleich zu Hoſuſori, aber wenn er je Bedenken gehabt hatte, die Rathſchläge des Meergottes gegen ſeinen Bruder in Anwendung zu bringen, ſo ſchwanden ſie in dieſem Augenblicke; denn feindſelig und mit Scheltworten begrüßte Hoſuſori den heimkehrenden Bruder. Er war ſogar unzufrieden, als er den verlorenen Haken erblickte und nahm ihn unter Verwünſchungen entgegen. Als Hohodemi dies unbrüder-

liche Benehmen gewahrte, da überreichte er ſeinem Bruder den Haken in der ihm von dem Meergotte vorgeſchriebenen Weiſe. Aber nicht allein die unglückverheißenden Worte, welche Hoſuſori damit auf ſich geladen, ſondern auch die Heimſuchungen durch den Gott der Gewäſſer trafen ihn, und ſchweres Mißgeſchick brach über ihn herein. Alle ſeine Felder verdorrten, ſobald er ſie auf hochgelegenen Stellen anlegte, und ſie wurden furchtbar durch Waſſerfluthen verwüſtet, wenn er ſie im Tieflande wählte, und ſo kam es, daß er bald in Kummer und Elend gerieth, während ſich Hohodemi der beſten Wohlhabenheit erfreute. Hierüber erboſte ſich Hoſuſori gewaltig, und ſo kam er eines Tages in voller kriegeriſcher Rüſtung herangezogen, um ſeinen Bruder zu befehden. Dieſer aber, als er Hoſuſori erblickte, tauchte den Edelſtein der Meeresfluth ins Waſſer, und ſofort ſtieg die See und ſchwoll ſo gewaltig, daß ſie Hoſuſori auf den nächſtgelegenen Hügel trieb. Aber auch hier war er nicht ſicher, die Fluth überſchwemmte den Hügel, und Hoſuſori ſah ſich genöthigt, auf einen Baum zu flüchten. Als er ſah, daß auch dies ihm nicht half, da bat er ſeinen Bruder um Gnade und gelobte, er wolle deſſen Sklav, Wächter und Gaukler werden, und dies Verhältniß ſolle für ihre Nachkommen achtzig Geſchlechter hindurch dauern. Nun tauchte Hohodemi, als er ſeinen Bruder ſo reden hörte, den Edelſtein der Ebbe ins Meer, und ebenſo ſchnell, wie ſie herangezogen, ſanken die Wogen. Hoſuſori war gerettet und bat ſeinen Bruder, deſſen Macht er nun erkannt hatte, um Verzeihung. Hohodemi aber traute ihm noch nicht; als jedoch Hoſuſori ſein Gelöbniß wiederholte und ſich ſogleich als Gaukler coſtümirte, ſich mit rother Farbe bemalte und in komiſcher Weiſe einen pantomimiſchen Tanz aufführte, durch den er ſeine vergeblichen Anſtrengungen, dem anſchwellenden Waſſer zu entrinnen, treffend wiedergab, da lachte Hohodemi herzlich und reichte ihm ohne Zögern die Hand zur Verſöhnung. Die Nachkommen Hoſuſori's aber ſind bis auf den heutigen Tag die Wächter der Palaſtmauern und Gaukler und Taſchenſpieler geblieben. Sie heißen im Volke die flinken

Burſchen, Hayabito, wegen ihrer Jongleurkünſte, oder Hundemenſchen, Inubito, weil ſie wie die Hunde Wachtdienſte verrichten und oft auch wie jene erbärmlich ihr Leben verbringen.

Doch ehe noch dies Alles ſich ereignete, hatte Hohodemi ein anderes wunderbares Ereigniß zu erleben. Toyotamahime, ſeine geliebte Gemahlin, hatte ihn nicht begleitet, als er den Palaſt des Meergottes verließ, aber ſie hatte ihm verſprochen, ſie wolle ihm nachkommen. „Ich werde dir bald einen Sohn ſchenken," ſprach ſie, „und zur Zeit ſeiner Geburt will ich in einer ſtürmiſchen Nacht zu dir herauf ans Land kommen." Ferner bat ſie ihn, hart am Strande ein Haus für ſie zu bauen, in dem ſie wohnen wolle. Dies Haus bauete Hohodemi auch ſogleich und zwar mit aller nur möglichen Aufmerkſamkeit. Er ſparte keine Mühe, um es bequem und herrlich auszuſtatten, das Dach aber machte er aus lauter Federn der Seevögel, und daran hatte er ſeine beſondere Freude, denn es gewährte nicht nur einen herrlichen Anblick, ſondern war auch leicht und dabei warm. Nun geſchah es aber, daß Hohodemi bei der allzugroßen Sorgfalt, die er auf das Dach verwandte, noch nicht damit fertig war, als Toyotamahime unter Sturm und Regen im Wogengebrauſe anlangte. Hohodemi führte ſeine Gemahlin in das Haus und zeigte ihr, daß das Dach noch nicht ganz fertig ſei und an der einen Seite noch eine große Lücke habe; er bat ſie, noch ein paar Tage bei ihm zu wohnen. Toyotamahime wies jedoch dieſe Bitte zurück; ſie ſagte, daß keine Zeit mehr dazu ſei, und daß ſchon in der nächſten Nacht ihr Sohn geboren würde. So blieb denn nichts übrig, als daß Toyotamahime ihren Wohnſitz in dem unfertigen Hauſe aufſchlug, und als Hohodemi, von ihr gedrängt, ſie allein ließ, mußte er ihr feſt und bündig verſprechen, ja keinen Verſuch zu machen, ſie zu ſehen. „Bleibe in deinem Hauſe," ſprach ſie, „bis ich dich rufen laſſe, und verſuch es unter keiner Bedingung, mich vorher zu ſehen!" Hohodemi verſprach, ihre Bitte zu erfüllen; allein die Neugier ließ ihm keine Ruhe, und ſo ſchlich er leiſe herzu

und ſah ſeine Frau in der Geſtalt eines Drachen ſich auf dem Fußboden hin und her winden. Erſchrocken trat er zurück, doch als ihn Toyotamahime ſpäter rufen ließ, da ſah ſie gleich, daß er ihr Geheimniß, das ſie vor allen Menſchen zu verbergen gedachte, ſeines Verſprechens ungeachtet erſpäht hatte. Und hierüber war ſie ſo erzürnt, daß ſie mit heiligen Eiden gelobte, zu ihrem Vater zurückzukehren und nie wieder auf die Erde zu kommen. Hohodemi ſuchte ſie zu beſänftigen, doch das gelang ihm nicht; Toyotamahime behauptete, daß ſie die Schmach, welche er ihr angethan, nie wieder verſchmerzen könne. Und ebenſo, wie ſie niemals aus dem Meere wieder empor kommen werde, ſo ſolle auch Hohodemi nicht im Stande ſein, jemals wieder zu ihr hinunter zu tauchen; ja alle Abgeſandten, die er zu ihr ſchicken ſollte, würde ſie behalten, und wenn die Sehnſucht nach ihm auch ſie triebe, ihm Boten zu ſenden, ſo ſolle er dieſelben ebenfalls behalten. Mit dieſen feierlichen, harten Gelöbniſſen legte ſie ihr Söhnlein, das in der Nacht, wie ſie vorhergeſagt, geboren war, am Strande nieder. Als Hohodemi ſie fragte, wie der Sohn heißen ſolle, da gab ſie ihm, zur Erinnerung an ſeine Geburt, den ſonderbaren Namen: Prinz vom unfertigen Taucherfederdache. Mit dieſen letzten Worten trat ſie in das Waſſer und verſchwand vor aller Augen.

Hohodemi aber klagte: „Die Ente kommt zum Lande, der Seetaucher zur Bucht, aber die, welche ich liebe, kommt nimmermehr zurück; ich habe ſie verloren und werde ſie nie vergeſſen!“

Nachdem nun Toyotamahime fortgezogen, beorderte Hohodemi Ammen für ſeinen Sohn, die ihn pflegten, ihm die Milch reichten und ihm den Reis kaueten. Doch verzehrte ihn fortwährende Sehnſucht nach ſeiner Gemahlin; dieſe aber litt an derſelben Pein, und deshalb ſchickte ſie ihre jüngere Schweſter Tamayori zu dem Kinde und trug ihr auf, daſſelbe groß zu ziehen. Und da der Schwur, den ſie ausgeſprochen, ſie band und ihr den Weg auf die Erde zu dem Gatten und dem Kinde auf immer verſchloß, ſo gab ſie ihrer Schweſter ein Lied für

Hohodemi mit, das Antwort auf ſeinen Klaggeſang brachte und ihre Sehnſucht nach dem herrlichen, hochverehrten Gatten ausſprach.

In Folge der Verwünſchung, welche vor langen Jahren die Schweſter von Hohodemi's Mutter ausgeſtoßen, nach der die Geſchlechter der Abkömmlinge Ninigi's ein frühes Grab finden ſollten, konnte natürlich Hohodemi das Alter ſeiner Vorfahren nicht erreichen. Indeß wurde er noch 580 Jahre alt; ſeine Nachkommen aber fanden ein immer früheres Lebensende und langten zuletzt bei der Lebensdauer der heutigen Menſchen an.

Als Hohodemi auf dem Berge Ahira in der Landſchaft Hiuga auf Kiuſchiu ſtarb und in den Himmel hinaufzog, folgte ihm der Prinz vom unfertigen Federdache, ſein einziger Sohn. Dieſer aber liebte die Schweſter ſeiner Mutter, welche ihn auferzogen, ſo ſehr, daß er ſie heiratete. Sie ſchenkte ihrem Gemahle vier Söhne, deren jüngſter nachmals der erſte Kaiſer von Japan wurde, wie die älteſte der Heldenſagen berichtet.

Die glückſeligen Inſeln des ewigen Lebens.

Wo dieſe Inſeln, von denen man in Japan ſo oft erzählen hört, eigentlich liegen, das vermag Niemand zu ſagen. Manchmal freilich berichten Leute, welche am Geſtade des Oſtmeeres wohnen, von einem herrlichen Baume, den ſie über die Fluthen emporragen ſahen. Das iſt der Baum, der auf dem höchſten Gipfel des Fuſan, des größten Berges der glückſeligen Inſeln, ſteht. Und wie freuen ſich die Sterblichen, wenn ſie dies Wahrzeichen jenes heiligen Landes erblicken, zu dem nur Auserleſene den Zugang finden! Wie ſehnſüchtig ſchauen ſie hin nach dem wunderbaren Baume, und wie emſig ſuchen ſie die Richtung zu erſpähen, in welcher das glückſelige Horaiſan — ſo nennt es der Japaner — gelegen iſt! Kaum aber glauben ſie Sicherheit

darüber erlangt zu haben, dann verschwindet der Baum vor ihren Augen, und es ist sehr ungewiß, ob er jemals wieder sichtbar wird.

So leben denn die Menschen noch heutigen Tages der Hoffnung, daß der Weg zu den glückseligen Inseln gefunden werde, deren Wunder sie zu preisen nicht aufhören. Denn dort grünt und blüht alles das ganze Jahr hindurch; ein ewiger Frühling erhält die Luft lind und den Himmel blau. Dort geht die Zeit spurlos am Menschen vorüber, und der Tod findet dorthin keinen Weg; dieser böse Gast, der den Menschenkindern so arge Qualen bereitet, ist auf den glücklichen Inseln des ewigen Lebens unbekannt. Dort giebt es keine Pein, keinen Schmerz; in Frieden und Freuden vergeht die Zeit. Die Vögel, welche das Entschwinden des Sommers beklagen und vor Einbruch des Winters fortziehen, flüchten nach Horaisan. Ganz genau weiß man dies von den sanften Schwalben. Anders ist es mit den Wildgänsen, die den Winter nicht fürchten, aber dennoch, von Sehnsucht getrieben, den Weg zu den glückseligen Inseln suchen. Man erzählt, daß sie, um den Zugang von den Göttern zu erbitten, kleine Holzstäbchen und allerlei Reisig sammeln und im Schnabel auf die Reise mitnehmen. Kommen sie nun ans äußerste Gestade des von den Sterblichen bewohnten Landes, so legen sie ihre Gabe dort nieder, und die Strandbewohner finden oftmals Häufchen solcher Reiser, welche die Wildgänse zurückließen, wenn sie nach Horaisan hinüberfliegen wollten.

Manchmal, wenn kühne Seefahrer vom Festlande aus es unternahmen, das Land des ewigen Lebens aufzusuchen, kamen sie nicht weiter als nach Japan, und so ist es gekommen, daß beide Länder mit einander verwechselt wurden, und daß man wohl vermeinte, der hohe Fujiyama sei der herrliche Fusan. Das war aber ein großer Irrthum, denn das Reich Horaisan ist noch weit, weit von Japan entfernt, viel weiter als Japan von China entfernt ist, und nur übernatürliche Mächte vermögen einen Menschen dorthin zu führen.

Dies iſt jedoch, wie die Sage lautet, einige Mal der Fall geweſen; der weiſe Japaner Waſobiowe aber war — außer einem Abgeſandten des alten Mikado Suinin, von dem die Heldenſage berichtet, und der die Orange aus Horaiſan mitbrachte — wohl der Einzige, der je von dort heimkehrte, und ihm iſt es vorbehalten geweſen, wirkliche Kunde von dem wunderbaren Lande zu geben. Wenn nämlich die Götter irgend einem Sterblichen ſo zugethan waren, daß ſie ihn den Weg nach Horaiſan finden ließen, ſo kam es ihm ſchwerlich in den Sinn, das vollkommen glückliche Leben, das er dort führte, mit dem früheren unvollkommenen zu vertauſchen. So geſchah es, daß einſt ein Kaiſer von China ſein Land ſo ſchlecht regierte und ein ſo grauſamer Deſpot war, daß ſein Leibarzt Joſuku beſchloß, ſich dieſer Tyrannei und der ſteten Gefahr, in der ſein Leben ſchwebte, zu entziehen. Er ſprach eines Tages zu dem Herrſcher: „Gieb mir ein Schiff und Gefolge und laß mich ausziehen, um das glückſelige Reich Horaiſan zu finden und dort das Kraut der Unſterblichkeit zu ſuchen, das auf dem Berge Fuſan wächſt. Dies bringe ich dir dann zurück, und haſt du es in deinem Beſitze, ſo haſt du nichts zu fürchten und haſt es ganz in deiner Macht, deine Tage zu verlängern und dich ſchließlich zum Herrſcher der ganzen Erde zu machen.“ Dieſe Worte waren dem Tyrannen lieb zu hören, und er beſann ſich keinen Augenblick, ſeinen Leibarzt Joſuku mit großem Gefolge nach Horaiſan zu ſenden. Joſuku, der ſehr froh war, daß er ſich, ſeine Freunde und deren Angehörige der Gewalt des Tyrannen entzogen hatte, ſchiffte ſich ein, kam auch nach Japan, fuhr aber weiter und weiter, bis er in der That die glückſeligen Inſeln erreichte. Dort angekommen, genoß er in vollen Zügen das Glück, das ihm beſchert war, und dachte nicht daran, zurückzukehren und die Tage ſeines Gebieters über die natürliche Dauer ſeines Lebens zu verlängern. Der Japaner Waſobiowe aber, dem er nachmals dieſe ſeine Geſchichte erzählte, gelangte auf folgende Weiſe nach Horaiſan.

Er war ein alter, würdiger Mann, der ſich von den

alltäglichen Geſchäften zurückgezogen hatte und in beſchaulicher Ruhe ſeine Tage in der Nähe von Nagaſaki verbrachte. Nur ein Koch und ein Burſch waren bei ihm, und wenn er ſeiner Lieblingsbeſchäftigung nachging und in einem kleinen Boote auf das Meer hinausfuhr, um zu angeln, dann mußten dieſe beiden ſein Haus hüten, und oft, recht oft blieb er tagelang fort. Einſt, als die achte Vollmondnacht des Jahres hereinbrach, die ja von allen die ſchönſte iſt, beſchloß er, um den zahlreichen üblichen Beſuchen aus dem Wege zu gehen, eine Fahrt auf das Meer hinaus zu machen. Deshalb nahm er ſeine Angelſchnur und ſetzte ſich in den Kahn. Er war ein gewandter, kundiger Schiffer, und ſo machte es ihm nichts aus, ob die Nacht- oder die Tageszeit ihn auf dem Waſſer traf. Gemächlich fuhr er am Geſtade dahin und freute ſich des prachtvollen, hellen Mondſcheines, der ihn die Schönheiten der Landſchaft erkennen ließ. Doch plötzlich zogen ſchwarze Wolken herauf, der Regen rauſchte in Strömen herab und pechſchwarze Finſterniß umgab ihn. Bald brach der Sturm los und thürmte die Wellen zu Bergen empor, auf denen ſein Schiffchen wie ein Ball umhertanzte. Der ſchwache Maſt brach denn auch alſobald in Stücke und verſchwand mit dem Segel in der ſchäumenden Fluth. Waſobiowe aber verlor den Muth nicht und ruderte und kämpfte tapfer um ſein Leben. Sein maſtberaubtes Fahrzeug ſchoß pfeilſchnell vor dem Sturme dahin, und es war nicht daran zu denken, das heimathliche Ufer zu erreichen, denn Waſobiowe ſchätzte die Entfernung ſehr bald auf mehr denn tauſend Wegſtunden. Als der Tag anbrach, ließ der Sturm keineswegs nach; im Gegentheil, ſeine Wuth verdoppelte ſich, ſo daß die weite Waſſerfläche nur ein einziger Giſcht und Schaum zu ſein ſchien, aus dem die Wogen ſich haushoch heranwälzten. Und ſo mußte der unverzagte Schiffer drei Tage und drei Nächte mit Sturm und Wogengebrauſe kämpfen. Er hatte ſich längſt in ſein Schickſal ergeben, als mit einem Male der Sturmwind ſich legte und Ruhe an die Stelle des heulenden Unwetters trat. Waſobiowe, der den Lauf der Sterne kannte,

ſah nun klar, wie unendlich weit er von ſeiner Heimat Japan entfernt war, und da er nirgends ein gaſtliches Geſtade erſpähen konnte, ſo mußte er ſich darein ergeben, aufs Gerathewohl durch das Meer dahinzufahren. Zum Glück hatte er noch ſeine Angelſchnur; dieſe warf er aus und friſtete mit Fiſchen, die er fing und roh verzehrte, ſein Leben. Tag für Tag, Woche auf Woche verrann, ohne daß ſeine Lage ſich änderte, und ſo ruderte er drei Monate, bis er in die ſchlammige See kam, in ein böſes Gewäſſer, von dem er nur verlorene Kunde vernommen. Er war ſehr erſtaunt über dieſe Begebenheit, die ihm aber auch beinahe das Leben gekoſtet hätte; denn in dem ſchlammigen Meere hielt ſich kein Fiſch auf, und ſo glaubte er ſchon, er ſei dem Hungertode preisgegeben. Er ruderte und ruderte indeſſen, bis ihn ſeine Kräfte zu verlaſſen anfingen; da umſpielte ein würziger Landwind ſeine Schläfe, und neu belebt ergriff er die Ruder und gelangte nach zwölf ferneren mühevollen Stunden zu dem Geſtade von Horaiſan.

Noch wußte er nicht, wo er war, und verwundert blickte er umher, als er ſein Fahrzeug verlaſſen. Glück und Wonne umgaben ihn; er fühlte keine Schwäche und wußte nichts mehr von allen Gefahren ſeiner Reiſe. Da näherte ſich ihm ein ehrwürdiger Greis, den er verſtand, denn er ſprach chineſiſch, und dieſer war eben jener Joſuku, den einſt ſein Gebieter ausgeſandt hatte, um das Kraut der Unſterblichkeit zu ſuchen. Er begrüßte den Waſobiowe aufs freundlichſte, erzählte ihm ſeine Geſchichte und fügte hinzu, daß er nicht geſonnen ſei, je wieder nach China zurückzukehren. Waſobiowe aber freute ſich über alle Maßen, als er hörte, wo er war, und pries die Götter für das ihm beſcherte Glück. So blieb er in Horaiſan wohl ein paar hundert Jahre; doch wußte er nicht, wie lang der Zeitraum war, denn dort, wo alles ſich gleich bleibt, wo keine Geburt und kein Tod vorkommt, da achtet Niemand auf die rollende Zeit. Mit Tanz und Muſik, im Geſpräch mit weiſen und geiſtreichen Männern, im Umgange mit ſchönen und liebenswürdigen Damen vergingen ihm ſeine Tage.

Endlich aber — er hätte es kaum für möglich gehalten — ward Waſobiowe des ſüßen Daſeins müde; er ſehnte ſich nach dem Tode. Doch dieſer Wunſch war unerfüllbar; hier konnte er nicht ſterben, und hätte er gewaltſam ſeinem Leben ein Ende machen wollen, es wäre auchdas unmöglich geweſen. Hier gab es keine Gifte, keine todbringenden Waffen; ein Hinabſtürzen in Abgründe, ein Anrennen an ſpitze Felſen oder ähnliche Gegenſtände war ſo viel als ein Fall auf weiche Polſter; wollte er ſich in die See ſtürzen, ſo trug ihn das Waſſer wie Kork. Dem armen Waſobiowe, zum Tode müde, konnte hier nicht geholfen werden. In dieſer Noth kam ihm eines Tages ein guter Gedanke. Er beobachtete die großen Vögel des Landes und beſchloß, eines dieſer Thiere zu zähmen und auf deſſen Rücken die Heimreiſe zu wagen. Er wählte ſich zu dem Zweck einen rieſenhaften Storch aus, der ihm auch ſehr zugethan wurde und ihn auf ſeinen Zuruf trug, wohin er wollte. Als die Zeit ihm paſſend und gut däuchte, da verſorgte er ſich mit reichlichem Vorrathe der ausnehmend nahrhaften Speiſen von Horaiſan, ſtieg auf den breiten Rücken des Thieres, und fort flog er über das Meer hinweg. Durch viele ſonderbare und merkwürdige Länder brachte ihn der Storch; das wunderbarſte unter allen aber war das weit, weit ablegene Land der Rieſen, welche den Menſchen in jeder Hinſicht unendlich überlegen ſind. Und während Waſobiowe gewohnt war, in allen Landen bewundert zu werden, wenn er ſeine philoſophiſchen Anſichten und Syſteme kundgab, zog er hier beſchämt von dannen; denn die Rieſen ſagten, ſie bedürften von alledem nichts, und erklärten Waſobiowe's ganze Philoſophie für unvollkommenen Nothbehelf der Menſchenkinder.

So ſah denn Waſobiowe auf dieſer Reiſe alles was unter der Sonne und über der Erde ſich befindet; alle Länder der Welt lernte er kennen, und als er endlich in ſeiner geliebten Heimat, in Japan, auf dem Rücken des Storches ankam, da vermochte er ſeinen Landsleuten über alles Nachricht zu bringen, und ſie horchten ſeinen Erzählungen und waren ſehr froh, eine Beſchreibung des Reiches

Horaiſan durch ſeinen weiſen Mund zu bekommen. Daß Waſobiowe nichts berichten konnte von dem, was über den Sternen und unter dem Meere war, das kümmerte ihn und ſeine Landsleute wenig; denn den Himmel hat Budha bekannt gemacht, und von den Tiefen des Oceans hat Uraſchimataro erzählt, und dem brauchte er nichts hinzuzufügen. Die Geſchichte aber, die Waſobiowe von den glückſeligen Inſeln erzählte, hat ſich erhalten, und damit man den Erzähler nicht über den wundervollen Begebenheiten ſeines Lebens vergeſſe, bildet man ihn fortwährend auf allerlei Weiſe ab, wie er auf dem Rücken des großen, ſchönen Storches ſteht und bereit iſt, die Welt zu durchfliegen.

Tanabata und Inkai.

Am ſiebenten Tage des ſiebenten Monats begehen die Japaner einen Feſttag, den ſie das Feſt der beiden Sterngötter Tanabata und Inkai nennen. Die Sterne, welche zu beiden Seiten des ſanftfließenden Himmelsfluſſes oder der Milchſtraße liegen, begegnen ſich nur an dieſem Tage und ſonſt niemals im Jahre. Es ſind Mann und Frau, denen der große Himmelsgeiſt nur einmal im Jahre vergönnt hat, ſich zu ſehen und zu ſprechen. Der eine Stern, der des Gottes Inkai, befindet ſich in der Richtung des Steinbockes von der Milchſtraße; der der Göttin Tanabata ſteht in unſerem Sternbilde der Leier, welches man in Japan den Webſtuhl nennt, und es iſt der Stern der Weberin. Dieſe Weberin war die ungewöhnlich fleißige, einſam arbeitende Tochter des großen Himmelsgeiſtes, welche ihr Vater zum Lohn für ihren Fleiß an den Sterngott Inkai verheiratete, der damals noch an derſelben Seite der Milchſtraße wohnte und viele Felder beſaß und bebauete, welche ihm reiche Ernten einbrachten. Tanabata, nachdem ſie einen ſo reichen Mann bekommen, glaubte, es ſei

nun nicht mehr nöthig, so fleißig zu arbeiten, und deshalb ließ sie den Webstuhl in Ruhe und begann mit ihrem Manne ein faules und lustiges Leben zu führen. Darüber erzürnte sich aber der große Himmelsgott gewaltig und verbannte zur Strafe für beide Tanabata's Gatten an die andre Seite des Himmelsstromes, damit sie wieder häuslich werde und den Webstuhl so fleißig rühre als früher. So viel nun auch beide Eheleute den großen Himmelsgeist anflehten, barmherzig zu sein und sein schlimmes Gebot zurückzunehmen, so ließ er sich doch nicht erweichen; es mußte bei seinem Befehle bleiben. Nur in etwas ward die Trennung gemildert, und dies bestand darin, daß an einem Tage des Jahres, und zwar am siebenten Juli, Inkai seine Gemahlin besuchen durfte. Zu diesem Zwecke wurde auf Geheiß des großen Himmelsgottes eine fliegende Brücke über den Himmelsstrom geschlagen, und auf dieser gelangte Inkai über den Fluß. Beider Gatten Geschick war damit unwiderruflich besiegelt, und sehnsüchtig erwarteten sie in jedem Jahre den siebenten Juli, an welchem Abends die Brücke erschien und Inkai fliegenden Fußes zu seiner Tanabata hinüber eilte. Doch die Stunden flogen rasch dahin, und wenn die Nacht entschwand, so nahmen beide rührenden Abschied; Inkai ging zurück, und kaum hatte er das jenseitige Ufer des Himmelsstromes betreten, so war die Brücke verschwunden.

Tanabata saß nun wieder zur Freude ihres Vaters emsig am Webstuhl, und Inkai bebauete seine Felder. Wie ehedem war Tanabata häuslich und alle lobten sie. Doch dies war nicht mehr ihr einziges Glück; sie dachte bei ihrer Arbeit nur an Inkai und zählte die Tage bis zum Wiedersehen.

Der ersehnte Tag kam freilich Jahr auf Jahr heran, doch nicht jedesmal brachte er die Zusammenkunft. Denn wenn es in der Nacht regnet und der Himmelsstrom anschwillt, so kann die Brücke nicht hinüber gelegt werden, und die Gatten müssen ein Jahr länger warten, bis sie sich wiedersehen dürfen. Das ist dann freilich eine lange traurige Zeit für Tanabata und Inkai, doch die Menschen unten auf der Erde sind keineswegs

betrübt, denn wenn es in der Nacht des ſiebenten Juli regnet, ſo ſagt man, es gebe ein fruchtbares Jahr; wenn man aber den Hin- und Hergang Inkai's beobachten kann, ſoll das Jahr ſchlecht und der Reis theuer werden.

Immer aber nehmen alle Menſchen noch heutigen Tages innigen Antheil an dem Schickſale der Tanabata und des Inkai, und beſonders bringen die jungen Mädchen und deren Mütter dieſen Gottheiten vielerlei Gelübde und Spenden dar, welche ihnen Hoffnung auf gute Ehemänner und brave Schwiegerſöhne geben.

Der Erdbebenfiſch.

In der Urzeit waren die Erdbeben in Japan noch häufiger und ſchrecklicher als jetzt. Der Grund davon iſt der, daß ein rieſiger Fiſch mit ungeheurem, breitem Kopfe, langen Bartfäden und mächtigen Floſſen, deſſen größte Kraft in ſeinem endlos langen Schweife enthalten iſt, ſich unter der Inſel befindet. Sein Kopfende liegt gen Norden, ſein Schweif reicht bis ins Herz der Inſel, bis nach Yamato, in die Nähe der großen Stadt Kioto. Das iſt denn auch der Grund, weshalb in letzterer Gegend die Erde am öfteſten erbebt, denn meiſt rührt das Ungethüm nur den Schweif.

Damit daſſelbe nicht noch größeres Unheil ſchafft, hält ein mächtiger Gott, Kaſchima, Wache und laſtet nicht nur ſelbſt auf dem Rücken des Thieres, ſondern beſchwert denſelben auch noch mit Felſen. Iſt auch dies nicht ausreichend, ſo ergreift der Gott ſein mächtiges Schwert, das er einſt in der Landſchaft Hidatſchi in die Erde ſtieß und deſſen Griff einen mächtigen Felſen bildet, den man den Kanamefelſen, den Grundpfeiler der Inſel Nippon genannt hat. Dies Schwert vermag Niemand zu heben, als Kaſchima; erfaßt er es aber, ſo ergreift Furcht den großen Erdbebenfiſch, und ohne daß Kaſchima es wirklich zu zücken braucht, beruhigt er ſich und das Erdbeben hört auf.

Die ſieben Glücksgötter.

Wohl keine der Sagen aus der Götterwelt iſt ſo eng mit dem japaniſchen Volke verwachſen, wie es die Sagen von den ſieben Glücksgöttern ſind. Dieſe Gottheiten ſpielen eine ſo große Rolle, daß ſelten ein Tag vergeht, ohne daß ſie in das Leben und Treiben des Volkes eingriffen. Ueberall ſieht man ihre Bildniſſe, an vielen Orten haben ſie Tempel oder Kapellen; von den Paläſten der Vornehmen und Reichen bis in die geringſte Hütte hinab findet ſich wenigſtens der eine oder der andere von ihnen im Bilde vertreten und bringt, ſo meint man, als guter Geiſt dem Hauſe Gedeihen und Segen. Faſt iſt es, als ob alle ſieben Glücksgötter thatſächlich unter dem Volke lebten, und eine hergebrachte Sitte iſt es, von ihnen zu ſprechen gleich als ob ſie leibhaftige Menſchen wären, welche Glück und Sorge mit uns theilen.

Freilich ſpricht man auch viel von einem Glücksſchiffe, das mit beſonderen zauberhaften Dingen beladen iſt und ebenfalls den Sterblichen Glück und Segen bringt. Dieſes Schiff — ſo erzählt man — wird durch eine ihm innewohnende Götterkraft gelenkt und kommt mit geblähtem Segel, wie von ſtarkem Winde getrieben, daher. Seine Schätze ſind ein Glücksſeckel, der nie leer wird, ein Korallenzweig, der ähnlich einer Wünſchelruthe alle verborgenen Schätze und beſonders die des Meeres finden hilft; ferner bringt das Schiff einen Schlüſſel, der alle Schlöſſer öffnet, Gewichtſtücke, deren Beſitz ſteten Gewinn bringt, Gewürznelken, welche beſtändige Geſundheit verleihen, auch wohl Edelſteine, welche Fluth und Ebbe des Meeres zu regeln vermögen, vor allen Dingen aber den unſichtbar machenden Hut und Mantel. Wer von dem Schiff und dieſen Zauberdingen in der zweiten Nacht des Jahres träumt, hat in dem Jahre ganz beſonderes Glück. So oft man aber auch von dieſem Glücksſchiff redet, und ſo feſt man an ſeine glückbringenden Zauberdinge glaubt,

ſo kann es ſich doch nicht mit den ſieben Glücksgöttern meſſen, deren Bedeutung eine weit größere iſt. Es iſt auch keineswegs jenes Glücksſchiff, in welchem — wie man dies auf vielen Abbildungen findet — die ſieben Glücksgötter oft zuſammen über das Meer fahren und ſich beluſtigen.

Dieſe ſieben fröhlichen Geſtalten ſind nun ſechs Götter und eine Göttin, und alle haben ihre beſonderen Attribute und Verrichtungen zum Heile der Menſchheit.

Zunächſt iſt unter ihnen Yebizu zu nennen — derſelbe Gott, welcher als wenig verſprechender Sohn unter dem Namen Hiruko von Iſanagi und Iſanami in einem Schifflein ausgeſetzt ward. Er ging nicht zu Grunde, ward vielmehr der Schutzpatron der Fiſcher, der guten Fang und überhaupt die tägliche Nahrung verleiht. Er iſt ein alter, würdiger Mann, der ſtets mit einem Fiſch — gewöhnlich mit einem Tai oder rothen Seebraſſen — abgebildet wird und mit Angelgeräth ausgerüſtet iſt. Yebizu leiſtete dem erſten Herrſcher Japans, Jimmu, dem Abkömmling der Sonnengöttin, ſehr gute Dienſte, als derſelbe in den noch unkultivirten Norden kam. Er brachte dem Jimmu Pfeile und gab ihm Rathſchläge, wie die Barbaren — von den Japanern Yebizu genannt — zu unterwerfen ſeien, und deshalb nennt man ihn den Yebizu-Gott und verehrt ihn zu Settſu in einem eigenen Tempel.

Der zweite aus der Schaar der ſieben Glücksgötter iſt Daikoku. Sein Name iſt dem Chineſiſchen entnommen, dennoch iſt er einer der alten japaniſchen Stammgötter, der unter der Oberleitung der großen Göttin von Inari dem Reisbau vorſteht, und daher ſitzt er auch ſtets in allen Abbildungen auf einem Reisballen, deſſen Umhüllung gar zierlich aus Stroh geflochten iſt. Auf dem Kopfe trägt der freundliche alte Herr ſtets eine flache Mütze und in der Hand ſchwingt er als Zeichen ſeiner Macht einen Hammer — das iſt das Attribut der Donnergottheiten, die hier in Japan wie überall in der Welt dem Ackerbau hold ſind. Neben dieſem Attribute aber geſellt ſich zu ihm noch die Ratte, die deshalb auch von den Japanern geehrt, ja heilig ge-

halten wird. Freilich frißt die Ratte auf den Feldern und in den Speichern die köſtlichen Reiskörner, doch ſchadet das nichts; dafür hält ſie Wache gegen alle böſen Geiſter, welche bei den Japanern Oni heißen. Einſtmals, ſo erzählt man, wollten die böſen Oni den guten Daikoku, der ihnen verhaßt war, im Schlafe überfallen und umbringen. Die treuen Ratten aber, die in großer Anzahl da waren, bemerkten ſie alſogleich und beſchützten ihren Herrn; raſch ergriffen ſie Stechpalmenblätter und hielten die Oni ſo lange fern, bis ſie den Daikoku erweckt hatten, der dann alsbald dem Spuk ein Ende machte. Seit der Zeit liebt Daikoku die Ratten ſehr, und wo er weilt und ſeinen Reichthum austheilt, da ſind auch die Ratten zahlreich vorhanden.

Der dritte der Götter iſt Hotei, ein bartloſer, alter, ſehr häßlicher Mann, der mit ſeinen langen und breiten Ohren und ſeinem dicken Bauche gar wunderlich ausſieht. Trotzdem iſt Hotei hoch verehrt im ganzen Volke; er iſt es, der Kinder und Familienglück beſchert. Da er nun ſelbſtredend beſonders den Kindern hold iſt und ihnen, wenn ſie gut und folgſam ſind, viel ſchöne Dinge bringt, ſo trägt er ſtets einen großen Sack oder ein Netz mit ſich herum und deshalb iſt er auch wohl für einen Bettelmönch gehalten. Aber dem iſt nicht ſo; er bettelt nicht, er beſchert nur und hält bei allem Segen, den er ſpendet, eine große Partie Frohſinn bereit, den er überall austheilt, wohin er kommt. Deshalb trägt er auch gewöhnlich ein kleines Muſikinſtrument oder einen Fächer in der Hand. Man verehrt ihn in vielen Tempeln, und beſonders pilgern Frauen und Mütter mit ihren Säuglingen zu ihm und beten, daß er der Familie Glück und Segen erhalten und den Kleinen, die ſeine Lieblinge ſind und immerdar bleiben, Gedeihen und Geſundheit ſpenden möge.

Jurozin iſt der vierte aus der frohen Schaar, ein kleiner, freundlicher, langbärtiger Greis mit ſchmunzelndem Antlitz. Dabei hat er aber einen ſo hohen Schädel, daß man es kaum glauben kann; derſelbe zieht ſich über den Augen ſo hoch in die Höhe, daß er halb ſo lang wird wie der ganze Mann, und daher hat

dieſer Gott ein höchſt ſonderbares Ausſehen. Er ſtammt aus dem fernen Süden und iſt über China nach Japan gekommen. Man erzählt, daß etwa vor achthundert Jahren unter den chineſiſchen Kaiſern der So- oder Sung-Dynaſtie in deren Reſidenz Nanking ein alter fröhlicher Mann lebte. Derſelbe hatte ohne den Oberkopf nur die Höhe von etwa 3 Fuß; der hohe, kahle Schädel aber, der halb ſo lang war, wie der ganze Körper, gab ſeiner Erſcheinung etwas ſehr wunderbares. Dazu kam noch ſein langer, langer Bart. So lange er nun in der Hauptſtadt lebte, ging er täglich auf den Markt und prophezeiete den Leuten mit vielem Erfolge; das Geld aber, das er dafür aufnahm, vertrank er ſtets in Reiswein oder Sake. Wenn er nun vom Sake trunken wurde, dann ſtellte er ſich zum großen Vergnügen der Umſtehenden auf ſeinen langen Kopf, war luſtig und guter Dinge und rief oft laut: „Ich bin ein heiliges Weſen, das der Menſchen Tage verlängern kann.“

Ein Tages kam ein Höfling des Weges und ſah den ſonderbaren Fremdling. Derſelbe fiel ihm auf, und ſo gut es in der Eile gehen wollte, fertigte er ein Bildnis von ihm an, das er dem Kaiſer, ſeinem Herrn, in das Gemach ſandte. Der Kaiſer, der ſich über das Conterfei ſehr ergötzte, erkundigte ſich nach dem Original, und als er von dem wunderlichen Treiben des langköpfigen alten Mannes hörte, ließ er ihn vor ſich fordern.

Als Jurozin ſich vor dem Kaiſer tief verneigt hatte, fragte ihn dieſer, wie alt er ſei und woher er komme. Jurozin aber antwortete: „Ich komme weit, weit von Süden her; aber ehe du mich weiter befragſt, kaiſerlicher Herr, bitte ich dich, mir Wein bringen zu laſſen, denn ich kann am beſten reden, wenn ich getrunken habe.“ Der Kaiſer ließ ſogleich Wein bringen, und Jurozin trank eine ſo große Menge, daß der Kaiſer ſich darob ſehr verwunderte und mit Staunen das Quantum, welches Jurozin in ſeine Kehle hinunter goß, auf den Inhalt eines mäßigen Faſſes ſchätzte. Nachdem Jurozin getrunken, nahm er eine majeſtätiſche Miene an und ſprach laut und vernehmlich: „Jedesmal, wenn

du die Fluthen des gelben Fluſſes, der hier an deinem Palaſte vorüber ſtrömt, klar erſchaueſt, wird Ueberfluß und Wohlergehn in deinen Staaten herrſchen; ein erfriſchender Wind weht durch die Welt, und leichtes Gewölk ſcheint vom Himmel.“ Und wie er das letzte Wort geſprochen hatte, war er plötzlich verſchwunden, und Niemand konnte ſagen, wohin.

Am anderen Morgen aber trat der Kronprinz, der ſich eifrig mit der Beobachtung der Sterne beſchäftigte, zu ſeinem Vater und ſprach: „Ganz unerwartet iſt geſtern der Lauf des Sternes, der langes Leben ſchenkt, mit deiner Perſon in Berührung gekommen.“ Der Kaiſer, ſehr erſtaunt, rief aus: „Nun begreife ich was geſchehen iſt — der Alte, den wir ſahen, iſt die Gottheit dieſes Sternes.“ Und nun ließ der Kaiſer nochmals nach ihm ſuchen und forſchen, aber es war vergebens. Da ergriff der Herrſcher das Bildniß des Alten und rief aus: „O Jurozin, nachdem du dich auf einen Augenblick durch irdiſchen Wein erheitert, kehrteſt du zum Himmel zurück. So oft wir des gelben Fluſſes Wellen klar dahinfluthen ſehen, wird nicht nur dein Ausſpruch wahr, ſondern auch unſer Leben wird verlängert werden, ohne daß das Alter ſeine Spuren eingräbt. Dank dir für deine Worte und deine göttlichen Gaben!“

Und ſo geſchah es, und ſo iſt es geblieben; Jurozin beſchert langes Leben und Geſundheit. Wenn er mit den anderen Glücksgöttern abgebildet wird und zwiſchen ihnen ſitzt, ſo hat er entweder den Vogel Phönix bei ſich, den man in Japan Howo nennt, und von dem man — wie allbekannt — ſagt, daß er ſich ſtets wieder verjüngt, oder den Kranich, welcher der Sage nach tauſend Jahre lebt; manchmal aber auch ruhen ſeine Füße auf der heiligen Schildkröte, welche noch viel mehr Jahre lebt und noch längeres Leben verleiht, als der Kranich.

Der fünfte Glücksgott iſt der ehrwürdige Fukurokuju. Er iſt klein, wie Jurozin, und ſtammt vom hohen Taiſangebirge in China. Er gewährt den Menſchen, die zu ihm beten, Erfolg und Gelingen ihrer Pläne; auch Weisheit verleiht er, doch dieſe

vorherrſchend dem Alter. Wenn man den Fukurokuju abgebildet ſieht, ſo iſt er ſtets von einem Hirſche begleitet, der meiſtens — als Symbol der Heiligkeit — die weiße Farbe hat.

Der ſechſte unter den Glücksgöttern iſt der kriegeriſche Biſchamon, der eine Hellebarde trägt und Kriegsruhm verleiht. Gleich andern Gottheiten der Japaner, die im Geleite des großen Buddha kamen, ſtammt auch Biſchamon aus deſſen Vaterlande Indien.

Dies iſt auch mit der Göttin Benten der Fall, die als letzte den Reigen der ſieben glückſpendenden Gottheiten ſchließt. Sie verleiht Schönheit und Liebesglück und wird faſt mehr noch als alle ihre Genoſſen verehrt. Man erzählt von ihr, ſie habe einſt unter dem Namen Bunſcho als Gattin des reichen und mächtigen Jimmiyoju auf Erden gelebt und eines Tages ſtatt eines Kindes fünfhundert Eier zur Welt gebracht. Sie war ſehr erſchrocken über den Anblick und fürchtete, irgend ein böſer Geiſt habe ihr einen Streich geſpielt. In dem Wahne, die Eier könnten nur drachenartige Weſen enthalten, ließ ſie dieſelben in einen Kaſten verpacken und in den benachbarten Strom, den Riyuſugawa, werfen. Ein Fiſcher aber, der an dem nämlichen Fluſſe wohnte, erblickte den Kaſten und zog ihn aus dem Waſſer. Als er ihn öffnete, war er über die Maſſe der Eier, die er für Hühnereier hielt, außerordentlich erfreut und legte ſie ſorgſam in warmen Sand, bis ſie nach der angemeſſenen Zeit durch die künſtliche Wärme ausgebrütet waren. Als dies aber geſchah, kamen zum Staunen des Fiſchers nicht Küchlein, ſondern lauter hübſche Knaben aus den Schalen hervor. Der arme Mann fing bald gar ſehr zu klagen an, denn es war ihm ja nicht möglich, alle die Knaben zu ernähren, und deshalb ließ er ſie, ſobald es anging, fortziehen und ſich ihr Brot bei mitleidigen Menſchen erbetteln, und wenn ſie ſolche nicht fänden, ſo ſollten ſie ſehen, durch Gewalt zu bekommen, was ihren Bitten verſagt würde. Das war ihres Pflegevaters, des Fiſchers, Rath, und damit zog die Knabenſchaar von dannen. Als ſie nun von Ort zu

Ort pilgerten, gelangten sie, ohne daß sie eine Ahnung davon hatten, zum Palast ihrer Eltern. Diese wunderten sich gar sehr über eine so große Menge stattlicher Knaben und fragten sie nach ihrer Herkunft. Da erzählte Einer der fünfhundert ihre wunderbare Geschichte, so weit sie der Fischer, der sie als Eier im Kasten aufgefunden, ihnen hatte mittheilen können. Und nun erkannte Benten, daß sie sämmtlich ihre Söhne seien, und daß sie in unbegründeter Furcht sich von ihnen getrennt und sich beinahe eines großen Verbrechens schuldig gemacht hatte; denn hätte der Fischer nicht den Kasten mit den Eiern erspäht und ans Land gezogen, so wären wohl alle die schönen Knaben zu Grunde gegangen. Dies hatten die Götter gnädig verhütet, und so war eitel Freude im Hause des Jimmiyoju. Und als die Welt von der wunderbaren Begebenheit hörte, da erkannte sie der Benten göttliche Macht und ehrte sie gleich anderen Gottheiten. Die fünfhundert schönen Knaben wuchsen zu ihrer Freude heran, und als Benten in den Himmel hinaufstieg, da zogen sie mit ihr und bildeten ihr himmlisches Gefolge.

Im ganzen großen Reiche Japan feiert das Volk mehrere Festtage, welche hauptsächlich der Göttin Benten geweiht sind. Am dritten Tage des dritten Monates feiert man das Mädchenfest, und dann opfert man ihr besondere Kuchen, welche mit Beifuß gemengt werden, weil erzählt wird, daß die fünfhundert Söhne der Benten, als sie von ihrem Pflegevater fortzogen, von ihm ebensolche Kuchen auf den Weg bekamen. Am siebenten Tage des achten Monates ist der Benten Hauptfest, das mit Gebet, Gesang und Tanz begangen wird. Die Mütter flehen zu ihr um brave Männer für ihre Töchter, und diese um baldige, glückliche Vermählung. Zahlreiche Tempel sind der Benten geweiht, und oft findet man dieselben in malerisch gelegenen Teichen, auf denen im Sommer die Lotoskelche sich wiegen; man will der Göttin, die Schönheit verleiht, sich auch dadurch dankbar beweisen, daß man ihre Wohnstätten da errichtet, wo die Natur ihre schönsten Reize entfaltet.

Dies ſind alſo die ſieben göttlichen Weſen, denen man neben dem erhabenen Buddha und der Hauptgöttin des japaniſchen Stammes, der Sonnengöttin Amaterasu, die meiſte Verehrung zollt. Während aber jene beiden höchſten Weſen mehr aus angemeſſener Ferne angebetet werden, wie es dem gläubigen, frommen Volke geziemt, ſind die ſieben Glücksgötter den Menſchen näher getreten, haben ſich gleichſam mit ihnen befreundet und theilen in enger Gemeinſchaft ihre täglichen Leiden und Freuden.

Mariſchiten.

Einſt lebte in der Provinz Yamato ein Samurai, der ſich lange Zeit vergebens bemühte, die Künſte des Fechtens zu erlernen. Und wie er nun Tag für Tag ſeine Gebete an die Götter richtete, ihm Geduld und Ausdauer zu verleihen und ihm ihre Hülfe angedeihen zu laſſen, damit ſein Wunſch endlich in Erfüllung gehen möge, da erſchien ihm eines Tages ein weißgekleideter Gott, der in jeder Hand einen Zweig des heiligen Sakakibaumes trug. Der Samurai, der ſich erſtaunt über die Erſcheinung zu Boden warf, hörte zu ſeiner großen Freude, daß ſeine frommen Gebete erhört ſeien; denn der Gott eröffnete ihm, daß er Mariſchiten heiße und gekommen ſei, den japaniſchen Kriegern das kunſtgemäße Fechten beizubringen. Der hocherfreute Samurai dankte dem Gotte Mariſchiten voll Demuth, und alſobald begann dieſer ſeine Unterweiſung. Er reichte ſeinem Schüler den einen der Sakakizweige, er ſelbſt hielt den andern in der Hand, und ſo den heiligen Zweig in der Luft ſchwingend, ging er alle Hiebe und Paraden mit dem Samurai durch, der nun mit einem Male ein guter, gewandter Fechter wurde. Noch viele andere tapfere Krieger in Japan erlernten darauf die Kunſt des Mariſchiten, und ſo iſt es gekommmen, daß dieſer Gott bei den

Japanern hoch in Ehren gehalten wird. Es heißt aber, daß wenn ein Krieger noch so geschickt in seiner Kunst ist und alle Handgriffe versteht, er dennoch nichts zu leisten vermag und keinen Ruhm erlangt, wenn er nicht an Marischiten glaubt und fromme Gebete zu ihm sendet.

Herbst und Frühling.

Zur Zeit der Regierung des japanischen Kaisers Ojin, desselben, der sich nach seinem Tode als Gott Hatschiman offenbarte, ereignete sich in Korea folgende wunderbare Begebenheit.

Ein armes, aber sehr schönes Mädchen schlief eines Tages, weil es erschöpft und müde war, um die Mittagszeit im Felde ein. Das sah von oben herab ein Himmelsgott, und da ihm das Mädchen ausnehmend gefiel, so kam er eilends herbei und machte es zu seiner Gemahlin. Das Mädchen war sehr glücklich über die hohe Ehre, die ihm zu Theil wurde, und freute sich darauf, dem Himmelsgotte ein schönes Kind zu schenken; doch als die Zeit dazu gekommen war, bekam sie statt eines Kindes einen wundervollen rothen Edelstein. Der Edelstein blieb unbeachtet liegen und wurde lange Zeit nachher von einem armen Manne gefunden, der sich sehr darüber freute und den funkelnden Stein in seine Tasche steckt. Nun geschah es aber, daß der Mann eines Tages den Feldarbeitern, die es sich sauer werden ließen und im Schweiße ihres Angesichtes unter den glühenden Sonnenstrahlen ihr Tagewerk verrichteten, das Essen ins Feld hinauszubringen versprochen hatte. Und um die Eßgeräthe und die mit Reis und allerlei anderen Speisen gefüllten Gefäße rascher und besser fortzubringen, nahm er eine Kuh, die er mit den Kübeln bepackte. So zog er nichts böses ahnend dahin,

als ihm plötzlich der Kronprinz Amanohiboko begegnete. Dieſer glaubte, als er den Mann mit der Kuh ſah, derſelbe wolle die Kuh ſchlachten, und da dies gottlos und ſtreng verboten war, ſo wurde Amanohiboko zornig und ſchmähte den armen Mann mit vielen böſen Worten. Der Mann, welcher ſich ſo gut es ging vertheidigte und hoch und theuer verſicherte, daß es ihm gar nicht in den Sinn käme, die Kuh zu ſchlachten, fand kein Gehör, und um den Kronprinzen zu beſänftigen und zu erweichen, damit er ungehindert weiter ziehen könne, löſte er ſich endlich mit dem ſchönen rothen Edelſteine aus, den er dem Kronprinzen darbot. Amanohiboko, der ganz erſtaunt über den Glanz des Steines war, ließ nun den armen Mann ſeines Weges ziehen und ging voll Freude über ſeinen Beſitz nach Hauſe. Doch kaum war er dort angelangt und zog den Stein hervor, ſo verwandelte ſich derſelbe in eine ſchöne, junge Göttin. Der Prinz war durchaus nicht böſe, als er dies Wunder ſah. Er hatte auch alle Urſache, ſich zu freuen, denn als er, von Liebe ergriffen, die ſchöne Göttin geheiratet hatte, was natürlich alſobald geſchah, da umgab ſie ihn mit ſo viel zarter Sorgfalt und Liebenswürdigkeit, daß es unmöglich wäre, das alles herzuzählen. Auch pflegte ſie ihn mit ganz ungewöhnlichen, auserleſenen Speiſen, die nur ſie zu bereiten verſtand, mit wundervollen Leckerbiſſen, an denen der Prinz ſeine Zunge und ſeinen Gaumen labte. Doch kaum waren einige Monde verſtrichen, ſo wurde der Prinz übermüthig und ſtolz; er begann auf ſeine liebenswürdige Gemahlin mit Verachtung hinabzuſehen und behandelte ſie ſehr ſchlecht. Statt ihr dankbar für alle ihre Liebe und ihre Wohlthaten zu ſein, hatte er nur Schmähreden für ſie. Natürlich konnte die Göttin ſich eine ſolche Behandlung nicht gefallen laſſen; ſie ſagte, er ſei nicht werth, ſie zur Gemahlin zu haben, und deshalb wolle ſie nicht bei ihm bleiben, ſondern zu ihrem Vater ziehen.

Amanohiboko kehrte ſich indeſſen nicht daran und glaubte nicht, daß ſie die Drohung jemals ausführen würde. Seine

Frau aber, die junge ſchöne Göttin, machte ſie wahr; ſie ſchiffte ſich heimlich ein und floh nach Japan, wo ſie auch glücklich in Naniwa — demſelben Hafen, den man jetzt Oſaka nennt — landete und noch heutigen Tages als Akaruhime, die lichte Göttin, verehrt wird.

Der Prinz Amanohiboko ward ſehr zornig, als er hörte, daß ſeine Gemahlin fort ſei. Er ſetzte ihr nach und kam ebenfalls vor Naniwa an, vermochte aber, gehindert durch der Götter Macht, welche ſeine Reiſe nicht billigten, durchaus nicht in den Hafen einzulaufen. Und ſo wie er nun ſah, daß ſeine junge Gemahlin für ihn verloren war, gab er ſich vorläufig zufrieden und lenkte ſein Schiff nach dem Norduſer Japans, nach Tajima, wo er denn auch freundlich aufgenommen wurde und ſeine Schätze auspackte, welche ihm großes Anſehen verſchafften. Es waren koſtbare Zauberdinge, darunter Gürtel und Spiegel, mit deren Hülfe man Wetter und Wellen regieren kann. Auch köſtliche Perlenſtränge waren darunter, welche von den Einwohnern ſehr bewundert wurden. So blieb denn Amanohiboko dort und wurde der Stammvater edler Geſchlechter.

Unter ſeinen Kindeskindern befand ſich auch eine ſo ſchöne Prinzeſſin, daß nach und nach achtzig Götter, die von ihrer Schönheit Kunde erhielten, kamen und um ihre Hand warben. Doch der Prinzeſſin gefiel kein einziger von ihnen, und ſo mußten ſie alle unverrichteter Sache heimziehen. Endlich nahten ſich zwei Brüder der Prinzeſſin und baten um ihren Beſitz. Der eine von ihnen war der junge Herbſtgott und der andere war der junge Frühlingsgott. Der junge Herbſtgott, der ältere von beiden, hatte natürlich den Vorrang und durfte ſich zuerſt um die ſchöne Prinzeſſin bewerben. Dieſe aber verwarf ihn ſo gut als alle, die vor ihm dageweſen waren, und ſo ging er betrübt zu ſeinem Bruder und klagte ihm ſein Leid. „Dir wird es nicht beſſer ergehen,“ ſprach er zu dieſem, „ſie wird auch dich nicht zu Gnaden annehmen!“ Allein der Frühlingsgott hatte ſo guten Muth, daß er mit ſeinem Bruder eine Wette einging,

welche dieſer ihm vorſchlug. Es handelte ſich dabei um ein großes Faß Reiswein, das der Frühlingsgott hergeben ſollte, wenn die Prinzeſſin die Werbung ausſchlug; wurde ſie aber von ihr angenommen, ſo mußte der Herbſtgott das Faß hergeben.

Nun ging der Frühlingsgott zu ſeiner Mutter und erzählte ihr alles. „Ich will dir helfen," ſprach ſie, „und machen, daß du die Hand der Prinzeſſin erringſt." Darauf ſetzte ſie ſich hin und nähte in einer einzigen Nacht ihrem Sohne ein Gewand nebſt Hoſen, Strümpfen und Sandalen aus den Zweigen und Ranken der prachtvoll blühenden Fujipflanze, das iſt die Glycine oder Wiſtarie. Auch Bogen und Pfeile ſtellte ſie aus derſelben Pflanze her, und ſo ausgerüſtet, nahm der jüngere der beiden Brüder ſeinen Weg zu der Prinzeſſin. Als er aber bei ihr eintrat, da war er ganz und gar mit den köſtlichen Fujiblüthen übergoſſen, die allüberall an ſeinem Gewande, ja ſelbſt an Bogen und Pfeilen knospeten und ihre Pracht entfalteten. Wie ſtaunte die Prinzeſſin über den herrlichen Anblick! Mit tauſend Freuden hieß ſie dieſen Jüngling willkommen und erkor ſich ihn ſogleich zum Gemahl.

Der ältere Bruder aber, der Herbſtgott, ergrimmte, als er vernahm, wie die Sache verlaufen war, und weigerte ſich, ſeine Wette zu bezahlen; der Frühlingsgott, der dies ſehr unanſtändig fand, beklagte ſich darüber bei ſeiner Mutter. Dieſe zürnte darüber, daß ein Gott ſein Wort ebenſo leichtſinnig brechen könne wie ein gemeiner Sterblicher, ſo gewaltig, daß ſie einen ſchweren Fluch gegen ihren älteſten Sohn ausſprach. Sie that Steine und Salz in einen hohlen Bambusſtab, umwickelte ihn mit Bambusblättern und hängte ihn mit den Worten in den Rauch: „Wie die Blätter ſich verfärben und verdorren, ſo verdorre auch du; wie das Salz im Meere fluthet und ebbet, ſo fluthe und ebbe auch du; wie dieſe Steine unterſinken, ſo geh auch du zu Grunde!" Und wie der ſchreckliche Spruch geſprochen war, ging alles in Erfüllung; der Herbſtgott fing an, zu verdorren, und lag krank und ſchwach auf ſeinem Lager acht Jahre lang.

Vergebens war all ſein Flehen, bis jene Zeit verſtrichen. Erſt da erweichte er durch ſeine beſtändigen Klagen das Herz der Mutter, und als er nun gelobt, ſein Unrecht wieder gut zu machen, und als ſie ſah, daß er daſſelbe von Herzen bereuete, da verkehrte ſie den böſen Fluch in Segen; ihr Sohn, der Herbſtgott, genaß zu neuem Leben und ward geſund und froh wie zuvor.

Die Gottheiten der Lutſchu-Inſulaner.

Auf den Lutſchu-Inſeln erzählt man, daß ein Gott und eine Göttin, mit Namen Amamikiu und Schinerikiu, vom Himmel herab auf die Inſel Amami-Oſchima fielen, welche von dem Gotte ihren Namen erhielt. Sie zogen aber von dort weiter nach Süden und ließen ſich auf der größten der Lutſchu-Inſeln, Okinawa, nieder und wurden dort in beſonderen Tempeln bis in die neueſte Zeit verehrt. Sie lehrten die Menſchen Geſittung und mancherlei Künſte; auch ſollen ſie Hirſe und Reis als Geſchenke des Himmels mitgebracht haben.

Die Stammmutter der Ainos.

Einſt lebte ein König in der Nähe des großen Meeres und beherrſchte dort ein mächtiges Reich. Er hatte drei ſchöne Töchter, auf die er ſehr ſtolz war; die jüngſte aber war die allerſchönſte, und wie der König dies ſah, verliebte er ſich in ſie und beſchloß, ſie zu heiraten. Die junge Prinzeſſin aber, die ein frommes Gemüh hatte und viel Tugenden beſaß, war über die Maßen erſchrocken, als ſie den Willen ihres königlichen Vaters vernahm. Tag und Nacht betete ſie zu den Göttern, daß ſie ihr Hülfe ſenden und ſie aus dieſer Noth erretten möchten. Die Götter erhörten auch ihr frommes Flehen und machten ſie häßlich; ihr Körper ward über und über mit Haaren bedeckt,

und ſie ward dadurch ſehr entſtellt. Der König, als er nun ſeine Tochter erblickte und gewahrte, wie ſie verunſtaltet war, gerieth in großen Zorn; er ſagte, ſie ſei eine Zauberin und befahl, man ſolle ſie umbringen.

Die junge Königstochter aber, als ſie hörte, wie hart ihr Schickſal ſein ſollte, und wie ihr eigener Vater Schmach und Tod über ſie verhängte, floh in der Nacht, nur mit wenigen Kleidern und Lebensmitteln verſehen, an die Küſte. Dort hoffte ſie mitleidige Schiffer zu finden, welche ſie mit auf die See nehmen würden. Doch als ſie an den Strand kam, da ſah ſie weit und breit keinen Fiſcher oder Seefahrer; alles war ſtill umher, und die Kähne, welche ſie erblickte, waren alle am Ufer feſtgekettet. Traurig ging ſie weiter; als ſie aber zagend über die Waſſerfläche hinblickte, ſah ſie plötzlich dicht vor ſich, nahe am Lande, einen einzigen Kahn, der nicht feſtgebunden war; raſch ſtieg ſie in denſelben hinein, denn am Ufer ward es ihr immer unheimlicher; und als ſie ihre wenigen Habſeligkeiten in Sicherheit gebracht hatte und ſchon im Begriffe war, vom Lande abzuſtoßen, war ſie ſehr verwundert über einen weißen Hund, den ſie allerdings wohl im Kahne bemerkt aber nicht weiter beachtet hatte, da die Angſt um ihr Leben ſie zur Eile trieb. Jetzt glaubte ſie, der Hund werde ans Ufer zurückſpringen, allein ſie irrte ſich — er blieb ruhig neben ihr ſitzen, blinzelte zutraulich mit den Augen und zeigte ihr ein ſchönes, breites Segel, das im Kahne verborgen lag. Als ſie das Segel hervorgelangt, war der Hund ihr behülflich, es aufzuziehen, und da ein günſtiger Wind daſſelbe blähete, ſo kamen ſie bald weit aufs offene Meer, und als der Morgen grauete, konnte man ſie vom Lande aus nicht mehr bemerken. Es dauerte jedoch einige Tage, bevor ſie wieder Land erblickten. Sie gelangten an eine felſige Küſte; aber dahinter winkte eine ſehr ſchöne, grüne Inſel, und die Prinzeſſin beſchloß ſofort, hier zu landen. Es war die nachmalige Inſel Yeſſo, welche ſie mit dem treuen Hunde betrat. Sie nahm ihre Vorräthe zu ſich und zog damit in eine Höhle, welche vor Regen

und Wind wohl geſchützt war. Hier, in der kleinen, dunklen unterirdiſchen Wohnung lebte ſie nun gar kümmerlich und beklagte ihr trauriges Geſchick. Die Götter, welche der armen Königstochter wohlgeſinnt waren, hatten ihr freilich während der Seefahrt ihre frühere Schönheit wieder gegeben; aber was nützte ihr hier die Wohlgeſtalt in der Einſamkeit, in der ſie nicht einmal ſo viel hatte, um vollſtändig ihren Hunger zu ſtillen? Ach, die Einöde war gar zu ſchauerlich, die Inſel gänzlich unbewohnt! Der Hund aber, der den Kummer der Prinzeſſin gewahrte, ſuchte ſie ſchmeichelnd zu tröſten, und eines Tages brachte er ihr, als ſie ſchon verzweifeln wollte und vermeinte, Hungers ſterben zu müſſen — denn ihre Vorräthe gingen zu Neige —, einen ſchönen, großen Fiſch. Die Prinzeſſin freute ſich herzlich dieſer Ueberraſchung, und nun brachte der Hund ihr allerlei Lebensmittel, wie man ſie zur täglichen Nahrung gebraucht. Bald war es abermals ein Fiſch, bald waren es wohlſchmeckende Muſcheln und Krebſe, bald Früchte und Kräuter aller Art, bald gar ein Hirſchkalb oder anderes mehr. Mit Hülfe des dürren Holzes, das man durch Reibung in Brand ſetzen konnte, vermochte ſie alle Mahlzeiten gut zuzubereiten, und friedlich neben einander ſitzend verzehrten beide, der Hund und die Prinzeſſin, die wohlſchmeckenden Speiſen.

Dennoch kehrte die Betrübniß der Prinzeſſin immer wieder zurück; ſie ward ſchwermüthig und klagte mit bitteren Thränen die Menſchen der Härte und Ungerechtigkeit an, die ſelbſt das Thier fühle und wieder gut zu machen ſtrebe. Der Hund, ihr treuer Gefährte, ſaß ſtill neben ihr und ſchien mit ihr zu klagen. Doch eines Tages, da ſie abermals jammerte und klagte, da ſollte wiederum der Hund ihr Tröſter werden; er ſchien ihr Leid nicht mehr anſehen zu können und gab ſich endlich der Prinzeſſin zu erkennen. Denn er war kein Hund, ſondern ein herrlicher, junger Gott, der die Tugend und Standhaftigkeit der Prinzeſſin bewundert hatte und ihr zum Beiſtand und zur Rettung herbeigeeilt war. Die Prinzeſſin war nun ganz ge-

tröſtet und dankte den Göttern in frommen Gebeten für das unverhoffte Glück und die wunderbare Löſung ihres Geſchickes. Beide, der Gott und die Prinzeſſin, heirateten ſich nun und lebten auf der gaſtlichen, ſchönen Inſel, die mit Lebensmitteln überreich verſehen war, immer glücklicher und führten ein frohes, ungetrübtes Leben. Sie bekamen auch viele kräftige und ſchöne Kinder, die wohlerzogen und fromm ihr Glück erhöheten. Dieſe Kinder waren auch ſo geſchickt wie ihre Eltern und halfen den Wohlſtand mehren, denn ſie gingen nicht allein mit ihrem Vater auf die Jagd und brachten reiche Beute heim, ſondern ſie bauten auch feſte Kähne und richteten Bogen und Pfeile her, die ſie gar zierlich mit Schnitzwerk verſahen. Sie waren ſtark von Gliederbau, kühn auf der Jagd, muthig in allen Gefahren, und zum Andenken an das Haarkleid, das ihre Eltern beide vordem getragen, hatten die Männer herrliche, lange Bärte und alle Männer und Frauen ſchönes und dichtes, lockiges, ſchwarzes Haupthaar. Und wie ſie geſchickt und anſtellig bei jeder Sache waren, ſo verfertigten ſie auch bald ſchöne Gewänder aus Fellen und Leder oder auch aus der feſten Borke eines Waldbaumes, die ſie zu Fäden verarbeiteten, und aus verſchiedenen anderen Pflanzenfaſern, die ſie ſuchten und überall im Walde zu finden wußten. So entſtanden die Ainos, ein tapferes, arbeitſames und tugendhaftes Volk, das ſich bald über die ganze Inſel verbreitete. Manche zogen auch nach den zunächſt liegenden Inſeln hinüber und Andere erklommen ſteile Berge und kämpften dort mit den Bären. Die Bärengötter aber liebten dies Volk und gingen oft eheliche Verbindungen mit ihm ein, und die Söhne, welche aus dieſen Verbindungen hervorgingen, wohnen als Gottheiten in den Urwäldern und zwiſchen den Klippen der Gebirge. Sie lenken die Geſchicke ihrer Brüder, welche noch jetzt die Inſel Yeſſo und die Felſenriffe im Nordoſten, ſowie den zunächſt liegenden Theil der Inſel Sachalien bewohnen. Alle aber ſind Fiſcher und Jäger, wie es ſonſt keine giebt, und bis zum heutigen Tage ſind ſie fromme, tugendhafte Verehrer der Götter.

Heldensagen

Jimmu Tenno, der erste Kaiser von Japan.

Der einzige Sohn des Hohodemi, der Prinz vom unfertigen Taucherfederdache, von dessen wunderbarer Geburt die Götter=sage berichtet, war bereits, gleich seinen Vorfahren, zum Himmel aufgestiegen, und noch immer war der Wunsch der Amaterasu, daß ihre Nachkommen ganz Japan beherrschen sollten, nicht in Er=füllung gegangen. Da verlieh sie zweien der Söhne jenes Prinzen Kraft und Muth zu der Ausführung des glorreichen Werkes, ganz Japan zu erobern, nämlich dem ältesten und dem jüngsten; die anderen beiden zogen es vor, der eine auf die glückseligen Inseln des ewigen Lebens, der andere ins Meer, zu seinen Ver=wandten mütterlicher Seits, sich zurückzuziehen. Der älteste jener beiden Prinzen, welche bald nach ihres Vaters Tode dessen Residenz in Hiuga und die Insel Kiuschiu verließen, um auf der größeren Insel Nippon sich als Herrscher niederzulassen, hieß Isetsu, der jüngere aber ward nachmals Jimmu Tenno genannt und genießt unter diesem Namen bis zum heutigen Tage göttliche Ehren in Japan.

Es währte indessen Jahre lang, ehe die beiden Brüder, welche stets in Eintracht und treuer Gemeinschaft handelten, alle Landstrecken bis zu dem Binnenmeere, welches sich zwischen den

einzelnen Inseln Japans ausbreitet, unterworfen hatten und zu Schiffe nach der Hauptinsel, in die Gegend um Osaka, überfahren konnten. Auf dieser Schifffahrt erwuchsen ihnen ebenfalls mancherlei Gefahren durch die Strömungen und Wirbel in den Meerengen; allein sie fanden dort unerwartete Hülfe durch einen wildaussehenden, bärtigen Meeresgott, der mitten in der See auf dem Rücken einer großen Schildkröte stand und nach Fischen angelte. Sie grüßten den Meeresgott und baten ihn um Auskunft, und als er in den beiden Prinzen die Nachkommen der Amaterasu erkannte, war er gern bereit, ihnen beizustehen. Hoch erfreut darüber, lenkten die Prinzen ihr Schiff dicht an ihn heran, und an einer zu ihm herabgelassenen Stange erklomm der Meeresgott das Schiff und diente als sicherer Führer auf den wilden Meerespfaden.

So gelang es Isetsu und Jimmu, auf der Hauptinsel Nippon zu landen. Damit war indessen ihre Herrschaft keineswegs begründet; überall erhoben sich Gegner, und bald zog von Osten her ein gewaltiges feindliches Heer heran, an dessen Spitze der mächtige Fürst Nagasune von Tomi stand. Die beiden Brüder beschlossen, ihm schleunigst entgegen zu ziehen; sie schifften ihre Streitkräfte ein und fuhren bis Kusaka. Hier landeten sie und lieferten dem Nagasune eine große, blutige Schlacht. Aber sie vermochten den Sieg nicht zu erstreiten und mußten froh sein eben nur das Schlachtfeld behaupten zu können. Zudem war der ältere der beiden Prinzen, Isetsu, durch einen Pfeilschuß des Nagasune schwer an der Hand verletzt; von Schmerzen gequält, beklagte er sein Schicksal, das er noch dazu selbst verschuldet zu haben glaubte. Als nämlich die Schlacht geliefert wurde, stand er im Westen, der Feind im Osten; in Folge davon hatte er seine Waffen gegen seine Ahnfrau, die Sonnengöttin, schwingen müssen und damit die Ehrfurcht gegen sie verletzt. Er war indessen keineswegs entmuthigt, sondern entwarf den Plan eines Angriffes von einer anderen Seite her, als ihn in Folge seiner Verwundung der Tod ereilte. Er starb in den Armen seines

Bruders, den er zur Ausdauer und zur Fortsetzung des Kampfes ermahnte.

Nun war Jimmu der einzige Nachkomme der Amaterasu, auf welchem ihre Hoffnung noch beruhete, und so hielt die Sonnengöttin mit dem großen Himmelsgeiste Rath, wie ihm Beistand geleistet werden könnte. Beide Gottheiten kamen überein, den Donnergott Takamikadzutschi, der vor Zeiten bereits für Ninigi das Land unterworfen hatte, zur Erde hinabzusenden; der Donnergott aber meinte, sein Schwert, daß er dem Jimmu senden wolle, würde genügen, um diesen aus allen Fährlichkeiten zu erlösen und zum Herrscher Japans zu machen. Er wählte zu seinem Sendboten einen frommen Mann, einen der angesehensten Einwohner der Gegend, in welche Jimmu mit seinen Streitern gezogen war, Namens Takakura. Diesem erschien er im Traume und befahl demselben, das heilige kreuzförmige Schwert, welches er zu diesem Behufe durch das Dach in Takakuras Vorrathshaus schleudern würde, an sich zu nehmen und dem Jimmu zu überbringen. So geschah es denn auch; als Takakura am Morgen erwachte, fand er an der angezeigten Stelle des Donnergottes Schwert und machte sich mit demselben schleunig auf den Weg zu Jimmu's Lager.

Es war höchste Zeit, daß er dort Hülfe brachte. Wilde, unbändige Berggeister hatten sich gegen den Enkel der Sonnengöttin verschworen; ihr Herrscher war demselben in Gestalt eines gewaltigen Bären erschienen, und durch dessen Hauch war das ganze Heer in eine Betäubung gesunken. Selbst Jimmu konnte sich derselben nicht ganz erwehren; seine Kräfte schwanden, er sank zu Boden. Da trat Takakura, als eben der Tag angebrochen, mit dem heiligen Schwerte an ihn heran. Jimmu ergriff es, und sofort vermochte er aufzustehen. Er schwang die Waffe mächtig gegen die bösen Geister, die ihn schon als ihre Beute ansahen und umschwirrten. Zerstückt fielen sie zu Boden; das Heer aber erhob sich nun augenblicklich wie neubelebt aus seiner Betäubung, und verwundert fragten sich die Krieger, wie lange sie geschlafen hätten.

Um aber Jimmu vor ferneren Unfällen zu bewahren, ſandte der große Himmelsgeiſt ihm einen wunderbaren, acht Fuß hohen Raben als Wegweiſer und ordnete an, daß Jimmu nur dorthin ſich wenden ſolle, wohin ihm der Rabe voranflöge. Und dieſer göttliche Rabe bewährte ſich bei allen ferneren Kriegszügen; das Heer folgte ihm mit Vertrauen, und ſo zog der Sieg mit Jimmu's Fahnen.

Zunächſt ging es nach allen Seiten hin durch die Provinz Yamato. Alle Gutgeſinnten unterwarfen ſich; auch die Landesgottheiten ehrten den Willen der Himmelsgötter und zogen aus Wäldern und Geklüft, aus Sumpf und Teich herbei, um ihre Ergebenheit zu bekunden. Es waren abenteuerliche Geſtalten, geſchwänzt und wüſten Ausſehens; allein ihre Gemüthsart war treu; ſie huldigten ohne Arg und Tücke dem Enkel der Sonnengöttin und wurden ſammt ihren Nachkommen gehorſame Unterthanen des Kaiſerhauſes.

Zwar gab es hie und da auch Rebellen und böſe Geiſter, die zu bekriegen waren. In Uda herrſchte ein Brüderpaar; der ältere war tückiſch und grauſam, der jüngere brav und gut. Trotz aller wohlgemeinten Abmahnungen dieſes jüngeren Bruders empfing er den Raben, welcher Jimmu's Heere voranflog, mit Pfeilſchüſſen und rüſtete ſich zu hartnäckiger Gegenwehr. Als er aber Jimmu's Streitmacht ſah, verließ ihn der Muth: er ſchickte eine Geſandtſchaft, welche für ihn um Verzeihung bat und Gehorſam angelobte. Allein er heuchelte dieſe Unterwürfigkeit nur, um durch Hinterliſt zu erreichen, was ihm durch Waffengewalt zu erſtreiten unmöglich war. Er bauete einen neuen Palaſt und ließ Jimmu einladen, dort ſein Gaſt zu ſein; er habe, ſo ließ er ſagen, dies Haus eigens erbaut, um den Herrſcher des Landes würdig empfangen zu können. Dicht hinter der Schwelle dieſes Hauſes hatte er aber eine Fallgrube angelegt, deren Boden mit Lanzenſpitzen und Schwertern beſetzt war: wenn nun Jimmu allen voran das Haus beträte, ſo würde derſelbe — ſo meinte der Verräther — in dieſer Grube un-

fehlbar den Tod finden. Der jüngere Bruder aber wollte keinen Antheil an dieſer Schandthat haben; deshalb ſandte er ſeinerſeits eine Botſchaft an Jimmu, durch welche dieſer gewarnt wurde. Jimmu kam daher nicht ſelber, ſondern ſchickte zwei ſeiner tapferſten Krieger aus, um der Sache auf den Grund zu kommen. Dieſe fanden bald, daß es mit dem neuen Palaſte nicht richtig war; ſie jagten deshalb mit Drohungen und Pfeilſchüſſen den älteren der beiden Brüder in das Haus hinein, ſo daß er in ſeine eigene Falle ſtürzte. Arg verletzt, ſchrie er um Hülfe, die beiden Krieger Jimmu's aber zogen ihn heraus und hieben ihn in Stücke. Der jüngere Bruder ward zum Lohn für ſeine Treue mit hohen Ehren bedacht und empfing eine große Herrſchaft zu erblichem Lehn.

Ein anderes ſehr gefährliches Abenteuer hatte Jimmu mit ſeinem Heer in einer Einöde zu beſtehen, welche von ſehr grauſamen, gewaltig großen und ſtarken Dämonen bewohnt war, die ſich Erdſpinnen nannten und in Höhlen und Erdlöchern wohnten. Sie trugen Schwänze und hatten ein abſcheuliches Ausſehen, das ihre Gemüthsart deutlich bekundete. Jimmu beſchloß, Liſt gegen ſie anzuwenden. Er ließ ein reiches Mahl herrichten und bewirthete die Unholde mit ſoviel Sake*), als ſie irgend verſchlingen konnten. Zugleich hatte er Sorge getragen, daß jedem von ihnen ein verkleideter Krieger zur Bedienung beigegeben war. Während nun die wilden Geſchöpfe nach Herzensluſt zechten, gab er ſelbſt ihnen einen Geſang zum beſten. Allein durch die Worte, die er ſang, gab er ſeinen Kriegern ein Zeichen, und ſo erlagen die gewaltigen Dämonen, achtzig an der Zahl, in einem Augenblicke ſämmtlich den Schwerthieben der Krieger Jimmu's.

Erſt nachdem alle dieſe Abenteuer glücklich beſtanden und die Landſchaft Yamato gänzlich unter die Botmäßigkeit Jimmu's gebracht war, gelang es dieſem, ſeines Bruders Tod zu rächen. Man ſchlug, durch den früheren Mißerfolg gewarnt, einen anderen

*) Reiswein.

Weg ein und griff, um nicht abermals beim Kampfe der Sonne gegenüber zu ſtehen, die Streitmacht des Nagaſune mittels einer Umgehung an. Diesmal ward denn auch die feindliche Macht in glorreicher Schlacht vernichtet; alle Häupter derſelben fielen, zuletzt Nagaſune ſelber.

Hiernach erloſch jedweder Widerſtand nicht nur in Yamato, ſondern auch in allen benachbarten Landſchaften, und Jimmu ſchlug ſeinen Thron inmitten jener Provinz auf. Noch fünfundſiebenzig Jahre, ſo ſagt man, herrſchte er über das japaniſche Reich, deſſen Kaiſerthron er im Jahre 660 vor Chriſti Geburt gegründet hatte. Von dieſem Jahre hebt daher die Geſchichte und die Zeitrechnung der Japaner an.

Jimmu's Söhne.

Als Kaiſer Jimmu ſeine ruhmvolle Laufbahn auf Erden beendet hatte und in den Himmelsgefilden göttlicher Ehren theilhaftig ward, überlebten ihn vier Söhne. Drei dieſer Söhne hatte ihm die Kaiſerin, ſeine Gemahlin, geſchenkt, während der vierte, der älteſte von allen, eine andere Mutter hatte. Dieſer bekam als Erbtheil von ſeinem kaiſerlichen Vater nur eine kleine Provinz, mit der er ſich begnügen ſollte, während die anderen drei das große, herrliche Kaiſerreich erben ſollten.

Tagiſchimimi, ſo hieß der Enterbte, war indeß keineswegs gewillt, ſich in ſein Schickſal zu fügen, und da er wohl einſah, daß er geradezu gegen den Willen ſeines kaiſerlichen Vaters nichts ausrichten konnte, ſo nahm er zu Tücke und Hinterliſt ſeine Zuflucht. Mit freundlich geſchmeidigem Weſen wußte er die Kaiſerin Wittwe ſo zu umgarnen, daß ſie einwilligte, ſeine Gemahlin zu werden. Kaum war dies geſchehen, ſo verſuchte er feſten Fuß auf dem Herrſcherthron zu faſſen, indem er ſeine drei Brüder tödtete.

Nur zu bald merkte die frühere Kaiserin, was Tagischimimi im Schilde führte. Sie war untröstlich, ihre Söhne nicht warnen zu können, denn Tagischimimi achtete gar sehr auf alle ihre Handlungen, und Lauscher horchten auf das geringfügigste ihrer Gespräche. Deshalb sang sie eines Tages bei offener Thür ein Lied, das ihre Söhne, welche sie in der Nähe wußte, wohl verstehen konnten, während allen Uebrigen die Worte harmlos erschienen. In diesem Liede warnte sie ihre Söhne und machte sie mit einer nahen, drohenden Gefahr bekannt.

Als die Prinzen dies hörten und sofort einsahen, wie ruchlos ihr Bruder gegen den Willen des verstorbenen Kaisers, ihres gemeinsamen Vaters, zu handeln beabsichtigte, beriethen sie augenblicklich, was zu thun sei, und kamen schon nach kurzer Ueberlegung zu dem Entschlusse, ihren Bruder, den schlimmsten Feind, den den sie auf Erden hatten, zu tödten. Und zwar mußte dieser Entschluß alsogleich ausgeführt werden, wollten sie nicht selber dem Falschen zum Opfer fallen.

Bescheidentlich reichte der jüngste seinem ältesten Bruder das Schwert und bat ihn, unverzüglich die rettende That zu vollführen, denn er, als jüngster Bruder, wolle den älteren Brüdern nicht vorgreifen. Der älteste aber lehnte das ab, er wies das allzugroße Wagniß von sich und wollte nichts damit zu schaffen haben. Der zweite nahm das Schwert und ging in das Zimmer Tagischimimi's, doch kaum hatte er die Schwelle überschritten und seinen Gegner erblickt, da erzitterten seine Hände und Knie, und obwohl er Tagischimimi allein fand, fehlte ihm dennoch der Muth, ihn anzugreifen. Zaghaft kehrte er um und erklärte sich außer Stande, das Werk zu vollbringen. Da trat der jüngste, Suizei, vor und erbat sich das Schwert; unverzagt und muthig trat er bei Tagischimimi ein, und im nächsten Augenblicke lag derselbe erschlagen zu seinen Füßen.

Als die That vollbracht war, da verwunderten sich seine Brüder und sahen ein, wie hoch er über ihnen stand. Deshalb sprach der zweite: „Du allein bist fähig und würdig, das Reich

zu beherrſchen: ich könnte nimmermehr dein Gebieter ſein, und deshalb bin ich bereit, in den Prieſterſtand zu treten und dir treu zu dienen.“ Und ſo kam es, daß Jimmu's jüngſter Sohn, der Kaiſer Suizei, den Thron Japans beſtieg und auf ſeine Nachkommen vererbte.

Kaiſer Suinin.

Unter den älteſten Nachfolgern des Kaiſers Jimmu und ſeines Sohnes gedieh das japaniſche Reich unter dem Schutze der Himmelsgötter mehr und mehr, und friedlich und ohne Störung erbte jedesmal der Sohn den Thron des Vaters. Der Herrſcherſitz fand ſeine bleibende Stätte in der ſchönen Stadt Kioto; die Weisheit, Kraft und Milde der Regenten verſchaffte allen getreuen, friedliebenden Unterthanen Wohlſtand, die Künſte des Friedens blüheten, und wenn in entfernteren Gegenden ſich Widerſacher erhoben, ſo wurden ſie mit göttlicher Hülfe ſtets raſch beſiegt und vernichtet. Ganz beſonders aber rühmen die alten Chroniſten den zehnten der Herrſcherreihe, Sujin, als weiſen Geſetzgeber und milden Regenten, und nicht minder ſeinen Sohn Suinin, der als ſein würdiger Nachfolger den Thron beſtieg.

Dieſer hatte jedoch gleich nach dem Ableben ſeines Vaters mit großen Gefahren zu kämpfen, bevor er ſich in Ruhe ſeiner Herrſchaft freuen konnte. Er hatte nämlich eine ſeiner Baſen, die wunderſchöne Prinzeſſin Sahobime, geheiratet und war ihr in inniger Liebe zugethan. Der Bruder der Kaiſerin aber, Sahobiko, hielt als leiblicher Vetter des Herrſchers ſich für ebenſo berechtigt, auf dem Throne zu ſitzen, und ſein maßloſer Ehrgeiz verleitete ihn, dem Kaiſer Suinin nach dem Leben zu trachten. Die Kaiſerin ſelbſt, ſeine Schweſter, erſah er zum Werkzeuge

ſeiner ruchloſen Pläne und fragte ſie einſtmals ganz unerwartet: „Wen liebſt du mehr, deinen Bruder oder deinen Gemahl?“ Und als ſie ihm erwiderte: „meinen Bruder,“ da fuhr er fort: „Wenn das wahr iſt, ſo hilf mir, Kaiſer zu werden!“ Er reichte ihr einen koſtbaren, ſcharfgeſchliffenen Dolch und wies ſie an, dem Kaiſer, wenn er ſchliefe, mit dieſem Dolche den Hals zu durchſchneiden.

Nichts ahnend lag ihr Gatte bald darauf im Schlafe, und ſein Haupt ruhete auf den Knien ſeiner Gemahlin. Da zog ſie den Dolch, um das Bubenſtück zu verüben; allein Reue ergriff ſie, und dreimal entſank ihr die Waffe, die ſie ſchon zum Mordſtreich erhoben; heiße Thränen quollen ihr aus den Augen und fielen auf Suinin's Geſicht. Dieſer fuhr aus dem Schlaf empor und fragte, was es denn gäbe. „Ich hatte einen ſonderbaren Traum,“ fügte er hinzu. „Ein heftiges Regenwetter kam gegen mich heran, gerade aus der Gegend von Saho, deiner Heimat, und benetzte mein Geſicht. Zugleich aber kroch eine kleine bunte Schlange aus meinem Gewande hervor und ringelte ſich um meinen Hals. Was mag der Traum wohl bedeuten?“ Da ſah die Kaiſerin, daß die Götter ihrem Gemahle ſchützend zur Seite ſtanden, und daß es ihr nicht helfen könne, wenn ſie die Wahrheit verhehlen wollte, und ſo geſtand ſie ein, wie ihr Bruder Sahobiko ſie verleitet habe, ihrem Gemahle, dem geheiligten Herrſcher, nach dem Leben zu trachten, wie ſie aber Reue gefühlt habe und nicht im Stande geweſen ſei, die Schandthat auszuführen.

Der Kaiſer, nachdem er dies vernommen, liebte ſie nichtsdeſtoweniger und rächte ſich an ihr in keiner Weiſe. Er ſammelte aber ein großes Heer und zog gegen Sahobiko, ſeinen treuloſen Schwager, zu Felde. Dieſer erwartete den Angriff muthig in ſeiner Burg. Da dieſelbe aber nicht genügend befeſtigt war, ſo ging er eifrig daran, ſich zu verſchanzen. Da er nun in der Eile nichts anderes finden konnte, ſo nahm er die großen Reisvorräthe ſeiner Unterthanen in Beſchlag, welche in Ballen gethan und rings um ſein Schloß aufgeſchichtet wurden. Aus dieſem Grunde nannte man das Schloß des Sahobiko die Reisburg.

Die Kaiſerin aber liebte in der That ihren Bruder mehr als den Gatten und entfloh dieſem, um in der Reisburg das Schickſal ihres Bruders und Mitſchuldigen zu theilen. Der Kaiſer, der zu ſpät Kunde davon bekam, als daß er ihre Flucht hätte hindern können, war darüber um ſo tiefer betrübt, als die Kaiſerin, ſeine Gemahlin, gerade damals die Geburt eines Kindes erwartete, und um nun mit dem Leben der Mutter nicht zugleich das des Kindes in Gefahr zu bringen, hielt er ſeine Truppen vom Sturm auf die Reisburg noch zurück. Als darauf ein Prinz geboren war, ſandte die Kaiſerin, gerührt durch Suinin's Liebe und Güte, Boten zu ihm mit der Anfrage, ob er ſeinen Sohn zu ſich nehmen und anerkennen wolle; alsdann möge er ihn holen laſſen, ſie wolle ihm das Kind ohne Zögern zuſenden. Der Kaiſer antwortete: „So ſehr ich den Bruder verabſcheue, ſo ſehr liebe ich die Kaiſerin immer noch," und demzufolge nahm er nicht allein Sahobime's Anerbieten an, ſondern befahl auch den Kriegern, welche das Kindlein von ihr in Empfang nehmen ſollten, mit dieſem zugleich die Mutter zu ergreifen und zu ihm zu bringen. Sahobime aber ahnte, was er vorhatte; ſie kleidete ſich daher in loſe Obergewänder, legte ein lockeres, weites Armband um und ſchor ſogar ihr Haar ab, aus dem ſie dann eine Perrücke anfertigte. Als nun die Krieger, welche vor der Feſtung den Prinzen aus ihrer Hand empfangen hatten, ſie ebenfalls packen und mitſchleppen wollten, gaben Kleider, Armband und Haarſchmuck nach, und die Kaiſerin entkam ihnen. Suinin grollte darüber ſehr, und beſonders wandte ſich ſein Groll gegen die Juweliere, welche das Armband gefertigt hatten; und man ſagt, dieſer Zorn des göttlichen Monarchen laſte noch heutzutage ſchwer auf den Goldarbeitern und Juwelieren, ſo daß, ganz wie es der ergrimmte Suinin ausgeſprochen, ſie trotz aller Schätze, welche ſie anhäufen, keinen Landbeſitz an ſich zu bringen vermögen.

So blieb denn Sahobime bei ihrem Bruder, und als nun endlich die Reisburg erſtürmt ward und in Flammen aufging und Sahobiko fiel, kam auch ſeine Schweſter mit ihm um.

Der Sohn Suinin's und der Sahobime ward zum Andenken an den Brand der Reisburg, der bald nach ſeiner Geburt ſtattfand, Feuerprinz genannt und hatte, bevor er — noch vor ſeines Vaters Ableben — zu den Göttern verſammelt wurde, mancherlei wunderbare Schickſale zu erdulden. Er war ſtumm, und obwohl man ihn auf alle Weiſe zu erheitern trachtete und beſonders das Fahren in Böten und die Jagd auf Waſſervögel ihm Vergnügen machte, gab er nie ein Wort von ſich. Er war ſchon bärtig, als man ihn zum erſten Mal einen Ruf ausſtoßen hörte, verurſacht durch einen wunderbaren Seevogel, eine Art Schwan, der ſich hoch in den Lüften zeigte. Der Kaiſer ließ nun einen Jäger ausziehen, um dem Vogel nachzuſtellen, und endlich, nachdem dieſer Jäger faſt das ganze Reich durchſtreift hatte, gelang es ihm, den Vogel in einem Netze lebend zu fangen. Die Hoffnung, daß der Prinz beim Anblicke des Vogels abermals ſprechen würde, erwies ſich indeſſen als trügeriſch, und ſo entſchloß ſich der Kaiſer, den Gott Dokuminuſchi um Hülfe anzugehen. Er fürchtete nämlich, daß gerade dieſer Gott ihm zürne, weil er zu jener Zeit keinen würdigen Tempel beſaß, und er erinnerte ſich, daß der Gott ihm einſt im Traume erſchienen war und ſich darüber beklagt hatte. So rüſtete denn der Kaiſer eine Geſandtſchaft aus, welche den Prinzen zu dem Stammſitze des Dokuminuſchi geleiten ſollte, der ſich in der Provinz Idzumo an den Ufern des berühmten Sonnenfluſſes befindet,*) und gab ihr die Weiſung, dort einige Zeit zu verweilen. Der Prinz reiſte ab und langte glücklich in Idzumo an, wo er ſeinen Wohnſitz auf einer ſchöngelegenen Inſel im Sonnenfluſſe nahm.

Der Kaiſer Suinin hatte ſich in ſeinen Vermuthungen nicht getäuſcht, denn der Gott Dokuminuſchi nahm in der That des Prinzen Ankunft in ſeinem Wohnſitze gnädig auf und heilte ihn nach kurzer Friſt. Der Prinz bekam den Gebrauch der Sprache, er konnte nun ſeine Gedanken ungeſtört mit

*) S. Götterſage von Soſanoo und Inada.

ſeiner Umgebung austauſchen und dieſelbe empfand darüber die größte Freude.

Dieſe Freude ward noch größer, als der Prinz die ſchöne Hinaga, die Tochter des Sonnenſtromgottes, heiratete. Dieſe Hinaga war aber, gleich anderen Waſſergöttern, eigentlich eine Schlange, wovon der Prinz, der ſie nur als ein ſchönes Mädchen geſehen, keine Ahnung hatte. Als er nun in der Hochzeitsnacht zufällig erwachte, ſah er ſtatt ſeiner Gattin eine große Schlange neben ſich liegen und war darüber entſetzt. Er entfloh eilig; aber Hinaga merkte, daß ſie entlarvt ſei, und ergrimmt darüber verfolgte ſie den Prinzen. Nur mit Mühe und Noth entkam er in einen Nachen; es gelang ihm indeſſen, auch ſeine Begleiter herbei zu rufen, und nun ruderten ſie mit aller Macht den Strom hinan. Hinaga aber war keineswegs geſonnen, ihren Gatten entrinnen zu laſſen; ſie ſchwamm hinter ihm drein und ließ dabei, um die Flüchtlinge ſehen zu können, die Waſſerfläche von magiſchem Schein erglänzen. Die Flüchtlinge benutzten deshalb jede Biegung des Stromes, um ſich hinter dem vorſpringenden Felsufer zu verbergen; zuletzt aber würden ſie dennoch erlegen ſein, wenn ſie nicht endlich das Gebirge erreicht und ſich durch daſſelbe in eiliger Flucht zu Fuße nach Kioto gerettet hätten.

Der Kaiſer war hoch erfreut, ſeinen Sohn geſund und wohlbehalten nach ſo manchen Abenteuern wieder zu ſehen, und deshalb ward des Prinzen Heimkehr aufs glänzendſte gefeiert. Nach Idzumo aber mußte eine beſondre Geſandtſchaft abreiſen, welche dem Okuninuſchi viel Dankopfer überbrachte und ihm einen herrlichen Tempel errichtete.

Kaiſer Suinin erreichte ein hohes Alter, als aber mit demſelben die unausbleiblichen Gebrechlichkeiten heranzogen, da wünſchte er ſehnlichſt neue Jugendkraft zu erlangen, und zu dieſem Zwecke gedachte er, einen ſeiner Untergebenen nach den Inſeln des ewigen Lebens, nach Horaiſan abzuſenden. Auf dieſen Inſeln wachſen Früchte, deren Genuß die Tage der Menſchen verlängert und ihnen Kraft und Geſundheit verleiht. So ſehr aber der Kaiſer

Ich auch früher Kinder jetzt glücklicher machen könnte, so muß er doch von mir so gütig sein, sich mich zu einer seiner Schwestern jetzo zu Gefallen zu machen. Mein Herz suchte nirgends weiter, als bei Fräulein Lucinden, und ich hatte mir vorgenommen, Fräulein Elisen, mit meiner Liebe auf keine Weise zu nahen, weil ich wußte, daß derselbe mir sie ihm zu gewidmeten Gedichte.

Also ist Fräulein Elise wieder geworben, und zwar mit solch vortheilhaften Bedingungen, daß ich mich gänzlich nach Dessen Gutdünken, meine weiß Niemand etwas. Als er nämlich bei der Heimat meiner einkam, war Niemm dem gefürchtet, daß mein Fräulein Elise durch meine Liebe Gefahr liefe, ihr Glück zu verlieren. Er wußte, daß ich mich nicht unterstehen würde, ihr Herz zu gewinnen, wenn ich nicht wüßte, daß sie mich liebte. Meine Liebe konnte ihr keine Ehre machen, weil sie mich nicht ansehen konnte, ohne zu erröthen, und ich konnte ihr nicht gefallen. Ich bemerkte bei ihr nicht, daß sie mich bemerkte. Ich glaubte, daß sie mich nicht einmal hasse, weil sie mich nicht kannte. Ich war ihr gleichgültig, und sie mußte mir gleichgültig sein, weil sie mir gleichgültig war. Ich war ihr gleichgültig, und sie mußte mir gleichgültig sein, weil sie mir gleichgültig war. Ich war ihr gleichgültig, und sie mußte mir gleichgültig sein, weil sie mir gleichgültig war.

Hymnarabie.

Aber den kleinen Kindern hatte doch jemandes Blick noch nicht ins Herzklopfen, so ist gar bei, und unmöglich konnte sie Verachten, der unbekannte Fremde war gerade Fräulein Elisen, und mein verlangender Blick Fräulein Lucinden. Ich glaubte, daß auch sie Niemanden, und sie Niemanden, und sie Niemanden, und

Tode um das Jahr 70 der christlichen Zeitrechnung den Thron bestieg, war es vorbehalten, nach beiden Seiten hin die Kaisermacht zu erweitern. Er war nicht nur der kühnste, sondern auch der stärkste Mann seiner Zeit, und schon als kleines Kind gab er einmal eine Probe seiner übermenschlichen Kraft. Sein älterer Bruder war einige Male Morgens nicht, wie es Sitte und Vorschrift war, vor dem Thron seines Vaters erschienen und hatte dadurch dessen Mißfallen auf sich gezogen. Kaiser Keiko sagte deshalb zu seinem Sohn Yamatodake, er möchte seinen Bruder an seine Pflicht und Schuldigkeit erinnern. In Folge dieses Befehles ging Yamatodake zu seinen Bruder, ergriff ihn und wollte ihn mit sich schleppen; als dieser aber ungeberdig und widerspenstig war, packte und drückte ihn Yamatodake so gewaltig, daß der Aermste seinen Geist aufgab. Yamatodake, noch ein unverständiges Kind, zerstückte ihn nun, wickelte die Glieder in eine Matte und warf sie fort, sodaß Niemand eine Ahnung von dem unglücklichen Ende des Prinzen hatte. Als aber der Kaiser Keiko seinen Sohn Yamatodake nach ein paar Tagen fragte, warum denn sein Bruder immer noch nicht bei Hofe erschiene, und ob er ihn gehörig ermahnt hätte, in vorgeschriebener Weise vor seinem Vater zu erscheinen, da erzählte jener ganz arglos die ganze Begebenheit. Keiko war entsetzt, von einem Kinde so etwas zu hören; er war seit dieser Zeit in steter Angst vor der unbändigen Kraft seines Sohnes und sann fortwährend darauf, wie er ihn vom Hofe fortsenden und in der Ferne durch allerlei Unternehmungen beschäftigen könnte, bei welchen Yamatodake von seiner Stärke einen zweckmäßigen Gebrauch zu machen vermöchte.

Yamatodake war 16 Jahr alt, als sich die erste Gelegenheit dazu bot. Die wilden Kumaso auf Kiuschiu hatten sich unter der Führung zweier Brüder, zweier gewaltig starker Helden, gegen den Kaiser empört, und dieser beschloß, Niemand anders als seinen Sohn gegen sie auszusenden, dessen Haar damals noch nach Knabenart hoch aufgebunden war. Dies aber gab

dem Yamatodake Veranlaſſung, eine Kriegsliſt auszudenken. Er ging zu der Prinzeſſin Yamatohime, ſeiner Tante, welche ihm von jeher ſehr zugethan war und ſein ganzes Leben lang ſeine treue Helferin blieb, und bat ſie, ihm einige ihrer Gewänder zu leihen. Gern gewährte ſie ſeine Bitte; er nahm die Frauenkleider dankend in Empfang und verpackte ſie ſorgfältig, um ſie auf die Reiſe mitzunehmen; alsdann ſteckte er ein ſcharfgeſchliffenes Schwert zu ſich und zog mit wenigem Gefolge gegen die barbariſchen Kumaſo aus.

Dieſes Räubervolk wohnte damals noch in Höhlen oder in Erdlöchern, die es ſich grub. Als Yamatodake an ihrem Wohnplatze anlangte, fand er ſie gerade im Begriffe, neu eingerichtete Höhlen zu beziehen, und in Folge davon bereiteten ſie ein großes Feſt vor, mit welchem ſie ihre neuen Wohnungen einweihen wollten. Der Prinz hielt ſich aus dieſem Grunde in der Nähe verborgen und wartete, bis der feſtliche Tag erſchienen war. Dann aber kämmte er ſein Haar nach Frauenart hinunter und legte ſeiner Tante Gewand und Gürtel an. So ſah er ganz wie ein Mädchen aus. Die beiden Häuptlinge der Räuber freuten ſich ſehr über das Erſcheinen des vermeinten ſchönen Weibes. So ging das Feſt vor ſich, als es aber im beſten Zuge war, zog Yamatodake ſein Schwert und rannte es dem älteren der beiden Rebellenhäuptlinge durch die Bruſt. Darauf ſuchte der jüngere zu entfliehen, doch Yamatodake packte ihn noch am Ausgange der Höhle von rückwärts und durchbohrte ihn ebenfalls mit dem Schwerte. Als er ſterbend am Boden lag, ſagte er noch: „Wohl glaubte ich, daß Niemand auf der Welt ſich mit mit meinem Bruder und mir an Kraft meſſen könnte, doch ſehe ich wohl, wenn wir auch hier im Weſten bei weitem die Stärkſten waren, ſo biſt du, o Held aus Yamato, noch viel ſtärker als wir!“ Als die Kumaſo alles dies ſahen und hörten, unterwarfen ſie ſich ſämmtlich ohne Zögern dem Yamatodake, der ſie aufs neue für den Kaiſer, ſeinen Vater, in Eid und Pflicht nahm. So kehrte er froh und ruhmgekrönt nach Kioto zurück.

Kaum aber war er hier glücklich angelangt, ſo hatte ſein Vater ſchon einen anderen gefahrvollen Auftrag für ihn bereit. In Idzumo hatte ſich ein gewaltig ſtarker Räuberhauptmann gegen den Kaiſer aufgelehnt. Er hatte alle gegen ihn ausgeſandten Truppen geſchlagen und ſpottete in ſeinen Höhlen und Bergſchluchten der kaiſerlichen Macht. Yamatodake aber ſagte, er allein mache ſich anheiſchig, den Räuber zu beſiegen, und zog in der That ohne alle Begleitung gegen ihn aus. Er wollte denſelben aber wiederum nicht mit Gewalt der Waffen allein, ſondern mit Hülfe der Liſt beſiegen; aus dieſem Grunde legte er ſich einen falſchen Namen bei und gab vor, er wolle des Räubers Freund und Gefährte werden. So gelang es ihm, allmählich deſſen Vertrauen zu erwerben und mit ihm wie mit dem beſten Freunde zu verkehren. Als Yamatodake dies erreicht, fertigte er aus Holz ein nachgemachtes Schwert an und trug daſſelbe ſtatt einer wirklichen Waffe in ſeinem Gürtel. Als nun die beiden einſtmals zuſammen im Fluſſe gebadet hatten, bot der Prinz ſeinem Gefährten einen Tauſch der Waffen an, und nachdem dieſer ganz arglos das Anerbieten angenommen, wußte Yamatodake ihn zu einem Zweikampfe zu reizen; der Räuber aber vermochte das Holzſchwert nicht zu ziehen und ward ohne alle Mühe von ſeinem Gegner niedergemacht.

Auch nach dieſer That hatte Yamatodake keine Ruhe, denn nun trug ihm ſein Vater auf, den Oſten der Inſel Nippon unter ſeine Botmäßigkeit zu bringen. Er gab ihm zu dem Behufe den Oberbefehl über ein großes Heer, gab ihm tapfere und erprobte Unterbefehlshaber mit und ſchenkte ihm zum Zeichen ſeiner Feldherrnwürde einen gewaltigen Speer, den nur er ſelber zu ſchwingen vermochte. Yamatodake aber wußte nur zu gut, daß alle dieſe Ehren durch des Vaters Wunſch veranlaßt waren, ihn los zu werden, und ſo begab er ſich vor ſeinem Aufbruch in den berühmten Tempel von Iſe, deſſen Oberprieſterin ſeine geliebte Tante Yamatohime war, und klagte ihr ſein bitteres Leid. „Kaum bin ich von einer gefährlichen Unternehmung

schaftlich" sagte er. „Es hat mein Leben über eine Art Tod hinweggeholfen. Ich habe mich in meinem Unglück gesammelt, ich kann nun den Weg finden, den Gerard in den Weg finden, um den rechten Mittelweg mit Klugheit zu begehen. Und in mein und Gerards Interesse, wie in das von Ihnen selbst, vermeiden Sie es, etwas mit Ihrer Kenntnis meiner Verhältnisse zu thun, was Ihnen und mir Unannehmlichkeiten bringen könnte. Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Freundschaft und Ihr Interesse, und ich hoffe, Sie werden mir Gelegenheit geben, mich dessen würdig zu zeigen. Ich werde Ihnen Nachricht geben, wenn ich Ihre Hilfe in Anspruch nehme, und Sie werden mir dann sagen, was Sie können."

Der gütige Arzt verließ ihn, und sein Patient blieb in tiefen Gedanken sitzen. Allmählich aufgenommen durch die Gesellschaft, die ihn umgab, hatte er sich wieder an das Leben gewöhnt, an die Arbeit, an die Freuden, an die Pflichten, und er hatte sich gewöhnt, sich selbst zu vergessen. Aber jetzt, wo er wieder sein Leben, sein Interesse, seine Arbeit, seine Freuden und Pflichten hatte, jetzt war die Erinnerung, die Erinnerung an seine Vergangenheit, wieder mit Macht über ihn gekommen. Er hatte sich gewöhnt, sie zu vergessen, sie zu verbannen, sie zu töten. Er hatte sein Bewußtsein von ihr getötet, so daß sie ihn nicht mehr quälte. Aber jetzt war sie wieder auferstanden, und sie stand vor ihm, wie sie damals gestanden hatte, als sie ihn verließ, als sie ihn verließ, um ihn zu retten, um ihn zu bewahren vor dem Unglück, das sie über ihn gebracht hatte

Schwerte das brennende Gras ab, ſoweit er konnte, um Raum zu gewinnen, dann aber machte er mit dem Feuerzeuge ſelbſt ein Feuer an, durch deſſen göttliche Kraft er das andere Feuer zurücktrieb. So entrann er glücklich der Gefahr und vernichtete danach das ganze Geſchlecht des hinterliſtigen Herrſchers und zerſtörte ſeine Wohnſitze. Das Wolkenſchwert des Soſanoo aber erhielt ſeitdem den Namen Grasmäher zum Andenken an die wunderbare Errettung des Helden Yamatodake.

Als er von dort weiter zog und an die See von Haſchirimidzu, an die nachmalige Bucht von Tokio, gelangte, war er genöthigt, zu Schiff zu ſteigen, um weiter nach Oſten zu gelangen. Hierbei kam er abermals in große Gefahr, denn der dortige Meeresgott war ſehr aufgebracht gegen ihn, weil er ſpottend geſagt hatte, dieſe Ueberfahrt ſei ein leichtes, und auf dieſe Weiſe den Gott mißachtet hatte. Die Wogen thürmten ſich gewaltig und drohten das Fahrzeug, in welchem Yamatodake ſaß, zu verſchlingen. Da aber opferte ſich ſeine heißgeliebte Gattin Tatſchibana für ihn; denn ſie ſah wohl, daß der Meeresgott ſich ohne ein Menſchenleben nicht zufrieden geben wollte. Sie ließ Felle und ſeidene Decken auf die Wogen legen und ſetzte ſich darauf. Sogleich glättete ſich die See; die Prinzeſſin ſang noch, zu ihrem Gatten gewandt, ein Abſchiedslied, deſſen letzte Worte waren: „So ſollſt du ſtets gerettet werden, o Geliebter, aus den Fluthen wie aus den Flammen, die im Moor von Sagami dich umringten!“ Dann ſah man nichts von ihr wieder als ihren Kamm, den die Wogen nach ſieben Tagen, zum Zeichen, daß der Meeresgott ihr Opfer gnädig angenommen, ans Ufer ſpülten. Derſelbe ward nachmals in einem prachtvollen Mauſoleum aufbewahrt.

Nachdem Yamatodake nun überall die Yebizu, die Barbaren des Oſtens, bezwungen und alle wilden Gottheiten der Berge und Ströme, die er auf ſeinen Wegen traf, zum Gehorſam gebracht hatte, machte er ſich auf den Rückweg. Ungefährdet kam er auch bis zum Aſchigarapaſſe, der von Sagami nach Suruga

führt und nicht weit vom Fujiyama belegen ist. Am Fuße dieser Paßhöhe hielt er sein Mahl, als die Gottheit des Berges in Gestalt eines weißen Hirsches ankam und vor ihm stehen blieb. Yamatodake versah sich von dieser Erscheinung nichts gutes, begnügte sich aber, einen Stengel wilden Lauches zu nehmen und damit nach dem weißen Hirsche zu werfen. Er traf ihn ins Auge und war sehr erstaunt, als nun der Hirsch todt zu Boden stürzte; die dem Lauche innewohnende Heilkraft hatte den bösen Geist vernichtet und seine Anschläge vereitelt.

So schritt Yamatodake ohne Hinderniß bis auf die Höhe des Passes. Droben angelangt, erblickte er das Meer und rief, indem er dreimal tief aufseufzte: „Adzuma!“ Das heißt nämlich: mein Weib, und so rief er, weil der Anblick des Meeres ihm das unglückliche Ende der Tatschibana wieder lebhaft ins Gedächtniß rief. Nach diesem seinem Worte aber heißt noch jetzt das ganze Land ringsumher Adzuma.

Auf dem ferneren Rückwege kam Yamatodake nach Schinano, wo er einen siegreichen Kampf mit dem Berggott des Schinano-Passes bestand, dann aber nach Owari, wo er sein Versprechen löste und die Prinzessin Miazu heiratete. Nun aber war es, als sei sein guter Stern erloschen, denn als er abermals auszog, um den mächtigen Berggeist des Ibuki, auf der Grenze der Landschaften Omi und Mino, zu bekriegen, hatte er in thörichtem Uebermuthe sein göttliches Schwert in Miazu's Palaste zurückgelassen und rühmte sich: „Diesen Berggott will ich mit unbewaffneter Hand besiegen!“ Als er nun den Hang des Berges hinan klomm, kam ihm ein ungeheurer weißer Wildeber entgegen, so groß wie ein Stier. In unbegreiflicher Verblendung ließ er diesen Eber ungehindert vorüberziehen, indem er ihn für einen der dienenden Geister des Berggottes hielt, und rief: „Diesen Boten des großen Geistes vom Iburi will ich jetzt nicht tödten, sondern bei meiner Rückkehr.“ Der Eber war aber der Berggott selber, und so verpaßte Yamatodake die ihm gebotene gute Gelegenheit, den bösen Geist in offenem Kampfe zu überwinden.

Derſelbe entſchlüpfte in die dichten Gebüſche und vermochte von dort aus alle ſeine Zauberkünſte gegen den Helden aufzubieten. Dieſer ſchritt gleichwohl muthig immer weiter bergan und war ſchon dem Gipfel nicht mehr fern, als der Berggott Eis in großen Maſſen auf ihn herabregnen ließ. Yamatodake wurde davon betäubt; er wußte nicht aus noch ein und mußte ſich zur Umkehr entſchließen. Zwar kam er glücklich unten an, und ſeine ſchwindenden Kräfte wurden durch eine friſche Quelle wieder gekräftigt, welche zum Danke dafür bis auf den heutigen Tag die neubelebende heißt; auch kam ihm ein guter Geiſt in Geſtalt eines weißen Hundes entgegen und wies ihm den richtigen Weg. Allein ſein Spähen und Suchen nach dem Berggeiſte war umſonſt; er war und blieb um den Sieg betrogen, und zugleich war ſein Leben verwirkt. Von Stund an ward er ſchwach und matt. Er, der ſonſt vermeint, er könne bis über die Wolken fliegen, klagte, daß er kaum noch gehen könne, daß ſeine Füße ihn oft ganz und gar im Stiche ließen.

Mühſam kam er ſo bis zum Vorgebirge von Otſu und hier hatte er nochmals eine kurze Freude. Er lagerte unter einer einſamen Fichte, an der nämlichen Stelle, wo er einſt beim Auszuge geruht und ſein Mittagsmahl gehalten hatte. Traurig gedachte er jener Zeit, wo er noch in voller Kraft hier geweilt, und da fielen ſeine Blicke auf ein Schwert, das an den Zweigen der Fichte hing. Es war ſein eigenes Schwert, das er bei ſeiner erſten Raſt hier getragen und, um beſſer ruhen zu können, abgelegt und mit eigener Hand an den Baum gehängt hatte. Da ſang er, zu der Fichte gewandt: „O du einſame Fichte von Otſu, Stolz dieſes Landes, mein theurer Bruder! Wäreſt du ein Mann, gern gäbe ich dir mein Schwert, das du ſo treu bewahrteſt, ich gäbe dir mein Gewand, o geliebter Bruder, du einſame Fichte!“

Als er nun aber aufbrach, war er kränker und hinfälliger denn je zuvor. Noch einmal ergriff er die Laute und ſang ein Lied voll Sehnſucht nach ſeiner theuren Heimat Yamato, die er,

obwohl ſie nun ſchon ſo nahe ſei, doch nimmer wiederſehen werde. Kaum hatte er den Sang beendet, ſo verſchied er. Ein Bote ward ſofort mit der Trauerbotſchaft an ſeinen Vater abgeſandt.

Yamatodake's Frauen und Kinder kamen darauf alle herzu und errichteten ein Grabmal in Form eines großen Hügels, das ſie klagend umſtanden. Der Todte ſelber aber ward nach ſeiner Beiſetzung in einen Seeſtrandläufer von rieſiger Größe und von weißer Farbe verwandelt. Er ſchwang ſich aus dem Grabhügel empor gen Himmel und nahm ſeinen Flug dem Meeresſtrande zu. Seine Angehörigen verſuchten ihm nachzueilen, wurden aber durch hohes Bambusgras behindert und konnten nur von Ferne ihm nachblicken und ihre Klagelieder anſtimmen. So ging es fort und fort, bis ſie ans Meer kamen. Hier blieb der Vogel am Strande und zog, immer das Ufer entlang, weit, weit fort und war alsbald ihren Augen entſchwunden. Das Grabmal aber hieß ſeitdem das des weißen Vogels.

Der Kaiſer Keiko überlebte ſeinen Sohn Yamatodake noch um zwanzig Jahr; als er ſtarb, folgte ihm einer der Brüder des dahingeſchiedenen Helden, der Kaiſer Seimu, dieſer aber hinterließ nach längerer Regierung den Kaiſerthron dem älteſten Sohne des Yamatodake, dem Tſchuai, auf welchen wiederum ſeine Nachkommen folgten; und ſo ſind alle ſpäteren Kaiſer Japans Abkömmlinge des Yamatodake, des gefeierten Lieblingshelden des japaniſchen Volkes.

Jingo Kogo.

Jingo Kogo war die Gattin des Kaiſers Tſchuai, des Sohnes des Yamatodake, der im Jahre 191 der chriſtlichen Zeitrechnung den Thron Japans beſtieg. Die Kaiſerin Jingo war nicht nur überaus klug und fromm, ſondern auch voll Thatenluſt, und ſo ward ſie von den Göttern zum Werkzeuge großer Unternehmungen auserſehen. Kaiſer Tſchuai, ihr Gatte, war im Begriffe, die Barbaren der Inſel Kiuſchiu, welche ſich von neuem gegen die Kaiſermacht empört hatten, zu bekriegen und wieder zum Gehorſam zu bringen, und hatte ſeinen Wohnſitz in einem ſeiner Paläſte auf jener Inſel, in der Stadt Kaſchihi, aufgeſchlagen. Die Kaiſerin war mit ihm gezogen, und außerdem befand ſich in ſeinem Gefolge ein ſehr weiſer, noch heutzutage vom japaniſchen Volke hochverehrter Miniſter Namens Takeutſchi, der bereits von des Kaiſers Oheim angeſtellt war, deſſen Rathſchläge aber auch Tſchuai ſelber ſtets zu befolgen pflegte. Mit dieſen beiden, mit der Kaiſerin und dem Miniſter Takeutſchi, ſaß der Kaiſer eines Abends friedlich und ruhig beiſammen und vergnügte ſich mit dem Spielen des Koto*), als die Götter durch den Mund der Jingo Kogo wichtige Rathſchlüſſe kund gaben. Ganz plötzlich rief dieſelbe dem Kaiſer zu: „Es liegt ein Land im Weſten, jenſeits der See, ein Land voll Ueberfluß und herrlicher Schätze. Dies Land ſei dein!“ Tſchuai aber nahm den Ausſpruch der Götter nicht gläubig und willig hin; er ſpöttelte und erwiderte: „Steigt man auf einen noch ſo hohen Berg am weſtlichen Geſtade, ſo ſieht man nichts als Meer. Die Stimme, welche aus dir redet, verkündet unwahres!“ Mit dieſen Worten ſchob er den Koto von ſich. Die Götter aber erzürnten darob und ſprachen weiter durch der Kaiſerin Mund: „Du willſt dem göttlichen Gebote nicht folgen! Nun, ſo biſt du auch nicht der

*) S. Märchen von Kätzchens Entführung, S. 56.

Mann, dies Land zu beherrſchen — hebe dich weg!“ Ueber dieſe Worte war der Miniſter Takeutſchi ſehr erſchrocken. Er redete ſeinem Herrn und Gebieter zu: „Bitte, ſpiele weiter, o Kaiſer!“ Dieſer zog auch, träg und niedergeſchlagen, den Koto wieder zu ſich heran und ſpielte einige Noten, aber ſchwach und immer ſchwächer, und bald verhallten die Töne ganz. Man kam mit einem Lichte herbei und ſah, daß der Kaiſer todt war.

Nun ward zuvörderſt die Leiche feierlich beſtattet, und ſorgſam erfüllte man alle Reinigungsceremonien. Nachdem aber ſämmtliche Sühnopfer und Gebete den Göttern und der Seele des Dahingeſchiedenen nach Gebühr dargebracht waren, da befragte Takeutſchi nochmals die Götter um ihren Willen. Der Ausſpruch derſelben lautete nicht anders, als ihn Jingo zuvor verkündet hatte. Die erhabene Sonnengöttin Amateraſu ſelber beſtätigte ihn und fügte hinzu, daß die Kaiſerin einem Prinzen das Leben ſchenken werde, welcher dermaleinſt den Kaiſerthron von Japan beſteigen ſolle. Zunächſt aber ſolle die Kaiſerin Wittwe die Zügel des Reiches in die Hand nehmen und vor allen Dingen den Feldzug gegen Korea ohne Zögern beginnen. Auch ſchrieb ſie vor, in welcher Art man nicht nur ihr ſelber und den übrigen Himmelsgöttern, ſondern auch den Gottheiten des Landes und des Meeres Opfer darbringen ſolle. Vornemlich befahl ſie, jenen drei Söhnen, welche Iſanagi nach ſeiner Flucht aus der Unterwelt in dem Meere um Japan geſchaffen habe, zu huldigen; ihnen zu Ehren ſolle man geweihte Stäbe oder Goheis*) an die Maſten der Kriegsſchiffe befeſtigen und eine beſondere Gabe für ſie opfern, nämlich Schläuche mit Aſche vom Sumpfeibenbaum nebſt Tellern aus Eichenblättern und hölzernen Eßſtäbchen den Wogen anvertrauen. Die guten Folgen davon, ſo ließ Amateraſu verkünden, würden nicht ausbleiben.

Man kam allen dieſen Weiſungen aufs pünktlichſte nach;

*) S. Götterſage von Amateraſu und Soſanoo, S. 109.

als aber die ſtattliche Flotte im Begriff war, auszulaufen, flehte die Kaiſerin, welche den Oberbefehl ſelbſt zu übernehmen beſchloſſen hatte, abermals zu den Göttern, ſie möchten ihr noch ein günſtiges Zeichen zu Theil werden laſſen. Sie wolle, ſo ſprach ſie, in die Meeresfluth untertauchen, und wenn dann, ſobald ſie wieder daraus hervorſtiege, ihr Haar wohlgeſcheitelt und in zwei gleiche Hälften getheilt ſei, ſo wolle ſie dies als eine Verheißung anſehen, daß ſie den Feldzug glücklich zu Ende führen werde. Die Götter gewährten ihr dieſe Bitte, und zum Andenken daran trug ſie fortan ihr Haar ſtets in ſolcher Weiſe geſcheitelt.

So lange der Kriegszug dauerte, kleidete und wappnete ſie ſich ganz nach Männerart. Mit Umſicht und Weisheit erließ ſie alle ihre Befehle, zunächſt den, daß die Soldaten ſtets gute Mannszucht halten, ſich nicht der Beuteſucht überlaſſen und Milde gegen den beſiegten Feind üben ſollten.

Als nun die Flotte ſich in Bewegung geſetzt, da ſchwammen, von den durch die Opfer erfreuten Meeresgöttern herbeigeſandt, zahlloſe Fiſche, große und kleine, von allen Seiten herbei und verurſachten eine außerordentlich hohe Fluthwelle. Und dieſe Welle trug das Schiff der Kaiſerin, dem die übrigen — man ſagt, dreitauſend an der Zahl — paarweis folgten, bis mitten in das Land Schiraki, in die ſchönſte und mächtigſte Provinz des verheißenen Landes Korea.

Der König von Schiraki erſchrak darüber gar ſehr und bat demüthig um Gnade. Er gelobte der Kaiſerin Jingo unverbrüchlichen Gehorſam und verſprach, Jahr aus, Jahr ein Schiffe und Pferde den Japanern zu ſtellen. Jingo Kogo nahm ihn in Eid und Pflicht und ebenſo den Herrſcher von Kudera, einer anderen großen Landſchaft Koreas, die im Weſten an Schiraki grenzt. Zum Andenken an ihre Siege pflanzte ſie ihren Speer auf das Thor der Reſidenz von Schiraki und ſtellte das Land unter die Obhut der drei Meeresgötter, der Söhne Iſanagis, welche bei der Ueberfahrt und bei der Eroberung des

Landes ſo weſentliche Dienſte geleiſtet hatten. Nachdem ſie ihnen einen Tempel errichtet und eingeweiht, kehrte ſie heim.

Inzwiſchen aber hatte ſie Sorge getragen, daß ſie in ihrem Siegeslaufe nicht durch die Geburt des Prinzen, welcher nach dem Ausſpruche der Göttin ihr Nachfolger auf dem Throne werden ſollte, behindert würde. Sie hatte zu dieſem Behufe einen Stein genommen und in ihren Gürtel gethan und ſo mit Hülfe der Götter die Geburt drei Jahre verzögert. Der Knabe, nachmals Kaiſer Ojin genannt, erblickte in Folge davon erſt nach ihrer Rückkehr von Korea auf der Inſel Kiuſchiu das Licht der Welt, und dort wird auch bis auf den heutigen Tag der Stein aufbewahrt, den die Königin im Gürtel getragen.

Nach der Geburt des Prinzen begab ſich die Kaiſerin auf die Reiſe nach ihrer Reſidenz in der Provinz Yamato, die ſie ſeit ihres Gatten Tſchuai Tode nicht wieder betreten hatte.

Sie hatte aber bereits gerüchtweiſe vernommen, daß zwei ältere Söhne Tſchuai's ihrem Kinde feindſelig geſinnt ſeien, und ſo trat ſie die Reiſe nicht ohne ſchwere Sorgen an. So kam es, daß ihr unterwegs, noch auf der Inſel Kiuſchiu, als ſie mit ihrem Gefolge an einem kleinen Bache lagerte und ihr Mittagsmahl hielt, der Gedanke kam, die Götter abermals um ein gutes Vorzeichen anzugehen. Sie warf die Angelruthe in den Bach, in welchem die kleinen, blauen Fiſchchen, die man in Japan Ayu nennt, ſich in großer Zahl herumtrieben. Statt des ſonſt gebräuchlichen Köders nahm ſie jedoch ein Reiskorn, und als ſie es an den Angelhaken befeſtigte, ſagte ſie: „Wenn eins der Fiſchchen an dieſen ungewohnten Köder beißt, ſo ſoll mir das ein Zeichen ſein, daß die Götter mich auch aus allen ferneren Gefahren gnädig erretten wollen!“ Und kaum hatte ſie die Angelruthe ins Waſſer geſenkt und dieſe Worte geſprochen, ſo biß auch ſchon ein Fiſchlein an, und hocherfreut und mit feſtem Vertrauen auf der Götter Hülfe ſetzte Jingo ihre Reiſe fort.

Dennoch kehrten ihre Beſorgniſſe wieder, als ſie die Kunde vernahm, daß ihre beiden Stiefſöhne, Oſchikuma und Kagoſaka,

die Herrſchaft an ſich zu reißen trachteten und ſchon viel Volk auf ihre Seite gebracht hätten. Als ſie dieſe Nachricht erhalten, trug ſie vor allen Dingen Sorge, ihres Sohnes Ojin Leben zu ſichern, und deshalb ſprengte ſie das Gerücht aus, derſelbe ſei bald nach ſeiner Geburt geſtorben. Ein Trauerſchiff mit aufgebahrtem Sarge machte dieſe Mär noch glaubhafter; in dieſem anſcheinenden Trauerſchiffe war aber ein ganzer Trupp von Kriegern verſteckt.

Die beiden älteren Söhne Tſchuai's hatten unterdeſſen den den Plan gefaßt, der Kaiſerin bei ihrer Landung in Yamato einen Hinterhalt zu legen. Ihr Heer lagerte bei Settſu, und während ſie hier die Ankunft der Jingo erwarteten, beſchloſſen ſie eines Tages, ins Moor auf die Jagd zu gehen, und vermeinten, dabei vielleicht auf ein günſtiges Vorzeichen zu ſtoßen. Allein die Jagd fiel ſehr unheilvoll aus. Dem Prinzen Kagoſaka begegnete ein ſo gewaltiger Eber, daß er erſchreckt auf einen Eichbaum kletterte; dieſen aber grub der Keiler mit ſeinen Hauern aus, und als der Prinz nun mit dem Baume zu Boden ſtürzte, tödtete und fraß ihn der Eber. Oſchikuma vernahm die Kunde mit tiefer Trauer; allein ſtatt ſich warnen zu laſſen, zog er dennoch aus, um dem Gefolge der Jingo aufzulauern. Als nun zunächſt das Trauerſchiff anlangte, hatte Niemand aus demſelben arg; allein grade aus ihm ſtieg eine große Zahl von Bewaffneten ans Land und begann den Kampf mit Oſchikuma's Streitmacht. Unter ihrem Schutze landeten die übrigen Krieger des Heeres der Kaiſerin, und es entſpann ſich ein hartnäckiger Kampf. Anfänglich trieb zwar das Heer der Jingo das des Oſchikuma zurück; dann aber brachte deſſen tapferer Feldherr Iſahi das Gefecht zum Stehen und keine der ſtreitenden Parteien vermochte zu ſiegen. Da brachte der Führer des Heeres der Kaiſerin eine Kriegsliſt, die er ſich ſchon vorher ausgedacht, zur Ausführung; er ließ ſagen, Jingo Kogo ſei todt, er ſelber wolle ſich mit ſeinen Truppen unterwerfen, und um die überraſchende Nachricht glaubhaft zu machen, mußten ſeine Soldaten die Bogen-

ſehnen zerreißen. Nun ſchenkten die Feinde ſeinen Worten Glauben und legten ihre Waffen bei Seite. Kaum aber war dies geſchehen, ſo beſpannten die Streiter der Jingo ihre Bogen raſch wieder mit anderen Bogenſehnen, die ſie auf des Führers Geheiß in ihre Haarzöpfchen gethan und daher raſch bei der Hand hatten. Die Feinde, die ſich deſſen nicht verſahen, wurden nun mit leichter Mühe in die Flucht geſchlagen, und obwohl ſie nochmals verzweifelten Widerſtand zu leiſten verſuchten, geſchlagen und gänzlich aufgerieben. Oſchikuma und ſein getreuer Iſahi entkamen in einem Nachen aufs Meer und ſprangen vereint in die Fluthen, um ſich ſelbſt den Tod zu geben.

So ward Jingo ohne Widerſpruch Herrſcherin über Japan und blieb noch faſt ſiebenzig Jahr Regentin im Namen ihres verſtorbenen Gemahls. Dann folgte ihr Ojin Tenno, ihr Sohn, der jedoch, gleich dem ehrwürdigen Takeutſchi, ſeiner Mutter ſchon bei Lebzeiten rathend und helfend zur Seite geſtanden hatte, im Jahre 270 der chriſtlichen Zeitrechnung, im 930. Jahre nach der Errichtung des japaniſchen Kaiſerthrones durch Jimmu.

Ojin Tenno und ſeine Söhne.

Als die Kaiſerin Jingo von dem Feldzuge heimgekehrt war, durch welchen ſie Korea ihrem Scepter unterworfen, und als ſie auf Kiuſchiu dem Prinzen Ojin das Leben geſchenkt hatte, ward der weiſe Miniſter Takeutſchi von ihr dazu auserſehen, mit dem neugeborenen Kinde an die See zu reiſen und die üblichen Ceremonien daſelbſt mit ihm vorzunehmen. Als nun Takeutſchi bei dem Tempel eines der dortigen Meeresgötter angelangt war und ſich angeſchickt hatte, am folgenden Morgen mit dem jungen Erbkaiſer dem Gotte ſeine Huldigung darzubringen, da erſchien ihm dieſer im Traume und ſprach: „Gar

ſehr wünſche ich, dem Kinde, mit dem du zu mir gekommen, meine Ehrfurcht zu erweiſen, denn das gebührt ihm. Ich bitte daher, mit ihm den Namen tauſchen zu dürfen, und zum Danke dafür will ich eine Gabe darbringen, welche du am Meeresufer morgen früh finden wirſt.“ Als nun das Gefolge Takeutſchi's anderen Tages ans Geſtade trat, da ſah man eine Menge Delphine und Meerſchweine, alle mit zerſchmettertem Kopfe, am flachen Strande einer Bucht liegen. Man ſah alſo, daß der Gott Wort gehalten; man pries ihn wegen der reichen Gabe an Speiſe, die er beſchert, und fügte den Ceremonien auch noch den feierlichen Namensaustauſch des Gottes mit dem Kaiſerkinde hinzu. Ojin blieb der Gegend und dem Gotte Zeit ſeines ganzen Lebens beſonders zugethan; ſeine Mutter aber erſah daraus, wie ſehr ihn die Götter liebten und hochſchätzten. Sie empfing ihn und Takeutſchi bei ihrer Rückkehr mit großen Ehrenbezeigungen und nahm ihn, als er erwachſen, zum Mitregenten an.

Während dieſer ganzen Zeit hatte Takeutſchi das Amt des erſten Miniſters bekleidet und ſich des ſteten Vertrauens der Kaiſerin und Ojins erfreut. Auch als nach ſeiner Mutter Tode der letztere als Kaiſer gekrönt ward und allein die Regierung führte, blieb es ebenſo; die weiſen Rathſchläge Takeutſchi's wurden ſtets von Ojin Tenno befolgt und trugen ſehr viel zur Blüthe der beiden Reiche bei, welche dem Scepter des ruhmgekrönten Monarchen gehorchten. Viel nützliche Künſte wurden um dieſe Zeit aus Korea nach Japan verpflanzt; insbeſondere kamen Bücher und Weltweiſe hinüber, welche die Lehren des großen chineſiſchen Religionslehrers Confucius in Japan verbreiteten.

Nur einmal, ſo ſagen die alten Chroniken, drohte dem Miniſter Takeutſchi eine große Gefahr. Sein eigener Bruder Umaſchi ward von Neid und Eiferſucht gegen ihn gequält und hatte dadurch ſich verleiten laſſen, einen ſchändlichen Plan zum Sturze Takeutſchi's zu ſchmieden. Er ließ einen gewiſſenloſen Abenteurer kommen und verſprach demſelben reichen Lohn, wenn

er den Kaiſer umbrächte, und wußte dies ſo ſchlau einzurichten, daß der Elende glaubte, es ſei Takeutſchi ſelber, der ihn zu dem Verbrechen anſtiftete. Als nun Takeutſchi eines Tages eine Reiſe in entfernte Provinzen angetreten hatte, um ſich zu überzeugen, ob die dortigen Beamten ihre Schuldigkeit thäten, da ließ Umaſchi dem gedungenen Mörder ſagen, es ſei an der Zeit, ſeine That auszuführen. Als derſelbe aber mit dem Dolche im Buſen in den Palaſt eindrang, ward er, wie vorauszuſehen war, von den Wachen gepackt und alſobald zum Tode geſchleppt; zuvor aber bekannte er noch, Takeutſchi ſei es, der ihn zu der Schandthat gedungen. Ojin Tenno, der ſich zwar ſträubte, an Takeutſchi's Schuld zu glauben, war doch durch die Beſchuldigung, welche der Mörder Angeſichts des Todes ausgeſprochen, tief erſchüttert und ordnete ein ſtrenges Gericht an. Unterdeſſen aber hatte ein getreuer Anhänger des Takeutſchi dieſem einen Brief durch einen Eilboten nachgeſandt und ihn von allem, was nach ſeiner Abreiſe vorgegangen, ausführlich in Kenntniß geſetzt. Der Bote erreichte den Takeutſchi, welcher mit großem Gefolge nur langſam reiſte, ziemlich bald; Takeutſchi aber eilte ohne jeden Aufenthalt ſo raſch er konnte zur Reſidenz zurück und langte gerade an dem Tage an, der für die Gerichtsverhandlungen angeſetzt war. Hier mußte nun der edle Miniſter hören, wie ſein eigener Bruder Umaſchi die Klage des Hochverrathes gegen ihn erhob und die Ausſagen des hingerichteten Verbrechers beſtätigte. Entrüſtet trat Takeutſchi vor, und da ihm kein anderes Mittel übrig blieb, ſeine Unſchuld zu erhärten, ſo verlangte er ein Gottesurtheil nach altem Brauche. Ojin Tenno entſchied auch ſofort, daß zwiſchen ihm und Umaſchi die Feuerprobe entſcheiden ſolle. Ein Feuer ward auf dem Gerichtsplatze vor dem Palaſte angezündet und ein großer Keſſel mit Waſſer darauf geſetzt. Als das Waſſer im Sieden war, griff zuerſt Takeutſchi ohne Zaudern bis auf den Boden des Keſſels und zog langſam den Arm hervor; das ſiedend heiße Waſſer hatte ihm nicht die geringſte Verletzung, nicht den mindeſten Schmerz bereitet. Nun

kam die Reihe an Umaschi. Kaum aber hatte dessen Hand das Wasser im Kessel berührt, so stürzte er mit einem lauten Schrei zu Boden, seiner Sinne kaum mächtig. Und dabei kam sein Gewand der Flamme nahe, die unter dem Kessel brannte; es fing Feuer, und der Verräther ging elendiglich zu Grunde. Die Anwesenden aber frohlockten, daß die Götter so sichtlich die Tugend und Redlichkeit beschützten und die Schurkerei bestraften, und der Kaiser bemühte sich, Takeutschi für das ausgestandene Herzeleid nach Kräften zu entschädigen.

Bald darauf starb der Kaiser Ojin, und da ward seine göttliche Natur allen Sterblichen vollends offenbar. Man hatte ihm ein großes Grabmal aufgeschüttet; seine verklärte Gestalt aber stieg vor aller Augen daraus hervor, und in demselben Augenblick senkten sich acht Fahnen aus den Wolken zu ihm herab, blieben dann zu seinen Füßen und trugen ihn im Fluge zu den Himmelsgöttern empor. Seitdem nennt man ihn den Gott der acht Fahnen, Yabata oder Hatschiman, und verehrt ihn als obersten Kriegsgott, dessen wunderbarer Einwirkung viele auch die Großthaten seiner Mutter bei der Unterjochung Koreas zuschreiben. Ein prächtiger Tempel ward ihm bei Yamaschiro errichtet, und da ihm die Tauben besonders heilig sind, ward jener Berg der Taubengipfel genannt. In ganz Japan aber feiert man um die Mitte des Sommers noch jetzt alljährlich ein großes Fest zu Ehren des Yabata, des Sohnes der Jingo und des Enkels des Yamatodake.

Bevor indessen Ojin starb und zu den Göttern aufstieg, trug er Sorge, die Nachfolge im Reiche zu ordnen. Unter seinen Gemahlinnen war ihm die schöne Prinzessin Yakaha besonders theuer, und so beschloß er, ihren Sohn, den Prinzen Ujinowaki, seinen beiden älteren Söhnen vorzuziehen und an deren Statt zum Kaiser zu bestimmen. In Folge dieses Entschlusses berief er diese beiden Söhne vor den Thron und befragte sie, ob sie sich willig dieser Anordnung fügen wollten. Die beiden Prinzen, Oyamori und Osazaki, äußerten sich darüber

ſehr verſchieden; Oyamori murrte und war äußerſt unzufrieden, Oſazaki dagegen unterwarf ſich willig dem Gebote des Vaters und gelobte, demſelben ſtets folgſam zu ſein. Nun konnte Ojin ruhig die Augen ſchließen, und zum Lohne für ſeinen kindlichen Gehorſam beſtimmte er Oſazaki zum oberſten Reichskanzler, während er Oyamori nur die Aufſicht über Jagd und Fiſchfang zutheilte. Das erbitterte denſelben natürlicher Weiſe noch mehr, und kaum hatte Ojin die Augen geſchloſſen, als ſchon die Fahne der Empörung aufgepflanzt ward. Oyamori ſammelte ein großes Heer und gedachte ſeinen jüngſten Bruder, Ujinowaki, damit zu überfallen. Oſazaki aber blieb dem Gelöbniß, das er ſeinem Vater gegeben, treu und warnte den Ujinowaki, der denn auch die Krönungsfeierlichkeiten ſofort abbrach und dem feindlichen Bruder mit bewaffneter Macht entgegenzog. Es war an einem breiten, reißenden Strome, wo die beiden Heere einander begegneten; Ujinowaki lagerte auf den Höhen an dem einen Ufer, Oyamori dagegen verſuchte mit Hülfe von Liſt den Uebergang über den Fluß zu erzwingen und verſteckte zu dieſem Zwecke eine Anzahl auserleſener Bogenſchützen am ſteilen Ufer des Stromes. Ujinowaki ward dies aber gewahr und verſuchte ihm mit Liſt entgegenzutreten; auch er verſteckte eine Schaar Krieger am entgegengeſetzten Ufer, ſich ſelbſt aber verkleidete er als Ruderknecht und miſchte ſich unter die Mannſchaft eines Botes, das er dem Oyamori zur Verfügung ſtellen wollte, um auf demſelben über den Fluß zu ſetzen. Um nun aber nicht beargwohnt zu werden und dadurch in unnöthige Gefahr zu gerathen, ließ er auf einem Hügel, der die Ausſicht auf den Fluß hatte, ein prachtvolles Zelt aufſchlagen und in dieſem einen ſeiner Vaſallen die Rolle des Befehlshabers ſpielen. Seiner ganzen Umgebung ward anbefohlen, dieſem Manne alle kaiſerlichen Ehren zu erweiſen. Das Schiff aber, das ſein verrätheriſcher Bruder beſteigen ſollte, beſtrich er ganz und gar mit klebrigem Pflanzenſafte und machte ſo das Verdeck ſchlüpfrig.

Oyamori kam an den Fluß, gab ſeinen Truppen die

nöthigen Befehle und ſtieg ohne Arg in den Kahn. Er hatte einen Panzer unter dem Obergewande und beabſichtigte nichts geringeres, als das Zelt auf dem Hügel, in welchem er ſeinen Bruder vermuthete, durch einen raſchen Angriff in ſeine Gewalt zu bekommen. Schon war er des Erfolges gewiß, und ſo ſprach er leichthin zu den Ruderknechten, indem er auf das prächtige Zelt hindeutete: „Auf jenen Bergen ſoll ein mächtiger Wildeber hauſen, was meint ihr, werde ich ihn erlegen?“ Ujinowaki, der unerkannt unter den Knechten ſich befand, verſtand ſehr wohl, was der Sinn der Rede war; er ergriff das Wort und erwiderte: „Das kannſt du nicht; jener Eber läßt ſich nicht fangen, ſo oft ihm auch nachgeſtellt iſt.“ Oyamori hatte keine Zeit, darauf zu antworten, denn das Schiff war unterdeſſen in die Mitte des Fluſſes gekommen und begann in der heftigen Strömung zu ſchaukeln. Da ſtrauchelte Oyamori und ſtürzte von dem ſchlüpfrigen Verdecke kopfüber in den Strom, der ihn raſch mit ſich fortriß, obgleich er ſich noch mit Mühe durch Schwimmen oben hielt. Wohl rief er ſeinen Kriegern am Ufer zu, ſie möchten ihn retten; allein dieſe hielten den Ruf für den Befehl, aus ihrem Hinterhalt zum Angriff vorzugehen, und als ſie dies thaten und mit den Pfeilen auf den Bogenſehnen ſich am Flußufer zeigten, da traten auch auf der anderen Seite die Leute des Ujinowaki hervor, und beide Theile hatten ſich gegenſeitig ſcharf im Auge. Dabei achtete nun Niemand auf Oyamori, der den Fluß hinunter trieb und ſchießlich, da ihn die Rüſtung ſehr behinderte, unterſank. Ujinowaki, der nur die Pläne ſeines rebelliſchen Bruders vereiteln wollte, ihm aber nicht nach dem Leben getrachtet hatte, war über dieſen Ausgang ſehr betrübt. Er ließ die Leiche ſuchen, die man auch endlich an einer tiefen Stelle des Fluſſes mit Hülfe von Stangen auffand, welche man in das Waſſer hinabließ und welche raſſelnd an den Panzer des Ertrunkenen anſtießen. So ward denn Oyamori ehrenvoll von ſeinen Brüdern beſtattet, ſein Heer aber unterwarf ſich willig dem Ujinowaki.

Ujinowaki war indeſſen nun nicht mehr gewillt, den Thron zu beſteigen, und hielt es für ein großes Unrecht, ihn dem getreuen Oſazaki vorzuenthalten, der ihn ſelber an Edelmuth ſo ſehr übertroffen hatte. Er bot daher, während er mit dem Heere noch an derſelbe Stätte weilte, welche Zeuge des unglücklichen Ausganges des Oyamori war, dem Oſazaki die Krone des Reiches an. Dieſer dagegen beſtand darauf, daß man den Befehlen des Vaters unverbrüchlichen Gehorſam ſchulde, und wollte von nichts anderem wiſſen. So dauerte der edelmüthige Wettſtreit viele Tage, ſo daß ſogar die Fiſcher der Gegend, welche eigens herangekommen waren, um dem Kaiſer ihren pflichtſchuldigen Tribut darzubringen, ihre Gabe immerdar von einem der Prinzen zum anderen hin- und hertragen mußten, und Niemand wußte, wer Kaiſer war.

Vielleicht hätte dies noch lange gedauert, wenn nicht inmitten der fruchtloſen Verhandlungen Ujinowaki plötzlich geſtorben wäre. Nun beſtieg Oſazaki, der einzige Sohn Ojin's, der noch am Leben war, den Kaiſerthron. Er legte ſich als Kaiſer den Namen Nintoku bei und regierte noch lange ruhmvoll und friedlich Japan und Korea. Zu Anfange ward ihm noch die Beihülfe Takeutſchi's zu Theil, der ein wunderbar hohes Alter erreichte; nach deſſen Ableben aber hielt Nintoku Tenno mit nicht minderer Weisheit die Zügel des Reiches in feſter Hand, ſo daß man ihm nach ſeinem Ableben drei prachtvolle Tempel errichtete und ihn noch heutzutage als einen der glorreichſten Kaiſer der alten Zeit preiſt.

Kenzo und Ninken, Itschinobe's Söhne.

Der Tod des Kaiser Nintoku war der Anfang einer langen Reihe von Wirren, welche die Macht Japans und das Ansehen seines Kaiserhauses schwer schädigten und auch den Verlust der Oberherrschaft über Korea zur Folge hatten. Die einzelnen Glieder der Kaiserfamilie erhoben ohne Unterlaß die Waffen gegen einander, oft fiel der Bruder durch Bruderhand, und die Blutrache raffte eines der Häupter des Geschlechtes nach dem anderen dahin. Einer der Enkel Nintoku's, Ingio, stellte zwar eine Zeit lang die Ruhe wieder her, allein unter seinen Söhnen brachen nur noch unheilvollere Zerwürfnisse aus; sein jüngster Sohn, Yuriaku, bahnte sich durch blutige Thaten den Weg zum Throne und behauptete sich im Besitze der Herrschaft, hatte aber dermaßen unter seinen Verwandten gewüthet, daß nach dem frühen Tode seines einzigen Sohnes kein Mitglied des Kaiserhauses mehr am Hofe zu finden war.

Da erinnerten sich die Großen des Reiches, daß der älteste der Enkel Nintoku's, Prinz Itschinobe, welcher hinterlistiger Weise von Yuriaku ums Leben gebracht war, zwei Söhne gehabt hatte, welchen es gelungen war, den Mördern, die Yuriaku auch gegen sie ausgesandt, zu entfliehen. Man vermuthete, daß sie irgendwo im Verborgenen lebten, und so machte sich einer der Edeln am Hofe, Odate, auf den Weg, um diese übrig gebliebenen Sproßen des erlauchten Herrschergeschlechtes zu suchen.

Nach langen Irrfahrten ward sein Unternehmen von Erfolg gekrönt. Tief im wilden Gebirge, fern von allen menschlichen Wohnungen, vernahm er einstmals Stimmen in einer Höhle; er schlich sich näher heran und sah zwei Jünglinge, die gerade ihr karges Mahl hielten, aus dem kümmerlichen Ertrage ihrer Jagd und aus Beeren und Kräutern des Waldes bestehend. Aus ihren Reden erkannte er, daß es zwei Brüder waren, die sich in innigster Liebe zugethan sein mußten, denn keiner der beiden wollte dem

anderen in irgend einer Weiſe den Vorrang ſtreitig machen, weder beim Mahle ſelber, noch bei dem Geſang und Tanz, mit welchem ſie ſich nachher die Zeit vertrieben. Alſobald hörte er auch, daß es die beiden Prinzen waren, die er ſuchte; und als einer von ihnen die Laute ergriffen hatte, um ſich und ſeinen Genoſſen zu erheitern, aber ſtatt des frohen Liedes, durch die Erinnerung an den erſchlagenen Vater und an ihr eigenes Unglück übermannt, ein Klagelied anſtimmte und nun beide in rührender Weiſe ihrem gepreßten Herzen Luft machten, da trat er aus dem Verſteck, in dem er ſich bis jetzt ruhig gehalten, mit Thränen in den Augen hervor. „Tröſtet euch, edle Prinzen," ſagte er, „euer Leid iſt zu Ende; ich bin gekommen, euch nach Kioto zu geleiten, wo der Thron euer harrt, denn Yuriaku und ſein Sohn ſind todt, ihr ſeid die Einzigen, auf denen die Hoffnung des Landes ruht!"

Mit Staunen vernahmen die Prinzen die Kunde von dem jähen Wechſel von Leid zu Freude; ſie zogen mit Odate, der ſich huldigend vor ihnen niedergeworfen, der Hauptſtadt zu. Das Volk empfing ſie überall mit Freude und Jubel, keineswegs aber die Häupter der mächtigſten Familien des Reiches, und manche derſelben waren durchaus nicht gewillt, ſich ihnen zu unterwerfen. An der Spitze dieſer Unzufriedenen ſtand ein Fürſt Namens Schibi, und dieſer benutzte namentlich den edlen Wettſtreit der Brüder, welche, ganz ihren früheren Gewohnheiten treu, ſich gegenſeitig den Thron nicht rauben wollten, um ſeinen Anhang zu ſtärken. Immer kühner trat er mit ſeinen ehrgeizigen Abſichten hervor und hatte ſogar die Frechheit, eine Prinzeſſin, mit welcher der jüngere der beiden Thronerben ſich verloben wollte, für ſich ſelber in Anſpruch zu nehmen. Ja, bei dem Feſte, mit welchem er ſeine Vermählung feierte, und dem auch die beiden kaiſerlichen Prinzen beiwohnten, reizte er ſie aufs Aeußerſte, indem er in die Lieder, die er ſang, herausfordernde Worte und ſogar Drohungen hineinflocht. Die beiden Prinzen ſahen nun wohl, daß es an ihr eigenes Leben ginge; ſie ſammelten daher nach dem Trinkgelage ſchon in früher Morgenſtunde, bevor Schibi's

Anhänger ſich bei demſelben eingefunden, ihre Getreuen und überfielen und tödteten den übermüthigen Gegner.

Hierauf beſtand Ninken, der ältere der beiden Prinzen, darauf, daß der jüngere, Kenzo, welcher bei dem Streite gegen Schibi zunächſt betheiligt war und daher die Führerſchaft übernommen hatte, den Thron beſteigen müſſe. Nach langem Weigern willigte derſelbe endlich ein und regierte anfänglich milde und gut. Man erzählt, eine weiſe alte Frau habe ſeine Hochachtung und Liebe dadurch erworben, daß ſie ihn ſeines ſchmählich gemordeten Vaters Gebeine finden half, und habe nun auf ſeinen Wunſch in der Nähe ſeines Palaſtes gewohnt und ihn mit gutem Rathe unterſtützt, ſo oft er ſie durch eine Glocke habe zu ſich rufen laſſen. Als die Frau endlich altersſchwach ward und in ihre Heimat zurückkehrte, trauerte Kenzo tief; zugleich ward er aber ſehr rachſüchtig gegen alle diejenigen, welche ehedem ſeinem Vater und ihm ſelber feindſelig waren. Nur das ernſte Zureden ſeines Bruders vermochte ihn, von der gänzlichen Zerſtörung des Grabmales des Kaiſers Yuriaku abzulaſſen, an das er ſchon frevelnd die Hand gelegt; denn wenn Yuriaku auch ſchweres Unrecht verſchuldet, ſo war er doch immer gekrönter Herrſcher Japans geweſen.

Bald darauf ſtarb Kenzo, ohne Söhne zu hinterlaſſen, und ſein älterer Bruder Ninken übernahm nun die Regierung. Er war ein weiſer Herrſcher, ſtarb aber ſchon nach acht Jahren und hinterließ den Thron ſeinem Sohne Muretſu; allein dieſer Sohn war in keiner Weiſe dem Vater gleich, und machte ſich während ſeiner ebenfalls nur achtjährigen Regierung vieler Grauſamkeiten ſchuldig. Als er einſtmals mehrere ſeiner Unterthanen qualvoll hatte hinrichten laſſen, gaben die Götter ihren Zorn zu erkennen und ließen Feuer auf der Hinrichtungsſtätte vor dem Palaſte regnen; allein der Kaiſer blieb verſtockt und ließ nur die Höfe ſeines Palaſtes mit Steinen pflaſtern. Als er ſtarb, überlebte ihn weder ein Sohn, noch ſonſt ein naher Verwandter, und ſo übertrug man die Herrſchaft einem Abkömmlinge des Ojin, der aus ſeinem Fürſten-

ſitze in Omi herbeigeholt wurde und unter dem Namen Keitai zum Kaiſer ausgerufen ward.

Unter Keitai und ſeinen Nachfolgern drang, wie die frommen Legenden beſagen, zuerſt die Lehre Buddha's nach Japan, obwohl es noch Jahrhunderte dauerte, bis ſie feſte Wurzel faßte.

Maſakado.

Die Wirrſale, welche die japaniſche Kaiſerfamilie zerrütteten und ihr Anſehen untergruben, gaben Veranlaſſung, daß Ehrgeizige aus den übrigen hohen und mächtigen Familien ſich erhoben und danach trachteten, die Macht und Herrſchaft an ſich zu reißen. Ganz beſonders waren es zwei Familien, deren ungemeſſene Herrſchſucht das Reich in große Gefahren ſtürzte, die der Taira und die der Minamoto, welche beide reich an hohen Heldengeſtalten ſind. Der Zwiſt, in den ſie geriethen, endete erſt mit der gänzlichen Vernichtung des einen dieſer Geſchlechter, des erlauchten Hauſes der Taira, durch ſeine Widerſacher, die Minamoto. Beide Familien ſtammten von Kaiſertöchtern ab; die der Taira war die ältere und daher anfänglich auch die angeſehenere und mächtigere.

Etwa ſechzehnhundert Jahre nach Jimmu Tenno, 932 Jahre nach Chriſti Geburt, unter einem Kaiſer Namens Schujaku, hatte bereits ein Oberhaupt der Taira-Familie, der mit außerordentlicher Kraft und Klugheit begabte Maſakado, eine große Macht an ſich geriſſen, an deren Spitze er ſich offen gegen ſeinen rechtmäßigen Herrſcher empörte. Die ganze Gegend im Oſten des Reiches, da, wo ſpäter die Hauptſtadt Yeddo oder Tokio entſtand, gehorchte ſeinen Befehlen, und ſelbſt von den Familien, welche ſonſt in allen Fährlichkeiten treu zum Kaiſer zu halten pflegten, waren einzelne Häupter zu ihm übergetreten. Insbe-

ſondere hatte ſich ihm ein General angeſchloſſen, der einer dem Kaiſerhauſe eng verknüpften alten Familie, den Fujiwara, angehörte; aus dieſer Familie aber pflegten die Herrſcher ihre erſten Miniſter zu wählen, und ſo bekleidete auch gerade zu jener Zeit einer der Fujiwara jenes wichtige Amt. Zum Glücke für das Reich ließ ſich dieſer Miniſter indeſſen nicht durch irgend welche Rückſicht auf ſeinen pflichtvergeſſenen Vetter in der treuen Erfüllung ſeiner Pflichten beirren; er ſandte zwei ſtarke Heerhaufen unter bewährten, getreuen Befehlshabern gegen die Rebellen ab, mit dem Befehle, mit äußerſter Strenge gegen dieſelben vorzugehen.

Dennoch währte es volle ſieben Jahr, ehe der Aufſtand unterdrückt ward, und dies war hauptſächlich das Werk Maſakado's ſelber, der viel wunderbare Thaten verrichtete und ſtets die Abſichten ſeiner Gegner zu vereiteln wußte. Endlich aber fiel er in einem Gefechte, und nun gelang es ſehr bald, ſeine Anhänger zu beſiegen.

Noch mehr aber, als zu Lebzeiten, bewies Maſakado nach ſeinem Tode, welche hohe, göttliche Kraft ihm inne wohnte. Sein unverſöhnter Geiſt quälte und plagte die ganze Einwohnerſchaft der Gegend, die ihm ehedem unterthan geweſen, ohne Unterlaß; Peſtilenz, ſchwere Unwetter und andere Drangſale gaben ſein Grollen zu erkennen. In Folge davon errichtete man ihm mehrere Tempel und ordnete einen beſonderen Gottesdienſt für ihn an, indem man ihm den Götternamen Kandamiojin beilegte. Als dies geſchehen, war ſein Geiſt verſöhnt; jene Drangſale, mit denen er das Volk heimgeſucht, hörten auf. Die Verehrung des Kandamiojin aber gewann dadurch neue Kraft und dauert unverändert bis auf den heutigen Tag.

Das Schwert des Fuchſes.

Zu Anfang des zehnten Jahrhunderts, als der Kaiſer Itſchijo in Japan herrſchte, lebte ein ſehr berühmter Waffenſchmied, der Munetſchika hieß. Derſelbe ſchmiedete die beſten Schwerter, die man weit und breit finden konnte, und da er ſich weder Zeit noch Mühe verdrießen ließ, ſo wurde jedes Mal ſein Werk vom beſten Erfolge gekrönt.

Nun begab es ſich, daß unter der Regierung Itſchijo's das Reich von vielen Gefahren heimgeſucht ward; viele mächtige Feinde waren zu bekriegen, und unter ihnen befanden ſich ſogar die Koreaner, welche früher von Japan unterworfen waren, jetzt aber ihrerſeits feindlich heranzogen und einen Einfall in die Inſel Kiuſchiu wagten.

Inmitten dieſer Wirren war Kaiſer Itſchijo geſtorben, und ſein Nachfolger Sanjo, aufgebracht über die Keckheit der Koreaner, beſchloß, dem feindlichen Einfalle mit einem Male ein Ende zu bereiten. Ein Orakelſpruch aber verkündete, daß dazu ein neues Schwert vonnöthen ſei, ſo gut man es nur in Japan anzufertigen vermöchte.

Natürlicher Weiſe konnte nur Munetſchika ein ſolches Schwert liefern, und ſo ſchickte der Kaiſer Sanjo einen der tapferſten Krieger am Hofe, den Taſchibana Mitſchinari, zu dem Schmiede, mit dem Auftrage, ſofort ein ganz vorzügliches Schwert zu ſchaffen, mit deſſen Hülfe der Feind beſiegt werden könnte.

Munetſchika war überraſcht durch den Auftrag, und ſo gern er dem Befehle des Kaiſers nachkommen wollte, ſah er ſich doch außer Stande dazu, denn nichts war vorbereitet und vor allem kein Gehülfe zur Stelle, und ſo war es ganz unmöglich, eine ſolche Waffe, wie ſie der Kaiſer brauchte, ſo ſchnell anzufertigen. Und dennoch that die größte Eile noth.

Munetſchika ſowohl als Taſchibana waren rathlos und untröſtlich. Als ſie aber noch beiſammen ſaßen und klagten, da

erſchien plötzlich ein weißer Fuchs, ein Abgeſandter der großen Göttin von Inari. Dieſer Fuchs befahl dem Schmiede, alles, was dazu gehört, um ein gutes Schwert zu ſchmieden, regelrecht vorzubereiten. Munetſchika machte ſich auch alſogleich ans Werk, und unter der Hülfe des Fuchſes, der alle Handgriffe gleich dem beſten Gehülfen verrichtete, ging alles ſo gut von Statten, daß ſchon nach ſehr kurzer Zeit ein prächtiges, muſterhaftes Schlachtſchwert aus der Schmiede hervorging. Voll Freude und Stolz nahm es Munetſchika in die Hand und pries die Götter, die ihm die Arbeit ſo ſehr erleichtert hatten. Und wie er nun ſtolz auf ſeinen Namenszug blickte, der auf keinem ſeiner Schwerter fehlte, ſo ſah er voll Verwunderung, daß neben ſeinem Namensſtempel noch mit deutlicher Schrift „der kleine Fuchs“ zu leſen war. Das war das Zeichen, daß auf Geheiß der Götter ſelbſt jener Fuchs dem Munetſchika zur Hülfe geſandt war.

Frohlockend brachte Tatſchibana nun das koſtbare Schwert nach der Reſidenz Kioto, und der Kaiſer Sanjo hatte eine ſo große Freude darüber, daß er augenblicklich ſeine beſten, erprobteſten Feldherren, deren einer der erlauchten Familie der Taira, deren anderer der der Minamoto angehörte, herbeirief, ihnen das Schwert übergab und befahl, ſofort gegen die Koreaner zu ziehen. Dieſelben wurden nun auch auf der Inſel Kiuſchiu aufs Haupt geſchlagen und mit Hülfe des wunderbaren Schwertes vertrieben.

Seit dieſer Zeit aber wird das Schwert in der kaiſerlichen Schatzkammer bis zum heutigen Tage ſorgſam verwahrt und in hohen Ehren gehalten.

Koremotſchi.

Koremotſchi, einer der tapferſten Feldherrn des elften Jahrhunderts, war ein leidenſchaftlicher Jäger und durchſtreifte oft mit kleinem Gefolge ein wüſtes und wildes Gebirge, das mit Ahornbäumen dicht beſtanden war. In dieſem Gebirge aber hauſten viele Oni oder böſe Geiſter, welche die Menſchen in Fallſtricke zu locken und in große Gefahr zu bringen pflegten. Auch Koremotſchi ſollte dies erfahren und erlebte eine wunderbare Begebenheit, die man nachmals das Abenteuer auf der Jagd unter den Ahornbäumen benannte, und die man vielfach beſungen hat.

Eines Tages, als der tapfere Krieger auf der Jagd war, ſah er in einer wilden Schlucht unter den Ahornen ein wunderſchönes Mädchen ſich mit den verſammelten Dienerinnen durch Spiel und Tanz ergötzen. Koremotſchi war darüber im höchſten Grade erſtaunt und ſchickte alſogleich einen ſeiner Vaſallen ab, um das ſchöne Mädchen bitten zu laſſen, ihm Zutritt zu gewähren. Der Bote trug ſein Geſuch einer der Dienerinnen der ſchönen Dame vor, und dieſe brachte ihm bald die frohe Nachricht, daß ihre Herrin erfreut ſein würde, einen ſo ausgezeichneten Samurai*) bei ſich bewirthen zu dürfen. Koremotſchi, hochbeglückt durch die Botſchaft, übergab Bogen und Köcher ſeinem Gefolge und trat in den Kreis der lieblichen Frauen. Die ſchöne Dame hieß ihn ſo liebenswürdig willkommen, daß er, von ihrem Weſen bezaubert, ſich niederſetzte und der herrlichen Muſik lauſchte, die ihm zu Ehren angeſtimmt wurde. Die Wirthin ließ es ſich nicht nehmen, ihn ſelbſt zu bedienen, und reichte dem entzückten Krieger die köſtlichſten Speiſen und zum Nachtiſch Confekt und Wein, ſo viel er begehrte. Koremotſchi, nichts böſes ahnend, ſchwelgte nach Herzensluſt in all den Herr-

*) Bezeichnung der adligen Krieger in Japan.

lichkeiten und ſank nach kurzer Zeit in einen tiefen, betäubenden Schlaf. Dies war die Wirkung böſen Zaubers, denn das ſchöne Mädchen war in Wirklichkeit ein blutgieriger Oni, der den tapferen Feldherrn nur herangelockt hatte, um ihn zu verderben. Jetzt, da er in den Zauberſchlaf geſunken war, nahm ihm der böſe Geiſt zunächſt Dolch und Schwert ab, und es war um ihn geſchehen, wenn nicht gerade in dieſem Augenblicke der Gott Yabata oder Hatſchiman, der Schutzgott der braven Krieger, vorüber gezogen wäre, vor dem ſich der Oni verſtecken mußte. Gott Yabata aber, der ſah, in wie große Gefahr eine der beſten Stützen des japaniſchen Reiches gerathen war, und wie Koremotſchi unfehlbar der Wuth der böſen Geiſter erliegen würde, legte, um ihn zu retten, ſein eignes Schwert zur Seite des Schlafenden hin. Und als daſſelbe das Gewand Koremotſchi's berührte, da erwachte derſelbe alſogleich und blickte verwundert in die ganz veränderte Umgebung, die im hereinbrechenden Dämmerlichte doppelt unheimlich ausſah. Der ſchöne Zauberſpuk mit allen den lieblichen Mädchengeſtalten war verſchwunden; an ſeiner Seite aber lag ein fremdes Schwert, und er erkannte wohl des Gottes Nähe, obgleich er ihn nicht ſehen konnte. Muthig ſah er nun allen Gefahren entgegen, ſprang auf und nahm das Schwert zur Hand.

Als aber Yabata vorübergezogen, ſäumte der Oni nicht, hervorzutreten. Das Schwert in Koremotſchi's Hand gewahrend, ſtürzte er mit einer ſchweren Keule bewaffnet auf den Helden los. Koremotſchi aber, der nun den böſen Geiſt in ſeiner wahren Geſtalt erblickte und ſah, was für ein ſcheußliches Geſpenſt er war, wie ihm die langen, wirren Haare um das gräßliche, blutrothe Antlitz hingen, trat ihm mit dem guten Schwerte zu offenem Kampfe entgegen. Das Geſpenſt erkannte ſehr wohl, daß es gegen die Macht des Götterſchwertes nichts ausrichten konnte, ſprang deshalb auf ſeinen Gegner zu und wollte ihn umklammern und erwürgen. Der gewandte Krieger aber machte ſich vom Kobolde frei, verwundete ihn ſchwer und hieb ihm mit dem

heiligen Schwerte das Haupt ab. Alsdann ergriff er daſſelbe und zog, die Trophäe hoch emporhaltend, das Götterſchwert in der Hand, zu ſeinem Gefolge zurück.

Seine Leute waren ſchon in großer Beſorgniß um ihn geweſen und empfingen ihn mit großem Jubel, und als er die Begebenheit erzählte, prieſen ſie ſeinen Ruhm und den des Gottes Yabata, ſo daß die Kunde von dem Abenteuer bald die Welt erfüllte und Koremotſchi's Name fort und fort im Volke lebt.

Yoſchiiye.

Der Nordoſten der Hauptinſel Nippon blieb trotz der Heldenthaten Yamatodakes noch lange Zeit der Schauplatz vieler Empörungen, und oft wußten mißvergnügte Große die nur halb unterworfenen barbariſchen Stämme zum bewaffneten Widerſtande gegen die Kaiſermacht aufzureizen. Namentlich war das elfte Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung reich an ſolchen Aufſtänden, und einer der kaiſerlichen Feldherrn, Yorinoſchi, legte bei einer ſolchen Gelegenheit den erſten Grund zu dem hohen Anſehen, zu dem die Familie der Minamoto, welcher er angehörte, ſich erhob. Schon ſeinem Sohne, Yoſchiiye, war es beſchieden, noch höheren Ruhm zu erlangen. Gegen Ende des elften Jahrhunderts brach im fernen Norden eine abermalige, gewaltige Empörung aus und Yoſchiiye hatte den Oberbefehl über die kaiſerlichen Truppen. Trotz der vielen Wunder der Tapferkeit, die Yoſchiiye verrichtete, koſtete es drei Jahre der Mühen und Gefahren, bevor er völlig Herr des Aufſtandes wurde.

Einſtmals kam er auf dieſen Kriegszügen im wilden Gebirge der Landſchaft Nambu ſammt ſeinem ganzen Heere in die Gefahr, vor Durſt zu verſchmachten, denn weit und breit ſah man nirgends auch nur eine Spur von Waſſer, und alle be-

wohnten Plätze waren viele Meilen weit entfernt. Da erhob Yoschiiye seine Lanze und wandte sich mit heißem Gebet an den Gott Hatschiman, den Hort und Helfer der Krieger Japans, und stieß alsdann, wie von göttlichem Geiste beseelt, mit der Spitze der Lanze gegen einen Felsen. Sofort drang sie tief in das harte Gestein, und als er sie herauszog, folgte ihr ein klarer, lebendiger Quell, so reich an Wasser, daß er das ganze Heer tränkte und dem mächtigen Kitakami-Strome seinen Ursprung gab.

Diese That vor allem verschaffte dem Yoschiiye den Beinamen Hatschimantaro, Jünger des Hatschiman, und gleich dem Hatschiman oder Yabata selber wird er als Kriegsgott von den Japanern verehrt. Oft sieht man ihn in solcher Gestalt abgebildet, auf schnellem Rosse dahinstürmend und mit den Häuptern erschlagener Feinde beladen.

Yorimasa.

Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts regierte in Japan ein guter, von seinen Mannen sehr geliebter Kaiser Namens Konoye, der jedoch kränklich war und zu allen anderen Leiden auch noch eine besonders schwere Plage zu erdulden hatte. Diese Plage verursachte ein abscheuliches Unthier, einem Tiger an Leibesgestalt und durch seine gewaltigen Klauen gleich, aber mit dem Kopfe eines Affen und mit einem langen, mächtigen Schlangenschweife versehen. Dieses Unthier, das die Japaner den Nuye nennen, kam gegen Abend auf das Dach des kaiserlichen Palastes in Kioto und stimmte ein Geheul an, das Niemand zur Ruhe kommen ließ. Dasselbe erreichte um vier Uhr Morgens, zur Tigerstunde nach alter Bezeichnung, seinen Höhenpunkt; bald danach verschwand das Unthier. Der Kaiser ward durch diesen Spuk und durch den giftigen Hauch des Nuye immer kränker und bat wiederholt seine Krieger, den Kampf mit dem Ungeheuer

zu wagen; doch keiner war beherzt genug, das Abenteuer zu bestehen, bis endlich an Yorimasa, einen jungen Krieger aus dem Geschlechte der Minamoto, die Reihe kam, beim Kaiser den Wachtdienst zu versehen. Dieser konnte die Qualen seines Gebieters nicht länger mit ansehen und beschloß, wenn es sein müsse, ganz allein den Kampf zu wagen, indem er auf seine Kraft und Geschicklichkeit im Handhaben des Bogens vertrauete. Er hatte jedoch einen treuen Diener, Inohayata, der es sich nicht nehmen lassen wollte, seines Herren Lebensgefahr zu theilen; mit einer Fackel und einem scharfen Schwerte versehen, blieb er an dessen Seite.

So traten die beiden auf den Hof vor den Palast hinaus, und beim Scheine der Fackel sah alsobald Yorimasa die Augen des Ungethüms grauenhaft funkeln. Im Nu war der Pfeil auf der Sehne, der Bogen angezogen, und mit fürchterlichem Schrei stürzte der Nuye, ins Auge getroffen, vom Dache herunter. Rasch lief Inohayata auf ihn zu und hieb ihm den Kopf ab.

Der Mikado beschenkte den tapferen Bogenschützen, der ihn von dem Unthier befreit und ihm also das Leben gerettet, mit einem der berühmtesten Schwerter seiner Schatzkammer und erhob ihn zu großen Ehren. Das dankbare Volk aber verkündet seinen Ruhm bis zum heutigen Tage.

Raiko und Watanabe.

Der tapfere Krieger Raiko stammte aus dem edlen Geschlechte der Minamoto und gehörte zu der Leibwache des Kaisers. Um jene Zeit war das Leben der Soldaten, denen die Obhut über das Leben des geheiligten Herrschers anvertraut war, weit mehr von Gefahren bedroht, als in späteren Tagen. Böse Geister oder Oni, die in den Dickichten und Sümpfen in den Umgebungen der Residenz Kioto hausten, kamen oft bis unter

die Thore, ja bis in die Vorhallen des kaiſerlichen Palaſtes und erwürgten jeden, der ſich nicht durch eilige Flucht rettete. Das wurmte den heldenmüthigen Raiko gar ſehr, und ſein Zorn gegen die hölliſchen Geſpenſter kannte vollends keine Grenzen, als eines derſelben, ein Oni von gewaltiger Kraft und Stärke, ſich Nacht für Nacht bis unter eine der Pforten wagte und den Kriegern, die dort ſtanden, nach dem Leben trachtete, auch manche derſelben bereits getödtet und in ſein Verſteck mitgeſchleppt hatte. Leider aber war Raiko damals erkrankt und außer Stande, ſein Lager zu verlaſſen. Er redete daher mit einem ſeiner Untergebenen, Namens Watanabe, dem ſtärkſten und unerſchrockenſten aller Krieger der Leibwache nächſt Raiko ſelber. Dieſen fragte er, ob er ſich wohl getraue, an ſeiner Statt das Abenteuer zu beſtehen und mit dem Geſpenſte zu kämpfen. Der tapfere Watanabe willigte ohne Zögern ein und bezog, als es dunkelte, den gefährlichen Wachtpoſten. Sofort ſtürzte auch der Oni über ihn her und packte ihn am Helme, um ihn niederzureißen und mit ſich fortzuſchleppen. Der wackere Krieger jedoch hatte im Nu ſein gutes Schwert gezogen und hieb mit einem Streiche des böſen Geiſtes Arm ab. Mit gräßlichem Geſchrei ſuchte dieſer das Weite, Watanabe aber nahm den gewaltigen Arm des Ungethüms als Trophäe mit und bewahrte ihn ſorgfältig.

Eines Tages kam eine alte Verwandte zu ihm, beglückwünſchte ihn zu der Heldenthat, deren Ruhm in Jedermanns Munde ſei, und bat ihn, ihr doch den Arm des Oni zu zeigen. Dies that denn auch der Krieger gern und willig; kaum aber gewahrte die alte Frau das abgehauene Glied, ſo zeigte ſie ſich in ihrer wahren Geſtalt; denn ſie war nichts anderes als der Oni ſelber, der nur durch Zauberſpuk das Ausſehen der Tante Watanabe's angenommen. Raſch packte der böſe Geiſt den Arm, und mit den Worten: „das iſt mein Arm!“ flog er durch das Dach von dannen. Vergebens lief Watanabe ſo raſch er konnte vor die Thür; er ſah nur noch das Geſpenſt wegfliegen, und die Pfeile, die er eilends ihm nachſchoß, konnten es nicht mehr erreichen.

Nun hatte aller Heldenmuth Watanabe nichts genützt, und Raiko wäre seinem Gefährten gar sehr vonnöthen gewesen; allein er lag immer noch schwer krank. Die Oni aber wollten sich dies zu Nutze machen, und einer derselben kam, um den erkrankten Krieger zu Tode zu quälen. Allein er hatte sich arg verrechnet; Raiko ergriff trotz der Schwäche, in welche ihn die Krankheit versetzt, ohne Zögern sein mächtiges Schwert und hieb dem Oni eine tiefe Wunde, aus welcher das Blut stromweise schoß. Die Blutspur wurde nun von Watanabe und seinen Genossen verfolgt und führte an eine Höhle, in welcher einer der Dämonen hauste, welche den Namen Erdspinnen führen; hier gelang es den Tapferen, dem schwer verwundeten bösen Geiste vollends den Garaus zu machen.

Indessen schien es nunmehr allen dringend geboten, das Oberhaupt der Dämonen selbst anzugreifen und womöglich zu vernichten; denn sonst, das sah man wohl, würde der Uebermuth der bösen Geister nie ein Ende nehmen. Man wartete nur auf Raiko's vollständige Genesung, und als diese bald nach seinem letzten Abenteuer erfolgt war, machte sich eine auserlesene Schaar, zu der auch Watanabe gehörte, unter Raiko's Führung auf den Weg zu der Höhle, in welcher der Oberste der Oni, Schitendoji, seinen Wohnsitz hatte. Raiko ließ es sich nicht nehmen, allein voranzugehen, und da sah er einen scheußlichen Riesen, der aus einem großen Fasse unglaubliche Mengen Reiswein trank und sich so berauschte, daß er umsank und in Schlaf fiel. Nun sprang Raiko rasch herzu und schnitt dem Dämon den Kopf ab; als dies geschehen, mußte er aber Watanabe zu Hülfe rufen, um das Riesenhaupt, das die Größe eines mächtigen Felsblockes hatte, als Siegespreis mit sich fortschleppen zu können.

Von dieser Zeit an waren die Oni entmuthigt; sie wagten sich nicht mehr in die Nähe des Palastes und ließen die wachthabenden Krieger unbehelligt.

Kintoki.

Um dieſelbe Zeit, als Raiko und ſeine Genoſſen durch ihre Heldenthaten unſterblichen Ruhm erwarben, lebte am Hofe zu Kioto ein tapferer und braver Krieger Namens Kurando. Obwohl er ſtets treu und eifrig ſeine Pflicht erfüllte, war es doch mächtigen Feinden und Neidern gelungen, durch verleumderiſche Gerüchte ihm das Vertrauen des Kaiſers zu rauben und ihn endlich ſo anzuſchwärzen, daß er, um nicht als Opfer der Hinterliſt ſeiner Gegner in Schmach und Tod zu gerathen, lieber die Flucht ergriff. Einſam und troſtlos irrte er in den Wäldern um Kioto umher und friſtete dort ein gar kümmerliches Daſein; er war aber wenigſtens in Sicherheit und freute ſich derſelben um ſo mehr, als ſeine treue Gattin ihn aufgeſucht und glücklich gefunden hatte, und als nun ihre gegenſeitige Liebe ihnen über alle Entbehrungen hinweghalf. Auch waren ſie mit vereinten Kräften weit beſſer im Stande, allem Ungemach zu begegnen, und ſelbſt als die Frau die Stunde nahen fühlte, wo ſie einem Kinde das Leben ſchenkte, wußte der Gatte alles ſo einzurichten, daß weder ihr noch dem Kinde das geringſte Ungemach widerfuhr. Nun lebten die drei in ihrer Art glücklich und zufrieden, ohne irgend welche anderen Menſchen zu ſehen, als dann und wann einen armen Holzhauer, und ſo wäre es ſicher noch lange fortgegangen, wenn nicht Kurando ſchwer erkrankt und endlich ſeinen Leiden erlegen wäre.

Jetzt fand es die Wittwe gerathen, mit ihrem Kinde, einem kräftigen Söhnlein, dem ſie den Namen Kintoki gegeben, tiefer ins Gebirge zu ziehen, wo der dichtere Wald ihnen beſſeres Obdach und auch etwas reichere Nahrung bot, und wo ihr keine andere Gefahr drohete, als von wilden Thieren. Gegen dieſe wußte ſie ſich in einer tiefen Höhle ſicher zu ſtellen, in welcher ſie die Nächte zubrachte. Selten kamen Waldarbeiter hierher, und wenn ſie Kintoki und ſeine Mutter ſahen, ſo blickten ſie

mit ängſtlicher Scheu auf dieſelben und nannten den Knaben das Wunderkind, die Frau aber die wilde Mutter.

Kintoki war in der That zu einem wunderbaren Knaben geworden. Alle Thiere des Waldes liebten ihn und folgten ſtets ſeinem Rufe, ſogar die Tengus, die Waldkobolde, waren ihm hold. Auch fürchtete er ſich nicht im mindeſten vor ihnen und ſpielte am liebſten mit den jungen Tengus, die aber nicht immer Luſt hatten, bei ihm zu ſitzen, und oft lieber oben in die Bäume flogen; denn bekanntlich hat ein Tengu Flügel wie die Fledermäuſe und oft auch einen Rabenſchnabel. So kam es, daß einſtmals ſolche jungen Tengus in ihr Neſt auf einen großen Baum geflogen waren, als Kintoki mit ihnen ſich unterhalten wollte, und Kintoki, darüber erzürnt, ſchüttelte den Baum ſo kräftig, daß das ganze Tengueſt zur Erde fiel und die Jungen ängſtlich nach ihrer Mutter ſchrieen.

Gerade in dieſem Augenblicke kam es, daß der berühmte Krieger Raiko auf einem ſeiner vielen Streifzüge, die er gegen die böſen Geiſter unternahm, dort vorbeizog. Er ſah mit Staunen, welch übermenſchliche Kraft dieſer Knabe, der ganz im Walde aufgewachſen war, ſchon im zarteſten Alter beſaß, und beſchloß, ihn mitzunehmen und unter die tapferſten Krieger zu reihen, ſobald er etwas älter geworden und im Gebrauche der Waffen unterwieſen wäre. Allein Kintoki wollte nichts davon wiſſen; er wollte weder ſeine Mutter, noch auch ſeine vielen Geſpielen, Tengus und Thiere des Waldes, verlaſſen. Raiko fragte ihn indeſſen nach ſeinen Eltern, und als er erfahren, wo ſeine Mutter weilte, ging er zu ihr und ſtellte ihr die Sache gehörig vor. Kintoki, ſo ſagte er, würde ſicher ein berühmter Krieger werden und den Ruhm und Glanz ſeiner Familie wieder herſtellen. Auch willigte die Mutter bald ein und beredete ihren Sohn, das Anerbieten Raiko's nicht auszuſchlagen. Sie ſelbſt zog es vor, in ihren Wäldern zu bleiben, obwohl ihr Raiko die glänzendſten Verſprechungen machte. So trennten ſich Mutter und Kind; allein Kintoki, der ein ſtattlicher Held wurde und

ſtets den Raiko auf den gefahrvollſten und ruhmreichſten Zügen begleitete, beſuchte ſie zu ihrer Freude noch oft in der Waldeinſamkeit, bis ſie ſtarb. Danach ward ſie als Schutzgeiſt der Gegend von den Waldbewohnern verehrt und ſoll noch heutigen Tages dort wohnen.

Cametoma.

Lange ſchon hatten ſich die beiden mächtigen und berühmten Familien der Taira und der Minamoto drohend gegenüber geſtanden, als — um die Mitte des elften Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung — der Kampf um den Beſitz der Macht in Japan zwiſchen ihnen zum Ausbruch kam und ein ganzes Menſchenalter hindurch die blutigſten Opfer dahinraffte. So einflußreich indeſſen beide Familien waren, ſo konnten ſie doch nicht daran denken, die Kaiſerfamilie zu entthronen; denn das Volk hing an dieſer durch alle Zeiten mit unerſchütterlicher Treue und hielt an dem frommen Glauben feſt, daß die Abkömmlinge und Abgeſandten der Sonnengöttin Amaterasu einzig und allein zur oberſten Gewalt berufen ſeien. Zwiſtigkeiten der einzelnen Glieder der Kaiſerfamilie ſelbſt waren es daher, welche zu jedem Kampfe den Vorwand lieferten.

Einer der Taira, ein berühmter Feldherr und gewaltiger Regent, Namens Kiomori, hatte ſich am Hofe zu Kioto einen faſt unumſchränkten Einfluß zu verſchaffen gewußt. Die Kaiſer, welche damals regierten, waren wenig thatkräftig und zogen es meiſt nach kurzer Regierung vor, abzudanken und ein beſchauliches Leben zu führen, und ſo ließen ſie dem Kiomori gänzlich freie Hand; wenn aber ehrgeizige Große des Hofes ſich erheben wollten, ſo wußte er ſie mit eiſerner Fauſt zu zügeln. Hierdurch machte er ſich jedoch im Laufe der Jahre bei vielen verhaßt, und als

endlich einer der früheren Kaiſer, Schotoku, der freiwillig dem Throne entſagt hatte, ebenfalls ſehr mißvergnügt ward und gegen allerhand Willkür des Kiomori Einſpruch erhob, ſammelte ſich eine Menge von Vornehmen und Kriegern, namentlich aus der Familie der Minamoto, um ſeine Fahnen. Sie zogen an der Spitze eines ſtattlichen Heeres gegen Kiomori ins Feld, und es kam — im Jahre 1156 — zu einer großen Schlacht.

Der erſte Führer und tapferſte Krieger unter den Gegnern Kiomori's war in dieſem Kampfe Tametomo, der berühmteſte Bogenſchütz, den Japan je gehabt, deſſen Ruhm ſelbſt den des Yorimaſa weit verdunkelte. Tametomo, ein Minamoto und ein Abkömmling des Yoſchiiye oder Hatſchimantaro, beſaß nämlich die Stärke von funfzig Männern; zugleich war ſein linker Arm in Folge beſonderer Gunſt der Götter erheblich länger als der rechte. So war es ihm denn möglich, einen gewaltigen Bogen zu handhaben, den vier Männer nicht zu ſpannen vermochten, und mittels deſſelben Pfeile von fünf Fuß Länge mit ſolcher Kraft zu entſenden, daß ihnen nichts zu widerſtehen vermochte. Allein alle Stärke und aller Heldenmuth half ihm nichts gegen das Kriegsglück des Kiomori; und während ſeine Gefährten, namentlich auch Yorimaſa, Raiko und noch ein anderer Häuptling aus dem Geſchlechte der Minamoto, Yorinaga, den Heldentod fanden oder im Stande waren, ſich in ihr eigenes Schwert zu ſtürzen, ereilte den Tametomo das noch herbere Geſchick, lebend in die Gewalt ſeiner Gegner zu fallen.

Dieſe wußten wohl, welch erbitterten und gefährlichen Feind ſie an Tametomo hatten; allein ſie wollten ihn dennoch lieber als lebenden Zeugen ihres Ruhmes behalten, als ihn tödten. So kamen ſie auf den grauſamen Gedanken, ihm die Sehnen der Arme zu durchſchneiden, damit er nie wieder als Bogenſchütz fechten könne, und ihn in einen eiſernen Käfig zu ſperren.

Wie lange er in dieſem entſetzlichen Zuſtande ſein Leben friſtete, weiß man nicht; er ward wiederholt in dieſem Käfig von einem Orte zu anderen geführt und befand ſich gerade in

der Provinz Idzu, im Südoſten Japans, als er merkte, daß die Wunden, die man ihm an den Armen beigebracht, völlig geheilt waren, und als es ihm gelang, ſeinen Peinigern zu entſpringen. Eine gewaltige Beſtürzung ergriff ſeine Feinde; eifrig forſchte man ihm nach und fand denn auch, daß er auf die nicht weit von der japaniſchen Küſte entfernte Inſel Oſchima, deren Vulkan noch heutzutage weithin ſeinen Schwefelbroden verbreitet, ſich begeben habe. Hier hatten die Bewohner ſofort ſeine Heldenſtärke erkannt und ihn zu ihrem Herrſcher ausgerufen.

Kiomori ſandte eine kleine Flotte gegen ihn und die Inſelbewohner, welche unter Tametomo's Führung ihm trotzten und den üblichen Tribut zu ſenden verweigerten: allein dieſe Flotte hatte ein gar trauriges Schickſal. Tametomo, der ganz ſeine frühere Kraft wieder erlangt hatte, beſchoß die Fahrzeuge mit ſeinen gewaltigen Pfeilen ſo lange, bis auch das letzte derſelben zertrümmert und die ganze Mannſchaft in die Meeresfluthen verſunken war.

Nun aber ſchleuderte er Bogen und Pfeile von ſich ins Meer, ging in ſein Haus und zündete es an; denn er ſah ein, daß er auf die Dauer doch dem Kiomori nicht würde widerſtehen können.

Wunderbarer Weiſe fand er jedoch ſeinen Tod nicht; wie er entkommen, welche Gottheiten ihn nochmals zu großen Thaten beſtimmten und ſein Leben retteten, weiß man nicht. Genug, er ward noch in ſeinen ſpäteren Tagen Herrſcher des Reiches der Lutſchu-Inſeln und Ahnherr des dortigen Königshauſes, indem er ſich mit der Tochter eines der Vornehmen des Landes vermählte. Sein Sohn, der König Sunten, iſt der Stammvater aller ſpäteren Monarchen jener Inſelgruppe.

Yoritomo.

Der blutige Zwiſt der Familien Taira und Minamoto endete mit der Niederlage Tametomo's keineswegs; bald erwuchs dem Sieger, Kiomori, ein neuer gefährlicher Feind in Geſtalt des Bruders des Tametomo, des Yoſchitomo. Das Geſchick und die Energie Kiomori's wußte jedoch auch dieſer Gefahr zu begegnen, und ſchon nach wenigen Jahren gelang es ihm, ſeine Feinde aufs Haupt zu ſchlagen. Die Gefangenen, unter welchen ſich Yoſchitomo's älteſter Sohn befand, wurden hingerichtet; Yoſchitomo gelang es zwar, dem Blutbade zu entrinnen, doch ward er auf der Flucht von Verräthern erdolcht.

Die jüngeren Kinder des Yoſchitomo wurden indeſſen durch merkwürdige Verkettungen des Geſchickes gerettet, und unter ihnen befand ſich auch ſein zweiter Sohn, Yoritomo, der damals erſt zwölf Jahre alt war, aber die Schlacht ſchon als junger Held mitgemacht hatte. Im Gedränge des Kampfes war er von der Seite ſeines Vaters abgekommen und fiel als Gefangener in die Hände eines feindlichen Soldaten, der ihn gebunden nach Kioto ſchleppen und dem Regenten Kiomori vorführen wollte. Nun begab es ſich, daß der Zug der Gefangenen, unter welchen ſich Yoritomo befand, durch ein Dorf zu ziehen hatte, in welchem eine ehemalige Nebenfrau Yoſchitomos mit ihrer Tochter, Yoritomos Halbſchweſter, lebte. Mit tiefem Kummer erkannte dieſe ihren Bruder unter den Unglücklichen, die einem ſicheren Tode entgegen gingen, und rief, ſie wolle mit ihm ziehen und ſein Schickſal theilen. Als die Soldaten ſie zurückwieſen und nicht zu Yoritomo laſſen wollten, lief ſie, ohne ſich zu beſinnen, dem nahen Strome zu und ſprang in die Fluthen, um den Tod zu finden. Dies rührte das Herz des Soldaten, deſſen Gefangener Yoritomo war, und ſo fragte er dieſen, ob er wohl am Leben bleiben möchte. Yoritomo erwiderte: „Ja, das wünſche ich; denn obwohl meine Lage ſo troſtlos iſt, wie möglich, und der

Schmerz um meine Angehörigen mir niemals Ruhe laſſen wird, ſo iſt doch außer mir Niemand da, der für ihr Seelenheil beten könnte.“ Dies bewog den Soldaten vollends, alles aufzubieten, um das Leben des Knaben zu retten, ſofern er es ohne Verletzung der Pflichten gegen ſeinen Kriegsherren vermöchte. Als er in Kioto angelangt war, begab er ſich daher zuvörderſt zu Kiomori's Stiefmutter, einer ſehr frommen Dame, welche als Nonne in einem buddhiſtiſchen Kloſter lebte und bei Groß und Gering in hohem Anſehen ſtand. Dieſe hörte ſein Anliegen, daß ſie Yoritomo unter ihren Schutz nehmen möchte, gütig an und befahl, ihr den Knaben zu bringen. Als ſie Yoritomo erblickte, fand ſie, daß er mit einem Sohne, der ihr früh verſtorben war, eine wunderbare Aehnlichkeit habe, und verſtand ſich ſofort dazu, bei ihrem Stiefſohne Fürbitte für ihn einzulegen. So ward Yoritomo's Leben gerettet. Er ward auch ſehr ehrenvoll, obwohl ſtreng, gefangen gehalten; er mußte in eine entlegene Provinz, zu einem Fürſten Namens Morinaga, ziehen und ward hier von zwei Offizieren, die Kiomori eigens dazu auserſehen, nicht aus den Augen gelaſſen; mit ihrem Leben mußten dieſe beiden dafür haften, daß Yoritomo ſich nie entfernte und nie mit Angehörigen oder Untergebenen ſeiner Familie zuſammen käme.

So lebte Yoritomo Jahre lang in tiefſter Zurückgezogenheit und wuchs zu einem herrlichen Jüngling heran. Wohl ward es ihm oftmals nahe gelegt, er möchte Mönch werden; dann könne er gehen, wohin er wolle, und ſei überall ſeines Lebens ſicher. Dies verſchmähte er aber, denn im ſtillen gab er den Plan niemals auf, ſich endlich doch noch an dem Manne zu rächen, der ihm Vater und Bruder geraubt, ſo geduldig er auch wartete und ſo wenig er, ſolange die Zeitläufe ungünſtig blieben, ſich auch nur das geringſte merken ließ.

Doppelt freute es ihn aber, daß er dem weltlichen Leben nicht entſagt hatte, als er zu der wunderſchönen Maſago, der älteſten Tochter ſeines oberſten Gefangenwärters, des Fürſten Morinaga, eine heftige Liebe faßte. Zwar war dieſe ſeine Liebe

anſcheinend hoffnungslos; als Gefangener durfte er es kaum wagen, mit einer Werbung um die edle Fürſtentochter hervorzutreten. Ein Umſtand indeſſen, der Anfangs nur neue Hinderniſſe herbeizuführen ſchien, brachte ihn gegen alles Verhoffen an das Ziel ſeiner Wünſche.

Maſago's Mutter war früh geſtorben, Morinaga hatte ſich abermals vermählt und beſaß noch eine jüngere Tochter aus zweiter Ehe, die aber bei weitem weniger ſchön war als Maſago. Dieſe jüngere Schweſter ſeiner Geliebten nun hatte ſich ihrerſeits in Yoritomo verliebt und überredete ihre Mutter, dies demſelben kund zu geben. Yoritomo war in Verzweiflung; ſollte er den Morinaga, der ſtets gütig gegen ihn geweſen war, dadurch gegen ſich aufbringen, daß er die Hand ſeiner Tochter verſchmähete? Wenn ihm hier neue Feinde erſtanden, ſo war das Ende nicht abzuſehen: vielleicht würde ſein Leben in Gefahr kommen, mindeſtens aber hätte er eine viel ſchwerere und troſtloſere Haft zu gewärtigen. Auch bedachte er, daß Maſago noch gar nichts von ſeiner Liebe wiſſe und vielleicht ganz gleichgültig gegen ihn geſtimmt ſei. So ſchrieb er denn mit ſchwerem Herzen einen Brief, in dem er um die Hand von Morinaga's Tochter bat, und beauftragte einen alten, vertrauten Diener, dieſen Brief der jüngeren Tochter, der Schweſter der Maſago, zu übergeben.

Der treue Diener aber hatte den Schmerz ſeines Herrn wohl bemerkt; er wußte, wie ſehr derſelbe die Maſago liebte, denn er hatte gar oft die Klagen gehört, welche dieſer in der Einſamkeit ob ſeiner hoffnungsloſen Liebe laut werden ließ. So beſchloß er denn, auf eigne Gefahr hin dem Yoritomo zum Ziele ſeiner Wünſche zu verhelfen. Als er in die Wohnung der beiden Schweſtern kam, übergab er den Brief nicht der jüngeren, ſondern der Maſago.

Dieſe war darüber hocherfreut; denn ohne daß es Yoritomo ahnte, erwiderte ſie ſeine Liebe ebenſo heiß und innig. Nun traf es ſich gar wunderbar, daß ſie ſo eben von ihrer Schweſter einen

glückverheißenden Traum erhandelt hatte, wie dies unter den jungen Mädchen in Japan öfter vorkommt.

Der jüngeren Schweſter hatte nämlich geträumt, eine weiße Taube käme in ihren Schoß geflogen und legte ein goldenes Ei. Maſago, die ohne Unterlaß an Yoritomo dachte, bezog dies auf Niemand anders als auf ihn; ſie machte ihrer Schweſter den Vorſchlag, ſie möge ihr den Traum und alles, was damit zuſammenhänge, überlaſſen und dagegen einen zauberkräftigen Spiegel hinnehmen, welcher ſeiner Beſitzerin herrliche Schönheit verleihe; die Schweſter, die hierdurch eben ſo ſchön zu werden hoffte, wie Maſago, hatte freudig eingewilligt. So fand es denn auch die jüngere Schweſter ganz in der Ordnung, daß jenes Schreiben Yoritomo's an Maſago gelangte, und verſprach ſogar, ſie wolle der Maſago behülflich ſein, des Geliebten Hand zu erlangen. Maſago aber gab dem Diener ein Antwortſchreiben mit, in welchem ſie Yoritomo's Bewerbung annahm und ihm ihrerſeits ihre Zuneigung zu erkennen gab.

Yoritomo fühlte ſich überglücklich; er eilte nun zu Morinaga und brachte ſeine Bewerbung an. Aber ach, er kam zu ſpät; Morinaga hatte ſo eben erſt einem ſeiner beſten Freunde die Hand ſeiner älteren Tochter zugeſagt und bereits die Hochzeitsfeierlichkeit anberaumt. Es that ihm leid, den Wünſchen ſeiner geliebten Tochter Maſago und auch des Yoritomo, für dem er aufrichtige Freundſchaft fühlte, entgegen zu treten; allein ſeine einmal gegebene Zuſage konnte und durfte er nicht zurücknehmen.

Als indeſſen Maſago dies vernahm, war ſie keineswegs gewillt, ſich ohne weiteres zu fügen, vielmehr ſchickte ſie eine Botſchaft an Yoritomo, durch welche ſie ihn aufforderte, er ſolle, noch ehe ihre Verheirathung ſtattfände, kommen und ſie in ſein Haus holen. Dies that denn auch Yoritomo ohne Zögern, und als er Maſago glücklich unter ſein Dach gebracht, vermählte er ſich mit ihr durch die übliche Ceremonie des Weintrinkens; anderen Tages aber begaben ſich beide Gatten zu Morinaga und baten

ihn um Verzeihung. Da er nun das Geſchehene nicht mehr ändern konnte, ſeine Tochter aber ebenſo innig liebte, als er dem Yoritomo zugethan war, ſo verzieh er ihnen nicht nur, ſondern wußte auch den Bräutigam, welchen Maſago verſchmäht, bald wieder zu verſöhnen. Seit jener Zeit aber ward er immer enger mit Yoritomo befreundet, ſo daß dieſer ihn endlich in ſeine Pläne einweihete und einen ſeiner treueſten Helfer an ihm fand.

Es währte jedoch noch eine Reihe von Jahren, bevor Yoritomo daran denken konnte, ſich offen gegen Kiomori aufzulehnen. Aber endlich kam doch die Zeit heran, denn der Uebermuth des Gewalthabers war von Jahr zu Jahr geſtiegen, und die Zahl ſeiner Feinde vermehrte ſich fortwährend. Ein gewaltiger Heerhaufen hatte ſich unter dem Befehl Yoritomo's geſammelt und rückte von Oſten her heran; Kiomori's Streiter kamen ihnen von Kioto aus entgegen, und im Hakonegebirge, am Fuße eines Berges, den die alten Geſchichtsbücher Iſchibaſchiyama, den Berg an der Felsbrücke nennen, ſtießen die beiden Heere auf einander. Yoritomo leuchtete allen voran durch ſeine unvergleichliche Tapferkeit; es war, als ob der Kriegsgott Hatſchiman ſelber ſeine Pfeile lenkte, denn jeder derſelben ſtreckte einen Feind zu Boden. Doch das erprobte Kriegsglück Kiomori's ließ auch diesmal ſeine Gegner nicht zum Siege gelangen, und ſchließlich räumten dieſelben in wilder Flucht den Kampfplatz.

Auf dieſer Flucht ſchirmte der Götter Hand den Yoritomo recht ſichtlich. Die Feinde waren ihm und einem treuen Waffengefährten Namens Nawozane dicht auf den Ferſen; da machte dieſer dem Yoritomo, der aufs äußerſte erſchöpft und kaum noch im Stande war, weiter zu fliehen, den Vorſchlag, er möchte ſich in einem hohlen Baume verbergen, während er ſelber weiter flüchten und die Feinde hinter ſich her locken wollte. Nun hielten freilich die Verfolger bei dem hohlen Baume ſtill und ließen Nawozane ruhig entkommen; denn ſie muthmaßten, daß der eine Krieger, den man nicht weiter fliehen ſah, ſich dort verborgen habe. Einer von ihnen nahm ſogar ſeinen Bogen und ſtieß mit ihm in die

Höhlung des Baumes hinein. Schon berührte er faſt den Panzerärmel Yoritomo's, und dieſer gab ſich verloren, als ein Taubenpaar aus dem Baume emporflatterte und den feindlichen Kriegern die Ueberzeugung gab, daß an dieſer Stätte kein Menſch verſteckt ſein könne. Man ſagt, dies Taubenpaar ſei ausdrücklich zu Yoritomo's Rettung vom Gotte Hatſchiman ſelber entſandt. Yoritomo aber pries das Wunder und verlieh nachmals, als er zur Macht gelangt, den Nachkommen ſeines Freundes Nawozane eine Taube als Wappenzeichen. Noch aber war Yoritomo nicht außer Gefahr, da die feindlichen Soldaten emſig die ganze Nachbarſchaft durchſuchten; allein die Götter halfen ihm weiter und verjagten durch einen gewaltigen Platzregen ſeine Verfolger.

So entkam Yoritomo nach Kamakura, wo ſich ſeine Freunde aufs neue um ihn ſcharten und namentlich ſein Schwiegervater ihm zahlreiche Kampfgenoſſen zuführte. Er zog nun abermals aus und war auf ſeinem Marſche nach Weſten bereits an den Fujifluß gelangt, als ihm am jenſeitigen Ufer des hoch angeſchwollenen Stromes ein weit ſtärkeres Heer entgegentrat, das der ſtets kampfbereite Kiomori auf die Kunde von dem abermaligen Angriffe gegen ſeine Widerſacher ausgeſandt hatte. Wohl wären die Streitkräfte Yoritomo's auch diesmal verloren geweſen und der Uebermacht erlegen, wenn nicht die Macht des Stromes das Heer Kiomori's am Ueberſchreiten gehindert hätte. Während nun aber die Heere ſich gegenſeitig ängſtlich beobachteten, kam es einigen der Soldaten im Heere Kiomori's in den Sinn, ihre Gegner zu überfallen, und zu dieſem Behufe ſuchten ſie im früheſten Morgengrauen ein Furt auf, deren Lage ſie von früher her kannten, die aber wegen der Ueberſchwemmung der Flußufer nicht gleich zu finden war. Während die Schar nun in den ſumpfigen Niederungen ſuchend hin und her ritt, ſtieß ſie auf eine große Menge wilder Enten, die ſich mit ungeheurem Geſchrei erhoben und gegen das Lager der Truppen Kiomori's heranflogen. Nun glaubten dieſe, daß ihre Feinde die Furt entdeckt und zu einem Ueberfalle benutzt hätten, und eine unerklärliche Angſt trieb ſie

in weite, weite Flucht. Als das Heer Yoritomo's am Morgen erwachte, ſah es zu ſeinem Erſtaunen keinen Feind mehr am anderen Ufer. Man befeſtigte nun die eigene Stellung; Yoritomo kehrte, von froher Hoffnung erfüllt, nach Kamakura zurück und ſammelte immer mehr Streitkräfte zu dem Rachekampfe, deſſen Ausgang indeſſen Kiomori nicht erlebte; denn er ſtarb ſehr bald nach den eben erzählten Begebenheiten, und wie die Sage berichtet, ward er zur Strafe ſeiner Gewaltthätigkeiten, von denen ſelbſt Glieder der Kaiſerfamilie nicht immer verſchont blieben, von einem inneren Feuer verzehrt.

Erſt nach dem Tode dieſes übermächtigen Widerſachers war dem Yoritomo und ſeinen Verwandten der endliche Sieg beſchieden, in Folge deſſen Yoritomo unter dem Titel eines Schogun oder kaiſerlichen Obergenerales — ganz ähnlich den ſpäteren, bis vor kurzem in Japan regierenden Schogunen — in den Beſitz der höchſten Macht im Reiche kam.

Nawozane.

Als nach Kiomori's Tode Yoritomo und deſſen Anhänger ſiegreich vorrückten und den langen Streit, der das Reich ſo lange verwüſtet, zur Entſcheidung brachten, geſchah es, daß von ihnen eine Feſtung, Iſchitani, belagert wurde; die Beſatzung derſelben leiſtete jedoch heldenmüthigen Widerſtand und machte den Belagerern viel zu ſchaffen. Dieſe hielten deshalb eifrig Wacht, und ſo kam es, daß Nawozane, ein erprobter, älterer Krieger, derſelbe, der einſtmals Yoritomo's Leben auf der Flucht hatte retten helfen, auf ſeinem Pferde die Feſtungsgräben entlang ritt und auf alles ſpähete, was an den Thoren und innerhalb der Wälle vorging. Da ſah er einen Krieger mit den Feldzeichen der Gegner aus der Feſtung hervorreiten und, ſein Pferd am

Zügel haltend, in ein Boot ſteigen, das augenſcheinlich im Feſtungsgraben auf ihn gewartet hatte. Nawozane rief ihn alſogleich an und forderte ihn zu einem Zweikampf heraus. Der andere nahm dies, wie es ſich geziemte, an, landete und führte ſein Pferd aus dem Boote; dann ſchwang er ſich in den Sattel und drang auf Nawozane ein. Der Kampf hatte noch nicht lange gewährt, als Nawozane ſah, daß ſein Gegner, ein junger Krieger, Namens Atſumori, ihm an Geſchicklichkeit in der Führung der Waffen und an Kraft durchaus nicht gewachſen ſei, und da der Muth und die Tapferkeit ſeines Gegners ihm hohe Achtung einflößten, ſo warf er großmüthig ſein Schwert weg. Atſumori aber wollte ihm nicht nachſtehen; er folgte ſeinem Beiſpiel und begann, indem er ſein Pferd hart neben das des Gegners trieb, einen Ringkampf im Sattel. Wiederum ſtritt Atſumori entſchloſſen und mit Aufgebot aller Kräfte, und als er endlich ſich nicht länger halten konnte und zu Boden ſtürzte, riß er den Nawozane mit ſich. Nawozane aber lag obenauf, und bald glückte es ihm, den goldverzierten Helm Atſumori's abzureißen. Da ſah er nun das bleiche Geſicht eines Jünglings, der kaum dem Knabenalter entwachſen war, und mit Schaudern dachte er ſeines eigenen Sohnes, der ebenfalls am Kriegszuge Theil nahm und vielleicht zur ſelben Zeit in ähnlicher Weiſe einem übermächtigen Gegner erliegen mußte. Thränen entquollen ſeinen Augen, und mit Klagen gegen das Verhängniß ſtand er ab von der Tödtung Atſumoris, der wehrlos vor ihm lag. Dieſer aber war viel zu ſtolz, das Leben als Geſchenk aus der Hand eines Feindes anzunehmen und rief: „Schmach über dich, Nawozane, wenn du zögerſt, mir den Tod zu geben, der mich allein von Schimpf und Ehrloſigkeit erretten kann! Willſt du mich als Feigling, als Flüchtigen brandmarken, nachdem ich doch als tapferer Krieger dich bekämpft habe, ſo lange ich vermochte?" Das ſah Nawozane wohl ein, und blutenden Herzens ſchnitt er dem mannhaften Gegner, der den Tod der Unehre vorzog, das Haupt ab. Er kam mit dem Siegeszeichen heim ins Lager;

aber weder das Zujauchzen der Kameraden, noch der Lohn, den ihm der Feldherr verhieß, vermochten ihn zu tröſten. Sogar die Würde eines Generals, die ſo lange ſein Streben geweſen und die ihm nun angeboten ward, ſchlug er aus und begab ſich als Mönch in ein buddhiſtiſches Kloſter, der Sekte angehörig, welche ihre Lehre den Weg zur Seligkeit nennt. Und um dieſer Seligkeit ſicher theilhaftig zu werden, ritt Nawozane auf ſeinem Eſel ſtets verkehrt, das Geſicht dem Schwanze zugewandt, und ſagte: „So habe ich allem irdiſchen Ruhme den Rücken gekehrt und hoffe dafür dereinſt vom erhabenen Buddha meinen Lohn zu erhalten und zu der Seligkeit zu gelangen, zu der ich den Weg betreten habe.“

Yoſchinaga.

Kaum hatte die Familie der Minamoto den entſcheidenden Sieg über Kiomori's Söhne und Nachfolger und über die ſämmtlichen Anhänger der Familie der Taira erfochten, als zwiſchen den Häuptlingen der ſiegenden Partei die Zwietracht ausbrach. Vor Allen war ein Vetter Yoritomos, Yoſchinaga, anmaßend und beſtrebt, die Früchte des gemeinſamen Handelns für ſich allein zu ernten. Schon war es ihm gelungen, beim Kaiſer ſeine Ernennung zum Oberfeldherrn zu veranlaſſen, welche Yoritomo für ſich ſelber beanſpruchte, als alle ſeine Verwandten ſich gegen ihn erhoben und ein mächtiges Heer gegen ihn ausſandten. Befehligt wurde daſſelbe von zwei Halbbrüdern Yoritomo's, von Noriyori und dem hochgefeierten Helden Yoſchitſune. Raſch und entſchloſſen drangen dieſe gegen Kioto vor, in welchem Yoſchinaga ſeine Streiter geſammelt hatte, und begannen in der Nähe der Stadt den Kampf mit ſolchem Ungeſtüm, daß Yoſchinaga, als er auf die Kunde von dem Angriff in das

Feld eilte, ſchon in das Gewirre der Flüchtlinge gerieth, welche vor den Streitern Yoſchitſune's nach allen Seiten hin auseinander ſtoben. Zähneknirſchend mußte Yoſchinaga ſelber weichen, denn es war zu ſpät, ſeine von Angſt und Schrecken ergriffenen Soldaten auf's neue zu ſammeln und das Gefecht zum Stehen zu bringen. Er wandte ſich aber ſeitwärts von dem wilden Getümmel der Flüchtlinge zwiſchen Reisfelder und ritt auf den Dämmen zwiſchen den einzelnen Ackerſtücken hin; Niemand begleitete ihn als ſein getreuer Vaſall Kanehira und deſſen Schweſter Tomoye, eine der Frauen Yoſchinaga's. Dieſe Tomoye ſtand aber an Muth und Stärke keinem Manne nach und hatte an ihres Gatten Seite ſchon oftmals Proben der größten Tapferkeit gegeben.

Die Soldaten Yoſchitſune's begaben ſich alſobald eifrig auf die Verfolgung Yoſchinaga's, den ſie an ſeiner Helmzier als einen der feindlichen Feldherren erkannten. Lange hielt ſie Kanehira, der einen Bogen von gewaltiger Größe geſpannt in der Hand hielt und ſich beſtändig umblickte, in weiter Entfernung; da aber trat Yoſchinaga's Pferd fehl und ſtürzte ſammt dem Reiter von dem ſchmalen Damme zwiſchen zwei Reisfeldern in eins der ſumpfigen Feldſtücke. Es überſchlug ſich und war nicht im Stande, ſich herauszuarbeiten, und Yoſchinaga, der mit Mühe den Damm wieder erklettert hatte, bat ſeinen Freund Kanehira, ihm ſein Pferd abzulaſſen. Kanehira wandte ſich um und war im Begriff, die Bitte Yoſchinaga's zu erfüllen, als dieſen aus den Reihen der Feinde, welche unterdeſſen näher herangekommen waren, ein Pfeilſchuß mitten auf die Stirn traf und zum Tode verwundete. Nun ergriff den Kanehira wilde Verzweiflung; acht Pfeile waren ihm noch geblieben, und mit jedem tödtete er einen der Verfolger; dann zerſchlug er Bogen und Köcher, ſteckte die Spitze ſeines Schwertes in den Mund und ſtürzte ſich kopfüber vom Pferde, ſo daß das Eiſen ihm bis ins Herz drang. Tomoye war unterdeſſen von Feinden umringt, allein ſie trieb ſie zurück und erſchlug den

Führer, deſſen Haupt ſie als Sühnopfer ihrem ſterbenden Gatten brachte. Dieſer aber beſchwor ſie mit den letzten Worten, die er noch zu reden vermochte, ſie möge nicht im Kampfe den Tod an ſeiner Seite ſuchen, ſondern leben bleiben, um für das Heil ſeiner Seele zu beten. So legte ſie denn ihre Waffen auf immerdar ab; die Feinde, die ihren Muth und ihre Treue ehrten, ließen ſie ungehindert ziehen, und ſie begab ſich in ein Kloſter fern im Gebirge. Hier verlebte ſie den Reſt ihrer Tage in tiefer Trauer und in unabläſſigem Gebete für ihren geliebten Gemahl und ihren in ruhmvollem Verzweiflungskampf an ſeiner Seite gefallenen Bruder.

Yoſchitſune und ſein getreuer Benkei.

Als Yoſchitomo, der Vater Yoritomos, nach verlorener Schlacht von Mörderhand fiel, überlebten ihn außer dem letzteren noch zwei jüngere Söhne, die Kinder einer Nebenfrau, welche Toki hieß. Unter den äußerſten Drangſalen, inmitten wüſten Schneegeſtöbers gelang es der Toki, mit ihren beiden Söhnlein zu entfliehen, deren älteres Noriyori hieß, deren jüngeres aber, damals noch Säugling, derſelbe Yoſchitſune war, den ſeitdem alle Japaner aufs Höchſte zu preiſen und zu verherrlichen nicht müde werden.

Während Toki ſo durch den Schnee unermüdet ihren Weg ging, nur von dem Beſtreben geleitet, ihre Kinder in Sicherheit zu bringen, da begegnete ihr ein Soldat aus dem feindlichen Heere. Wohl ſchlug ſein Herz voll Mitleid, und er dachte nicht entfernt daran, die Aermſten gefangen zu nehmen und ſeinem Herrn, dem gewaltthätigen Kiomori, auszuliefern. Vielmehr ließ er ſich in ein freundliches Geſpräch mit der Mutter ein, aus dem ſie zu ihrem Schrecken entnahm, daß Kiomori, welcher

Kunde von ihrer Flucht erhalten, ihre Eltern an ihrer Statt eingekerkert habe und mit dem Tode bedrohe. Was ſollte die Unglückliche nun thun? Ihre Eltern dem Tyrannen zu überlaſſen, das ſtritt gegen die heiligſten Pflichten; ihre Kinder zu opfern, überſtieg ihre Kräfte. Da faßte ſie einen kühnen Entſchluß. Ihrer großen Schönheit ſich wohl bewußt, ging ſie zur Hauptſtadt zurück und begab ſich geraden Weges zu Kiomori, um ſelbſt bei ihm um das Leben der beiden Knaben zu flehen. Und ihr Plan gelang vollkommen. Kiomori, von ihren Reizen bezaubert, warb um ſie; ſie ſträubte ſich, ihn, durch den ihr Gatte ſeinen Tod gefunden, zu erhören, allein als er in ſie drang, willigte ſie ein, wenn er ihren Kindern das Leben ſchenken und dies ihr feierlich geloben wolle. Zwar wurden unter Kiomori's Anhängern warnende Stimmen laut, doch blieb er ſeinem Worte treu und begnügte ſich, die beiden Knaben von der Mutter zu trennen.

So kam Yoſchitſune, ſobald er der mütterlichen Pflege irgend entrathen konnte, in ein Kloſter, das tief im Walde lag. In dieſem Kloſter von Kurama verlebte Yoſchitſune einſame Tage; ſein einziges Vergnügen war, im Walde umherzuſtreifen und ſich mit deſſen wilden Bewohnern zu befreunden. Dabei erlangte er eine wunderbare Stärke, und ſeine Gefährten im Kloſter nannten ihn nur Uſchiwaka, den jungen Stier.

Auf ſeinen Streifzügen durch die dichteſten Gebüſche und durch die wildeſten Geklüfte traf er einſtmals bei einer alten Ceder einen ſehr großen Tengu, einen jener geflügelten Kobolde, vor denen ſich ſonſt die Menſchen ſo ſehr fürchten. Dem Yoſchitſune aber war ſolch ein Gefühl fremd; zutraulich ging er auf den Tengu zu, und dieſer fand ein ſolches Wohlgefallen an dem ſchönen, ſtarken Knaben, daß er ihn in allen ſeinen Künſten unterrichtete. So lernte Yoſchitſune ſpringen, wie es ſonſt nie ein Sterblicher vermocht hat; beim Fechten war er ſo behende, daß ihm Niemand etwas anhaben konnte, während er von allen Seiten dichte Hiebe auf den Gegner hageln ließ. Zum Andenken

an jene Begegnung verehren noch heute die Japaner den großen Baum, bei welchem sie stattfand.

Als die Gerüchte von der großen Stärke und von der Gewandtheit im Fechten, welche Yoschitsune erlangt hatte, zu den Ohren Kiomori's kamen, reuete diesen wohl sein ehemaliger großmüthiger Entschluß; allein die Reue kam zu spät, denn Yoschitsune hatte nicht so bald vernommen, daß der Tyrann ihn mit argwöhnischem Auge ansehe, als er auch ohne Zögern das Weite suchte. Ein Eisenhändler aus einer der nördlichen Provinzen, der oft im Kloster verkehrte, half ihm entweichen und nahm ihn verkleidet mit sich; sie durchzogen zusammen das Land und befreundeten sich sehr, und Yoschitsune fand bereits auf dieser Reise Gelegenheit, seine Dankbarkeit zu bethätigen, indem er allein und unbewaffnet einen ganzen Trupp von Räubern in die Flucht schlug. Als er jedoch abermals in Kadzusa einen siegreichen Kampf mit Räubern bestand und fünf derselben tödtete, da verbreitete das Gerücht weithin seinen Ruhm, und er mußte fürchten, daß dasselbe bald seinen Weg zu Ohren Kiomori's finden möchte. So mußte er weiter und weiter fliehen und gelangte endlich im äußersten Norden Japans zu einem braven und mächtigen Stammeshäuptling, Namens Hidehira, der ihn bei sich behielt und vor Entdeckung schützte.

Hier wartete der junge Held seine Zeit ab, und als endlich der rechte Augenblick gekommen, da war er es, der die heldenmüthigsten Thaten im Kampfe gegen die Feinde seines Hauses, gegen die Taira, verrichtete.

Zu Beginn dieser seiner Kriegerlaufbahn war es, daß er mit dem riesengroßen, unbändig starken Benkei zusammentraf.

Dieser Benkei war eigentlich ein Mönch. Zu jener Zeit aber waren viele der Mönchsorden sehr kriegerisch gesinnt, und manchmal glichen die Klöster eher starken Burgen, als friedlichen Gotteshäusern. Es kam sogar damals — und auch noch in viel späteren Zeiten — vor, daß die waffenkundigen Ordensbrüder im Gebirge der Gewalt des Kaisers und seiner Feldherrn

trotzten und erſt nach hartem Kampfe unterworfen wurden. Insbeſondere war dies auch mit Benkei's Kloſter zu Hieſan der Fall, und ſo kann es kaum überraſchen, daß der rieſenſtarke Benkei nicht blos manche erſtaunliche Kraftſtücke ausführte, ſondern auch in den Waffen geübt und einer der berühmteſten Krieger ſeiner Zeit war. Als Beweis ſeiner großen Stärke erzählt man, daß er aus einem Nachbarkloſter eine große Glocke entwandte und ganz allein auf ſeinem Haupte in ſein Kloſter trug. Dies half jedoch wenig, da die beſtohlenen Mönche durch Zauberkraft der Glocke ihren Klang nahmen, den ſie erſt wieder erhielt, als ſie den rechtmäßigen Eigenthümern zurückgegeben war. Man erzählt ferner, daß Benkei, um ſich zu ſättigen, einen großen eiſernen Keſſel von fünf Fuß im Durchmeſſer ganz allein zu leeren pflegte.

Um die Zeit, als Yoſchitſune nach Kioto zurückkehrte, pflegte Benkei Abends ſich auf der dortigen großen Brücke aufzuſtellen und von den Vorübergehenden eine Abgabe zu erheben. Dagegen wehrte er andere Wegelagerer und alles Raubgeſindel ab, und zu dieſem Behuf trug er eine Hellebarde mit langer Klinge, von ungeheurem Gewicht und erſtaunlicher Länge.

Als nun Yoſchitſune von dieſem gewaltig ſtarken Manne hörte, beſchloß er, ſeine Kräfte mit ihm zu meſſen, und ließ deshalb dem Benkei zu Ohren kommen, daß ein Räuber auf die Brücke kommen werde und ſich vorgenommen habe, mit ihm zu kämpfen. Und als der Abend gekommen, begab ſich Yotſchitſune als Räuber verkleidet auf die Brücke; Benkei fand ſich ebenfalls pünktlich ein, es kam zu einem Wortwechſel und endlich zum Zweikampf. Dieſer aber hatte einen ganz anderen Ausgang, als Benkei, der viel, viel größer als Yotſchitſune war, wohl erwartete; die Sprünge des gewandten Fechters, des Schülers eines Tengu, brachten ihn bald völlig in Verwirrung; die Streiche kamen ſo unerwartet und kräftig, daß gar bald des Rieſen Hellebarde auf die Erde fiel, und demüthig erkannte er ſeinen Meiſter in dem Anfangs mißachteten Gegner. Nun bat Benkei

um ſein Leben und gelobte, dem Sieger treu zu folgen. Das aber war eben Yoſchitſune's Wunſch geweſen; er ſchenkte dem Beſiegten das Leben und nahm ihn, nachdem er ſich ihm zu erkennen gegeben, in ſein Gefolge auf. Benkei lohnte ihm durch unwandelbare Treue und Hingebung auf allen noch ſo beſchwerlichen Kriegszügen und in allen Gefahren und war ihm ſtets auf den erſten Wink gehorſam, koſte es, was es wolle. So erzählt man, daß einſt auf einem eiligen nächtlichen Marſche durch ein wildes Gebirge Yoſchitſune ſehr beſorgt ward, ob ſeine Soldaten auch den rechten Weg nicht verfehlten; denn es war für das Gelingen des ganzen Feldzuges von äußerſter Wichtigkeit, daß er mit ſeinem Heere anderen Tages an der verabredeten Stelle, vor der feindlichen Feſtung Iſchitani, rechtzeitig eintraf. Als aber Benkei kaum davon Kenntniß erhalten hatte und keine Möglichkeit ſah, Fackeln für die Truppen herbeizuſchaffen, da erfüllte ihn der Wunſch, ſeinem geliebten Feldherrn zu willfahren, ſo ſehr, daß er jede Rückſicht der Menſchlichkeit aus den Augen ſetzte und alle am Wege befindlichen Häuſer in Flammen aufgehen ließ. Durch dies grauſame Mittel erreichte er allerdings ſeinen Zweck; beim Scheine der Feuersbrünſte vermochten die Soldaten den rechten Weg ohne Mühe zu finden.

Yoſchitſune's Ruhm erfüllte bald das ganze Land, und der Sieg begleitete ſeine Fahnen überall. Er war es, der das mächtige Heer Yoſchinaga's in einer einzigen Schlacht vernichtete, er war es endlich, der den verzweifelten Widerſtand der letzten Reſte der Taira-Partei in raſchem Siegeslaufe überwand. Er hatte daher ſeinem Bruder Yoritomo den Weg zur höchſten Gewalt geebnet, und ſeine Treue und Anhänglichkeit an denſelben war eben ſo groß, als ſeine Tapferkeit und Heldenkraft. Und dennoch lohnte ihm Yoritomo mit ſchwärzeſtem Undank. Mochte ihn der größere Ruhm, der dem Yoſchitſune zugefallen war, mit Neid beſeelen, oder mochten Furcht und Argwohn ihn ergreifen, genug, er beſchloß, ſich Yoſchitſune's und zugleich ſeines anderen Halbbruders, des Noriyori, des beſtändigen Begleiters und Genoſſen Yoſchi-

tſune's, durch Hinterliſt zu entledigen. Meuchelmörder wurden von ihm gedungen und gegen die beiden ausgeſandt; Noriyori fiel unter ihren Streichen, Yoſchitſune aber nebſt ſeinem treuen Benkei entfloh. Kaum hatte Yoritomo davon Kunde erhalten, ſo erhob er gegen Yoſchitſune die ſchwerſten Anklagen, als ſänne er auf Hochverrath und trachtete ihm ſelbſt nach dem Leben. Soldaten wurden abgeſandt, um ihn einzufangen und als Staatsgefangenen nach Kioto zu ſchleppen. So ſahen ſich Yoſchitſune und Benkei bald von allen Seiten umſtellt und irrten rathlos im Gebirge von Hakone umher. Einſtmals ſtießen ſie ganz plötzlich auf einen Wachtpoſten, der eigens aufgeſtellt war, um ihr Entkommen zu hindern. Schon gab ſich Yoſchitſune verloren und wollte ſein Leben ſo theuer als möglich verkaufen; allein Benkei wußte mit raſcher Geiſtesgegenwart der Gefahr zu begegnen. Zum Glück hatte er ſeine Prieſtertracht wieder angelegt, um nicht ſo leicht erkannt zu werden; er gab daher dem Yoſchitſune einen heftigen Schlag und ſchalt ihn tüchtig aus, daß er den kaiſerlichen Soldaten nicht mit der gebührenden Höflichkeit begegne. Dann verbeugte er ſich demüthig gegen den Führer der Mannſchaft, welche den Weg geſperrt hielt, und erzählte ihm, er ſei ein Mönch aus einem armen Bergkloſter, ſein Oberer habe ihn ausgeſandt, um Gelder für eine Glocke zu ſammeln, welche ihrem Tempel noch fehle, und da habe man ihm jenen tölpelhaften Bauerburſchen mitgegeben, um ſeinen Mundvorrath und die eingeſammelten Gelder zu tragen; man möge deſſen Unhöflichkeit freundlichſt im Hinblick auf ſeine Dummheit entſchuldigen. Der Offizier ſchenkte dieſen Worten Glauben, und ſo gelang es den Flüchtlingen, unbehelligt bis in entlegene Theile des Gebirges zu entkommen.

Nach endloſen Hin- und Herzügen und manchen anderen Abenteuern gelang es ihnen endlich, ein geſichertes Unterkommen bei dem alten Freunde Yotſchitſune's, bei dem Fürſten Hidehira, fern im Norden Japans zu finden. Hier waren ſie geborgen und in Ruhe, aber nur ſo lange, als der edle Hidehira lebte.

Kaum war er geſtorben, ſo ſandte ſein Sohn und Nachfolger heimlich eine Botſchaft an Yoritomo und verrieth den Freund und Gaſt ſeines Vaters.

Yoritomo hielt es für gerathen, ſelbſt mit einer Abtheilung Soldaten auszuziehen, um Yoſchitſune todt oder lebendig in ſeine Gewalt zu bekommen. Allein der Verräther wartete Yoritomo's Ankunft nicht ab, ſondern ſchickte ſeinerſeits Meuchelmörder aus, um mit dem Haupte Yoſchitſune's ſich Yoritomo's volle Gunſt zu erkaufen. Yoſchitſune indeſſen ward gewarnt, und ſo weiß Niemand mit Beſtimmtheit, was aus ihm und Benkei wurde. Einige meinen, ſie hätten ſich, um einem ſchimpflichen Tode zu entgehen, ſelbſt entleibt; die meiſten aber ſind der Meinung, daß die beiden ſich retteten und nach der Inſel Yeſſo überſetzten, und dieſe Meinung wird durch die Erzählungen der Eingeborenen dieſer Inſel, der Ainos, beſtätigt.

Dieſe ſagen, ein wunderbarer Held, den ſie den Gott Kurumi nennen, den aber die Nachbarvölker mit dem Namen Daimiojin bezeichnen, und der eben kein anderer war als Yoſchitſune, ſei von Süden her zu ihnen gekommen, habe ſie in manchen Künſten unterwieſen, habe ſie gelehrt, den Acker zu bauen, Böte zu zimmern und den Bogen zu brauchen. Deshalb wird er auch noch heutzutage auf der Inſel verehrt. Schließlich aber ſoll er, nachdem er von ihren göttlichen Herrſchern allerlei Zauber erlernt, dieſe betrogen haben und mit ſeinen neuerlangten Zauberkünſten entflohen ſein.

Was nun aus ihm geworden, nachdem er Yeſſo verlaſſen, darüber weiß Niemand etwas, und nur ein dunkles, völlig unverbürgtes Gerücht beſagt, daß Yoſchitſune, nachdem er ſich von Yeſſo auf das benachbarte Feſtland begeben, ein großes Anſehen unter den Mongolenſtämmen erlangt habe, und daß er es geweſen, der unter dem Namen Jengis Khan an die Spitze jenes Volkes getreten ſei und als großer Eroberer daſſelbe von Sieg zu Sieg geführt habe.

Sui Cengo.

Als Yoritomo über ſeine Gegner, die Anhänger der Taira-Familie, endlich einen entſcheidenden Sieg erfochten hatte, gab Munemori, der Sohn Kiomori's, des kürzlich verſtorbenen Häuptlings der Taira-Partei, die Hoffnung nicht auf, dereinſt noch einmal obzuſiegen, und ſo ſammelte er die Flüchtlinge des geſchlagenen Heeres in der feſten Stadt Fukuwara, in der Provinz Settſu. Von hier aus verkündete er allen ſeinen Parteigenoſſen, er wolle ſeinen Gegnern den äußerſten Widerſtand leiſten und lieber untergehen, als ſich ihrer Gnade ergeben.

In Folge davon kamen von allen Seiten zahlreiche Heerhaufen herbei, die ſich ihm anſchloſſen und ſein feſtes Vertrauen auf einen endlichen Sieg theilten. Am meiſten aber entflammte es den Muth ſeines Heeres, daß ein junger Prinz aus dem Kaiſerhauſe, der von vielen als rechtmäßiger Thronfolger anerkannt ward, ebenfalls zu ihnen kam. Dieſer Prinz, Antoku mit Namen, war nur ſechs Jahr alt und der Sohn einer Tochter des Kiomori. Er war von den Anhängern Yoritomo's entthront und in Gewahrſam gehalten; ſeine Mutter, eine Frau von hohem Muthe und entſchloſſenem Charakter, war indeſſen mit ihm der Gefangenſchaft entronnen und ſuchte in Fukuwara Zuflucht. Das ganze Heer jubelte ihr und ihrem Sohne zu, als ſie anlangten, und vermeinte ſchon, den Feinden aufs neue mit Erfolg entgegen treten zu können. Die Hoffnungen Munemori's und ſeiner Anhänger waren indeſſen nur trügeriſch; die kurze Zeit der Ruhe, welche ihnen vergönnt war und es ihnen ermöglichte, ſich wieder gehörig zu rüſten und zu verſtärken, war nur die Folge davon, daß Uneinigkeit unter ihren Gegnern ausgebrochen war. Sobald dieſelbe durch den großen Sieg Yoſchitſune's über ſeinen Vetter Yoſchinaga und durch deſſen Tod ein Ende gefunden, eilte Yoſchitſune, die Feſtung Fukuwara anzugreifen. Schon nach kurzer Friſt ward ſie erſtürmt und durch Feuer zerſtört.

Die meiſten der Krieger und mit ihnen Prinz Antoku, deſſen Mutter und Munemori entkamen und ſetzten nach der Inſel Schikoku über; aber raſtlos verfolgte ſie Yoſchitſune, erſtürmte auch dort die Feſtung, in welche ſie geflüchtet waren und vertrieb ſie abermals.

Als letzte Zuflucht blieb ihnen nun noch eine Flotte; dieſe war jedoch ſo zahlreich, daß man berichtet, ſie ſei der, welche dem Yoſchitſune zur Verfügung ſtand, an Menge der Fahrzeuge weit überlegen geweſen. Feſt vertraute Munemori darauf, daß dieſe Flotte allen Angriffen der Feinde Stand halten und daß es ihm gelingen würde, die Reſte ſeiner Partei, für welche im Vaterlande ihres Bleibens nicht war, in die Fremde zu retten. In dieſer Abſicht hatte er auch bereits zehn mit Silber und Gold beladene Schiffe nach dem Feſtlande geſandt, um dort Land für ſich und die übrigen Flüchtlinge anzukaufen.

Yoſchitſune aber griff mit ſeiner gewohnten Kühnheit trotz ihrer Ueberzahl die feindliche Flotte an, welche dicht gedrängt in der Meerenge von Schimonoſeki, bei Dannoura, lag. Anfangs hatte er ſchlechten Erfolg, bald aber richteten die Pfeile, welche der Feldherr ſelbſt und ſein Gefolge ohne Unterlaß in die Reihen der Gegner ſandten, ſolche Verheerungen an, daß Unordnung unter den Taira-Kriegern einriß und bald ein blutiges Gemetzel folgte, in welchem kaum Einer dem Tode entrann. Munemori gerieth in Gefangenſchaft, als er ſich in das wilde Getümmel der feindlichen Krieger ſtürzte, welche ſchon ihre gierigen Hände nach dem Prinzen Antoku und ſeiner Mutter ausſtreckten. Durch ſeine Aufopferung ward Antoku's Mutter in den Stand geſetzt, zu entweichen, doch ſah ſie bald, daß an eine erfolgreiche Flucht nicht zu denken war; ſie ſprang, ihr Kind feſt in den Armen haltend, in die See, und beide ertranken. Im Uebrigen fielen alle Schätze, alle Weiber in die Hände der Sieger; Munemori ſelber ward gefangen vor Yoritomo geſchleppt und in deſſen Reſidenz Kamakura enthauptet.

Als die Nachricht von der Schlacht bei Dannoura nach

dem Feſtlande gelangte, trauerten die Soldaten Munemori's, welche auf ſeinen Befehl die zehn mit Schätzen beladenen Schiffe in Sicherheit gebracht hatten, tief um ihren tapferen Feldherrn und beſtimmten das Geld, das ſie in Verwahrung hatten, dazu, dem Munemori zu Ehren einen Tempel zu erbauen.

Noch größere Ehre aber widerfuhr dem Prinzen Antoku, der in den Wellen des Meeres bei Schimonoſeki den Tod gefunden hatte. Auch ihm ward in der Nähe der Stelle, wo er ertrank, ein Tempel errichtet, und ſein Bildniß iſt in demſelben noch jetzt auf dem Altare zu ſehen. Viele Gläubige beten zu ihm, ähnlich wie zu dem Meergotte Kompira, der im Gefolge Buddha's verehrt wird, oder zu den Meergöttern, die einſt der Urgott Iſanagi ſchuf, und er iſt unter dem Götternamen Sui Tengo ein Schutzpatron der Schiffer und Krieger, dem ſie nie verſäumen, ihr ſchuldiges Opfer darzubringen, ſobald ſie ſeinem Tempel nahen.

Geschichtliche Sagen

Die Beſiedelung Japans durch chineſiſche Auswanderer.

Vor tauſend und aber tauſend Jahren geſchah es, daß eine große Zahl junger Leute in China, unzufrieden mit ihrem tyranniſchen Herrſcher und in Sorge um ihr Leben, den Plan faßte, zu Schiffe zu ſteigen und in die weite Welt zu fahren. Man ſagt, es waren dreihundert Jünglinge, denen es gelang, eine eben ſo große Zahl von Jungfrauen zur Mitreiſe zu bewegen. Manche Küſten ſahen ſie, an vielen Orten landeten ſie, aber nirgends gefiel es ihnen ſo recht; allerwegen dachten ſie, wie viel ſchöner es in ihrer Heimat ſei, und ſo reiſten ſie weiter und weiter, bis ſie nach Japan kamen.

Dieſes Land war damals noch ſehr wenig angebaut, aber die Chineſen ſahen ſogleich, welch großen Reichthum es hervorbringen könnte, wenn ſie hier die fünf Hauptgeſchenke der Götter, den Reis, die Hirſe, die Bohne, den Weizen und die Gerſte einführten und anbaueten; denn überall grünte und blühete es, ſchöne Ebenen, von ſtattlichen, klaren Flüſſen durchſtrömt, und herrlich bewaldete Berge winkten ihnen überall entgegen.

So ſtiegen ſie denn aus ihren Schiffen; man berichtet, es ſei in der Landſchaft Kii geweſen, und zeigt noch einen Tempel,

der dort zum Andenken an ihre Landung errichtet ſein ſoll. Als ſie ausgeſtiegen, waren die erſten lebenden Weſen, denen ſie begegneten, einige große ſchwarze Bären, die ſie erlegten und nach denen ſie die Gegend Kumano, das Bärenfeld, benannten. So menſchenleer aber das Land ringsum war, ſo ſchön war es, und ſo vergaßen die jungen Chineſen ihre Heimat ganz und gar; ſie blieben bis an ihr Lebensende da, bauten ſich an, und gleich ihren Kindern und Kindeskindern wohnten ſie unter den damals noch ſpärlichen Einwohnern des Inſelreiches.

So iſt es gekommen, daß in Japan die Häuſer ſammt allem, was daran und darinnen iſt, die Gärten und die Felder nach chineſiſcher Art eingerichtet ſind, daß man ebenſo wie in China die fünf Feldfrüchte und vorzüglich den Reis pflanzt und anbauet, daß man die Schiffe, die Waffen und zumeiſt auch die Kleider nach chineſiſchem Muſter anfertigt, daß man die chineſiſchen Schriftzeichen braucht und auch die Bücher ganz wie in China herſtellt und überhaupt alle Künſte und Handwerke genau in der Weiſe der Chineſen betreibt. Alles dies rührt von jenen Chineſen her, welche man deshalb von Alters her als Wohlthäter Japans anſieht und ehrt.

Die Thonfiguren auf den Grabhügeln der Fürſten.

In uralter Zeit beſtand der grauſame Brauch, daß man, um Könige und Prinzen nach ihrem Tode beſonders hoch zu ehren, ihnen außer ihren Koſtbarkeiten und Leibroſſen auch ihre Dienerſchaft ins Grab mitgab. Man erzählt, daß viele Diener in jenen alten Tagen eine ſo große Anhänglichkeit an ihre Herren beſaßen, daß ſie bei deren Ableben flehentlich darum baten, man möchte ſie tödten und ſie nicht ihr übriges Leben in

Trauer um den verlorenen Gebieter verbringen laſſen. Nicht alle aber dachten ſo, und die Paläſte erſchallten gar oft von dem Klaggeſchrei der Armen, die unſchuldig den Tod zu erdulden hatten, wenn ihr Herr geſtorben war.

Noch ſchlimmer aber ward die Sache, als ſich Niemand mehr finden wollte, der ſich mit dem Blute der Schuldloſen beflecken mochte, und als man deshalb die viel grauſamere Sitte einführte, die Diener und Dienerinnen der Vornehmen rings um die Grabſtätten lebend einzugraben. Die Erde ward bis an den Hals um ſie zugeſchaufelt, dann aber mußten ſie verſchmachten und erfüllten oft noch oft viele Tage lang die Luft mit ihrem Wehgeſchrei.

Dieſe Unmenſchlichkeit war noch in vollem Gange, als Kaiſer Suinin, von welchem die Heldenſage viel wunderbares berichtet, den Thron Japans inne hatte, und ſo kam es, daß dieſer Kaiſer ſelbſt Zeuge eines derartigen Begräbniſſes wurde. Sein Oheim war geſtorben, und man hatte zu deſſen Ehre die ſämmtliche Dienerſchaft in die Erde gegraben und Hungers ſterben laſſen. Der Kaiſer mußte in ſeinen Gemächern das Jammergeſchrei der armen Opfer Tag und Nacht anhören, bis der Tod ſich endlich ihrer erbarmte.

Dies empörte den Kaiſer aufs äußerſte, und um eine Wiederholung der abſcheulichen Scene nie wieder erleben zu müſſen, verſammelte er einen hohen Rath, in deſſen Sitzung er erklärte, er werde fürder nicht geſtatten, daß die treuen Diener eines Fürſten ſo ſchnöden Lohn für ihre Anhänglichkeit erhielten. Er gab ſeinen Miniſtern auf, darüber nachzudenken und ihm Vorſchläge zu machen, wie in ſolchen Fällen die Ehrfurcht gegen die Todten gewahrt bleiben könnte, ohne daß man ſich einer ſo abſcheulichen Grauſamkeit ſchuldig machte.

Die Miniſter fanden lange Zeit hindurch keinen Ausweg; als aber viele Jahre hernach die Kaiſerin Hibaſu, die geliebte Gattin des Kaiſers Suinin, ſtarb, da gedachte der Kaiſer in ſeiner tiefen Trauer jenes Beſchluſſes und ſprach zu den oberſten

Räthen: „Es iſt ſchon ſeit langer Zeit beſchloſſen, daß wir den grauſamen Brauch nicht mehr dulden wollen, demzufolge Lebende den Todten geopfert werden. Was aber ſollen wir an deſſen Stelle thun, um der Abgeſchiedenen unſere Ehrfurcht und Liebe zu beweiſen und ihren Geiſt nicht zu erzürnen? Was wißt ihr mir zu rathen?“ Hierauf trat einer der vornehmſten Beamten am Hofe, Nominoſukune, vor ihn, und nachdem er die Weisheit und Milde des Regenten gebührend geprieſen, der den alten grauſamen Brauch nicht länger dulden wolle, bat er, man möge ihm Thonbildner zuſenden und unter ſeinen Befehl ſtellen, dann wolle er ſchon Rath ſchaffen. Sofort ließ der Kaiſer aus Idzumo, wo damals die beſten Thonbildner wohnten, eine Anzahl derſelben herbeikommen und ſchickte ſie zu Nominoſukune; dieſer wies ſie an, Thonfiguren anzufertigen, welche ganz einem Menſchen glichen; andere ſolche Figuren ſtellten Pferde und ſonſtige Thiere dar. Dieſe zeigte alsdann Nominoſukune dem Kaiſer und bat ihn, er möge befehlen, daß man von nun an ſtets die lebenden Menſchen und Thiere bei den Begräbniſſen der Prinzen und ſonſtigen Großen durch ſolche Thonbilder erſetzen ſolle.

Der Kaiſer war mit dem Vorſchlage ſehr zufrieden; er belobte Nominoſukune höchlich und ordnete ſofort an, daß ſolche Thonfiguren rings um das Grabmal der Kaiſerin Hibaſu aufgeſtellt würden. Und ebenſo, befahl er, ſolle es bis in alle Zukunft gehalten werden. Man nannte dieſe Einrichtung die Thonhecke, weil die Figuren dicht neben einander aufgeſtellt wurden, bis der Kreis um das Grab geſchloſſen war. Der Erfinder ward zum Vorſteher einer neuen Gewerkſchaft ernannt, welche derartige Thonbildniſſe zu verfertigen hatte, und mit viel Land beſchenkt, auf welchem die Arbeit betrieben werden konnte. Auch bekam er das Ehrenamt eines Oberaufſehers bei den Trauerfeierlichkeiten für die Mitglieder der kaiſerlichen Familie.

Die Thonpuppen, welche durch Kaiſer Suinin eingeführt wurden, waren ſchwärzlich von Farbe, ähnlich den japaniſchen Dachziegeln, und gaben durch die Kleidung und durch die Attri-

bute, mit denen man ſie verſah, zu erkennen, wen ſie darſtellen ſollten.

Indeſſen kam der Befehl des Kaiſers Suinin zu Zeiten wieder in Vergeſſenheit, und namentlich ahmten nicht alle Großen das rühmliche Beiſpiel der Kaiſerfamilie ſogleich nach; daher denn berichtet wird, daß der fromme Kaiſer Kotoku, mehr denn ſechs Jahrhunderte ſpäter, den Befehl ſeines Vorgängers Suinin verſchärft in Erinnerung brachte und dadurch im ganzen Lande die alte Unſitte für alle Zeiten beſeitigte.

Die Aufzeichnung der alten Geſchichte Japans.

Im Jahre 672 unſerer chriſtlichen Zeitrechnung beſtieg ein Kaiſer, Namens Temmu, den Thron Japans. Dieſer Herrſcher war nicht nur muthigen Sinnes, ſo daß er alle Unruhen ſiegreich unterdrückte, welche mißvergnügte Verwandte anzettelten, als er nach dem Tode ſeines älteren Bruders den Thron erbte, ſondern er war auch weiſe und gerecht und vor allen Dingen ein eifriger Förderer der Künſte und Wiſſenſchaften. Namentlich waren es die alten Geſchichtsbücher und Familienchroniken, denen er ſeine Aufmerkſamkeit ſchenkte, und da fand er denn, daß die Ueberlieferungen der verſchiedenen vornehmen Familien überaus unzuverläſſig waren und ſich ſehr oft einander widerſprachen. Er ſagte daher zu ſeinen Rathgebern: „Wenn dieſem Uebelſtande nicht abgeholfen wird, ſo wird unſeres Reiches Gewebe bald zerriſſen, Einzug und Aufſchlag verloren ſein. Ich befehle daher, daß alle vorhandenen Chroniken geprüft und zuſammengeſtellt werden, daß aus ihnen das Wahre auserleſen, jeder Irrthum aber ausgemerzt wird; denn es iſt mein Wille, daß von nun an nichts als die Wahrheit der Nachwelt überliefert wird.“

Die Gelehrten des Hofes machten ſich auch ſofort ans Werk: damit aber ja von dieſer ſchweren Arbeit nichts verloren ginge, traf der Kaiſer noch eine beſondere Vorſichtsmaßregel. Es befand ſich unter ſeinen Vaſallen ein Mann von 28 Jahren, aus dem Geſchlechte Hieda, mit eigenem Namen Are geheißen. Dieſer war ſo geſcheit und hatte ein ſo außerordentliches Gedächtniß, daß er alles, was er ſah und hörte, nach noch ſo langer Zeit wieder erzählen konnte. Dieſem befahl der Kaiſer, die Stammbäume der Kaiſer und des ihnen vorangegangenen Göttergeſchlechtes nebſt allen bemerkenswerthen Vorfällen auswendig zu lernen.

Dies erwies ſich in der Folge als ein großes Glück; denn das Werk, das nur langſam fortſchreiten konnte, war noch nicht vollendet, als Kaiſer Temmu ſtarb, und nun kam nicht nur das ganze Unternehmen ins Stocken, ſondern es gingen auch die bereits angefertigten Schriften verloren. Erſt vierundzwanzig Jahr nach dem Ableben Temmu's, im Jahre 711 unſerer Aera, ward ſein Plan durch die gelehrte und fromme Kaiſerin Gemmio wieder aufgenommen, und jetzt wäre es geradezu unmöglich geweſen, denſelben auszuführen, wenn nicht jener Hieda Are noch gelebt hätte, und wenn er nicht dem Miniſter und Günſtling der Kaiſerin, dem Schriftgelehrten Yaſumaro alles, was er ehemals auswendig gelernt, nun wörtlich hätte wiederholen können. Mit ſeiner Hülfe aber verfaßte Yaſumaro in wenig mehr als vier Monaten das große Werk, das unter dem Namen Kojiki auf die Nachwelt gekommen iſt und in drei Bänden die ganze Geſchichte der Götter und der älteſten Herrſcher Japans bis etwa zum 50. Jahre vor Kaiſer Temmu's Thronbeſteigung enthält; bis ſo weit war nämlich das von Are auswendig gelernte Geſchichtswerk gediehen, als es in Folge der Ungunſt der Zeiten unterbrochen ward. Für jene Periode aber iſt es die eigentliche erſte und urſprüngliche Quelle der Geſchichtsſchreibung Japans.

Nakatuni.

Einſt herrſchte in Japan ein Kaiſer, der Takakura hieß und nach altem Brauche ſeine Reſidenz in Kioto hatte. Dieſer Kaiſer hatte außer ſeiner Gemahlin, der Kaiſerin, noch eine Anzahl ſchöner Nebenfrauen, von denen eine die beſondere Zuneigung ihres Herrn und Gebieters beſaß. Kogo hieß die Bevorzugte, und ſie war in der That ebenſo ſchön als liebenswürdig und zugleich ſo klug und geiſtreich, daß es Niemand dem hohen Herrſcher verargen mochte, wenn er ſie über alles liebte. Namentlich aber freuete es den Kaiſer, wenn Kogo mit ihm muſicirte; ſie ſang ſo ſchön und ſpielte die verſchiedenen Saiteninſtrumente ſo meiſterhaft, daß der Kaiſer ihr mit Entzücken lauſchte und ſie nicht genug rühmen konnte. Und vornemlich war es eine überaus liebliche Melodie, welche Kogo mit beſonderer Meiſterſchaft vortrug, und welche von den Höflingen, die alles aufboten, dem Kaiſer und der Kogo zu gefallen, nicht nur mit größtem Beifall aufgenommen, ſondern oft auch nachgeſungen wurde. Das Glück des Kaiſers, über welches er alle Sorgen und alle das Leid vergaß, das auch ihm zu Zeiten nicht erſpart blieb, ſollte indeſſen nicht von Beſtand ſein und ward eines Tages jäh zerriſſen. Die Kaiſerin fürchtete nämlich durch Kogo in der Liebe ihres hohen Gemahls allzuviel einzubüßen, und, von Eiferſucht gequält, klagte ſie ihr Leid ihrem Vater, der erſter Miniſter des Reiches und kein anderer als derſelbe Kiomori war, der lange Zeit die Geſchicke des ganzen Landes mit eiſerner Hand leitete. Tyranniſch und eigenwillig, wie er ſtets war, und in Beſorgniß um das Glück ſeiner Tochter, faßte er einen raſchen Entſchluß und ließ die arme Kogo entführen, weit, weit fort, Niemand konnte ſagen, wohin.

Der Kaiſer war ſehr beſtürzt, als man ihm die Meldung brachte, daß Kogo verſchwunden ſei. Er ließ ſeinen Liebling tagelang ſuchen, und als man ſie nicht fand, war er untröſtlich.

Sehnſucht und Trauer beherrſchten ihn ganz und zehrten ſo an ihm, daß er erkrankte und ſein Lager nicht verlaſſen konnte. Seine Getreuen grämten ſich gar ſehr über den Kummer ihres Kaiſers, ſie boten alles auf, um denſelben zu mildern, aber vergebens. Trat einer von ihnen bei ſeinem Gebieter ein, ſo blickte dieſer voll Spannung empor, denn er glaubte jedesmal Nachricht von Kogo zu erhalten, und wenn dies nicht der Fall war, dann fiel er enttäuſcht in tiefe Schwermuth zurück.

Dieſer unglückliche Zuſtand des Kaiſers rührte beſonders einen Mann aus ſeiner Umgebung. Es war einer der Gelehrten vom Hofe, die man Kuge nennt, und er hatte ſich ſtets der beſonderen Gunſt ſowohl des Herrſchers als der Kogo erfreut. Dieſer Ritter, Nakakuni geheißen, konnte den Gram und Kummer Takakura's nicht länger anſehen und beſchloß deshalb, ſein Heil zu verſuchen und alles aufzubieten, um Kogo wieder aufzufinden. Er nahm Abſchied von ſeinem hohen Herrn und machte ſich auf den Weg. Theils zu Pferde, theils zu Fuße durchzog er das Land kreuz und quer, ohne zu ermüden, und ſobald er an bewohnte Orte kam, zog er eine Flöte aus dem Buſen und ſtimmte in rührender Weiſe jene Melodie an, welche Kogo ſo ſehr geliebt hatte. Seine Flöte lockte zwar ſtets die Einwohner aus den Häuſern, aber keine Kogo war unter ihnen, und ſo zog der treue Nakakuni weiter und weiter, bis endlich ſein Bemühen durch das Auffinden der Langgeſuchten belohnt ward.

Es war zur Nachtzeit, als er an einem einſam gelegenen Hauſe vorbeizog; ſeiner Gewohnheit gemäß machte er Halt und nahm ſeine Flöte zur Hand. Schöner als je zuvor ſpielte er die altgewohnte Melodie, und kaum war er damit zu Ende, da erklang ein Koto*) und wiederholte die Töne. Da ſchlug ſein Herz raſcher in froher Erwartung, und bald ſah er auch eine Dienerin leiſe aus dem Hauſe hervortreten. Sie winkte dem nächtlichen Flötenſpieler und war beauftragt, ihn zu ihrer

*) Nationales Saiteninſtrument; ſ. S. 56.

Herrin zu führen. Nakakuni folgte ihr sofort, und als er bei der Herrin eintrat, stand er Kogo gegenüber.

Nun erfuhr er, daß der grausame Minister Kiomori sie mit Gewalt entführt habe und hier in weiter Ferne, an dem einsamsten Orte gefangen halte. Er vernahm, wie entzückt Kogo gewesen, als sie eben zu nächtlicher Stunde die geliebten Klänge der alten Melodie gehört habe, und war hoch beglückt, als sie bereit war, alle Gefahren einer langwierigen Reise mit ihm zu theilen und sofort mit ihm aufzubrechen.

So zog Nakakuni noch in der nämlichen Nacht mit der glücklich wiedergefundenen Geliebten seines Kaisers von dannen und hatte die Genugthuung, sie bald dem Takakura, seinem hohen Herren, wieder zuzuführen. Das Volk aber, das von der Begebenheit hörte, ward nicht müde, den braven Nakakuni zu preisen, und noch heute feiert man sein Andenken durch allerhand Abbildungen seiner ritterlichen Fahrt, die man tagtäglich auf den Kunstwerken der Japaner sehen kann.

Nitta Yoschisada.

Die Kämpfe der Geschlechter der Minamoto und der Taira, welche durch die Heldensagen der Japaner verherrlicht und noch heute in lebendiger Erinnerung beim Volke sind, endeten mit der Erwerbung der weltlichen Macht durch das Haupt der Minamoto-Familie, durch Yoritomo, im Jahre 1187 der christlichen Zeitrechnung. Nicht lange jedoch erfreute sich dieser des blutig erkauften Thrones, und auch seine Nachkommen gingen durch ihre eigenen Frevelthaten zu Grunde. Auf diese Weise geschah es, daß ein anderes, den Taira verwandtes Geschlecht, die Hojo, sich an ihrer Stelle aufschwang und mit Kraft die Angelegenheiten des Landes im Namen der Kaiser verwaltete.

So blieb es bis ins vierzehnte Jahrhundert, als endlich ein Kaiser den Thron bestieg, der sich die Tyrannei der Hojo-Familie nicht mehr gefallen lassen wollte. Als nun einstmals eine Theuerung eintrat und das Volk murrte, weil die Minister es darben ließen und keinerlei Hülfe schafften, da stellte sich jener Kaiser, Go-Daigo mit Namen, selbst an die Spitze der Unzufriedenen und that die Hojo in Acht und Bann.

Allein die Rebellen, die freventlicher Weise dem Sprößlinge der Götter widerstrebten, waren im Besitze einer großen Macht und wußten auch vermöge ihrer überlegenen Kriegskunst stets den Sieg zu behaupten. Go-Daigo selbst ward von ihnen gefangen genommen und auf einer einsamen, entlegenen Insel in strenger Haft gehalten.

Die Getreuen des Kaisers verzweifelten schon, als in der größten Noth ein Helfer erstand, der Feldherr Kusunoki, dessen Geschick in der Führung der kaiserlichen Truppen deren vollständige Niederlage vereitelte. Abermals stießen zahlreiche Scharen zu seinen Fahnen, und bald war er stark genug, gegen die Hauptstadt Kioto zu ziehen, in welcher die Häupter der Hojo-Familie wohnten und ihre Hauptmacht beisammen hatten; allein das Geschick des Kaisers machte ihm und den Seinen viel Sorge. Man wußte nicht einmal, ob er noch am Leben war.

Da entschloß sich denn Kusunoki, ihn zu suchen. Schon mehrere Provinzen hatte er vergebens durchstreift, als ihn ein glücklicher Zufall eben auf jene Insel führte, auf welcher man den Kaiser Go-Daigo gefangen hielt. Verkleidet schlich Kusunoki sich heran und erkundete, daß der Kaiser täglich einen Spaziergang zu einem schönen Baume machte und oft stundenlang wehmüthig denselben betrachtete. In die Rinde dieses Baumes schnitzte nun Kusunoki die Nachricht, daß die Getreuen des Kaisers nahe seien, um ihn zu befreien, daß das Heer wieder erstarkt sei und nur der Ankunft des Herrschers selber harre, um mit neuem Muthe vorzurücken. Go-Daigo las die Buchstaben, welche Kusunoki in den Baum geschnitzt, und entfloh aus seinem Ge-

wahrſam. Als er im Lager ſeiner Anhänger ankam, jubelte das ganze Heer und verlangte, gegen den Feind geführt zu werden.

Nun aber hatten die Hojo unter ihren Feldherren den tapferſten Krieger jener Zeit, den Nitta Yoſchiſada, einen würdigen Nachkommen jenes Helden Yoſchiiye, dem man vor Alters den Beinamen „Jünger des Hatſchiman“ gegeben; er gehörte alſo auch zu dem erlauchten Geſchlechte der Minamoto. Da ſie ſeinen Werth wohl zu ſchätzen wußten, hatten ihn die Häuptlinge der Hojo mit Ehren überhäuft und ihm ein großes Heer anvertraut.

Als indeſſen eben das Schwert zwiſchen Yoſchiſada und Kuſunoki entſcheiden ſollte und alle Anhänger des Kaiſers um den Ausgang große Beſorgniß hegten, da verſuchte Kuſunoki noch einmal, ſeinen von Freund und Feind hochgeſchätzten Gegner von der Gerechtigkeit der Sache des Kaiſers zu überzeugen, und die Götter halfen ihm: Yoſchiſada ſchlug ſich auf die Seite des rechtmäßigen Kaiſers Go-Daigo, erklärte der Hojopartei den Krieg und gab damit dem ganzen Streite eine entſcheidende Wendung.

Von nun an war er der oberſte Führer der Kaiſerlichen, denen unter ſeiner erprobten Leitung das Glück ſtets hold blieb, ſo daß die Truppen der Hojo weiter und weiter zurückgedrängt wurden.

Immer aber waren ſie noch im Beſitze großer Streitkräfte und namentlich vieler feſten Plätze, unter denen Kamakura, einſt Yoritomo's Wohnſitz, an der Südküſte in der Provinz Sagami, nicht weit von der wohlbekannten Inſel Yenoſchima belegen, der wichtigſte und ſtärkſte war. Nitta Yoſchiſadas Heer rückte von Oſten her, den Meeresſtrand entlang, zum Sturme auf die feindlichen Befeſtigungen heran; die Gegner waren entſchloſſen, ihre Stellung um jeden Preis zu behaupten. Wie ganz erklärlich, waren ihre Vertheidigungswerke vornemlich auf den Angriff von der Oſtſeite her berechnet, auf welcher man das Herannahen der Feinde erwartete, und es entging Nitta Yoſchiſada's Feldherrnblicke nicht, daß er durch einen Anſturm von der entgegengeſetzten

Seite viel leichter den Sieg erſtreiten würde. Allein er wußte nicht, wie er dahin gelangen ſollte. Noch Abends ſpät vor dem entſcheidenden Tage ritt er mit ſeinem Gefolge aus, und als er an den Meeresſtrand gelangte, da warf er ſein Schwert, ein ihm beſonders werthes, koſtbares Erbſtück, in die Fluthen und betete zum Meeresgotte Kompira, er möge dies Opfer gnädig annehmen und dafür ihm ſeine Hülfe angedeihen laſſen. Als nun am anderen Morgen das Heer in Schlachtordnung ausrückte, da fand es einen breiten Streifen ebenen Landes längs des Geſtades trocken vor und ſah daraus, daß der Götter Hülfe wirklich ihrem Führer zur Seite ſtand. Alles jubelte laut, und mit verdoppeltem Muthe rückte man auf dem ſo unerwartet gebahnten Pfade vor. Der Feind ward auf dieſe Weiſe umgangen und überraſcht, und es währte nicht lange, ſo war Kamakura erſtürmt und niedergebrannt. Alle Gegner unterwarfen ſich nun ſchleunig dem Kaiſer, die Häuptlinge der Hojo-Partei entleibten ſich, und Friede und Ruhe kehrten in das arg heimgeſuchte Land ein.

Leider dauerte dies nicht lange. Der Sohn des Kaiſers, der von ihm mit hoher Gewalt bekleidet ward, machte ſich durch ſeinen Uebermuth und ſeine Gewaltthätigkeit bald ſehr verhaßt, und an die Spitze der Unzufriedenen trat Niemand anders als Taka-Uji, ein Vetter Nitta Yoſchiſada's, während dieſer, wie nicht anders von ihm zu erwarten, trotz aller gerechten Klagen über das Gebahren des Thronfolgers ſeinem Kaiſer getreu blieb. Er befehligte das kaiſerliche Heer und wußte trotz der Uebermacht ſeines Vetters ihm lange Zeit mit Erfolg zu widerſtehen, bis er endlich bei einem kühnen Ritte, den er mit nur achtzig Kriegern unternahm, um die Stellung der Feinde auszukundſchaften, den Heldentod fand. Taka-Uji hatte von ſeinem Streifzuge Nachricht erhalten und ſandte dreitauſend Bewaffnete aus, um Yoſchiſada mit ſeiner kleinen Schaar einzufangen. Allein der heldenmüthige Yoſchiſada wollte ſich weder ergeben, noch durch Flucht ſich retten; wild ſtürzte er in den dichteſten Haufen der

Feinde und trieb ſie zu Paaren, bis in dem Gedränge ſein Pferd getödtet ward. Obgleich nun jede Hoffnung auf Sieg abgeſchnitten war, vertheidigte er ſich mit Löwenmuth und ſtreckte noch manchen der Feinde zu Boden, bis ein Pfeil ihm in das eine Auge drang. Nun fühlte der rieſenſtarke Mann ſeinen Tod nahen; er ſchnitt ſich daher mit eigener Hand den Kopf ganz und gar vom Rumpfe, damit derſelbe nicht erkannt und als Trophäe von den Gegnern umhergetragen würde. Die wenigen ſeiner Gefährten, welche noch am Leben waren, folgten ſeinem Beiſpiel.

So endete Nitta Yoſchiſada, kaum vierzig Jahre alt, im Jahre 1338 der chriſtlichen Zeitrechnung, nur fünf Jahre nach jenem herrlichen Siege bei Kamakura. Sein Vetter Taka-Uji fand nun keinen Widerſtand mehr und riß die Gewalt und Würde eines Schogun an ſich, die in ſeiner Familie, der Linie der Aſchikaga, mehr denn zwei Jahrhunderte lang ununterbrochen forterbte.

Der Oſchidari.

Der blutige Bürgerkrieg zwiſchen den Anhängern des rechtmäßigen Kaiſers Go-Daigo und der Partei der Hojo-Familie, welche zu Beginn dieſes Streites im Beſitze der höchſten Aemter und faſt aller Macht im Lande war, griff tief in die Verhältniſſe gar mancher Familien ein, und vielfach hatten die Fürſten und vornehmen Landadligen, welche dem Kaiſer treu ergeben waren, zu Anfange jener Wirren ſchwere Leiden zu erdulden.

Zu denſelben gehörte auch Yuki Mitſchitada, der Beſitzer eines kleinen Fürſtenthumes in Oſchiu, in Norden des Reiches. So lange Frieden herrſchte, lebte er ganz der Kunſt und Wiſſenſchaft, und ſein Hauptvergnügen beſtand in der Pflege von Kunſt-

gärten, die er in großer Vollkommenheit und Schönheit herzurichten wußte, und in denen er namentlich eine große Menge seltenen Geflügels jeglicher Art unterhielt.

Seine Leute hingen ihm, da er ein milder, freundlicher Herr war, mit großer Liebe an, und namentlich galt dies von einem der Krieger seiner Leibwache Namens Hayato. Da derselbe täglich im Palaste ein- und ausging, so konnte es nicht fehlen, daß er die Dienerinnen der Fürstin öfter sah und auch von ihnen bemerkt wurde. Da entspann sich allmälig zwischen Hayato und einem jener Mädchen, der schönen Kikuno, eine gegenseitige Zuneigung. Dieselbe war allerdings vor der Hand hoffnungslos, denn die jungen Leute hatten keine Mittel, einen eigenen Hausstand zu gründen; allein sie vertrauten auf die Götter und hofften fest, mit der Zeit an das Ziel ihrer Wünsche zu gelangen.

Kikuno freute sich nicht minder als alle ihre Genossinnen der schönen Enten, Fasanen und Pfauen, welche Yuki's Hof und Garten zierten; ganz besondere Theilnahme aber widmete sie, seit in ihrem Herzen die Liebe zu Hayato aufgekeimt war, den Mandarinenenten, welche in Japan Oschidori heißen; denn deren Gattenliebe ist so groß, daß man sie im Volke häufig „Mann und Frau" nennt. Kikuno hegte den festen Glauben, daß alles gute, was sie diesen zärtlich liebenden Wesen thäte, dazu beitragen würde, ihr und ihrem Hayato dasselbe Glück zu verschaffen, dessen sich diese Thiere erfreuten.

Auf diese Weise kam es, daß sie einstmals Hayato aufs ernstlichste bat, doch einem Paare solcher Oschidori, welches besondere Anhänglichkeit an sie zeigte, die Freiheit zu verschaffen, und Hayato willigte auch sofort ein. Er benutzte die erste Gelegenheit, wo er mit Yuki eine Unterredung hatte, um diesen darauf aufmerksam zu machen, wie traurig gerade jener Oschidori den Kopf hängen ließe, und wie er den Verlust der Freiheit zu bedauern schiene. Yuki ging auf den Vorschlag ein, das Thier in Freiheit zu setzen, und da es unmöglich war, eines der Thiere allein fliegen zu lassen, so wurde mit dem Oschidori auch sein

Weibchen befreit. Beide jubelten laut, als ſie der Gefangenſchaft entflogen, und es wollte Hayato ſcheinen, als wenn ſie durch ihr Freudengeſchrei ſich beſonders dankbar gegen ihn bezeigen wollten.

Inmitten dieſes friedlichen Lebens im Schloſſe Yuki's erſcholl der Kriegesruf. Der Kaiſer erließ ein Aufgebot an alle ſeine Anhänger und an alle wahren Vaterlandsfreunde, ihm gegen die Hojo's zu Hülfe zu ziehen, und ſo durfte Yuki nicht zögern, zu den Schaaren des Kaiſers Go-Daigo zu ſtoßen. Er that dies aber mit ſchwerem Herzen, denn ihm ahnte nichts gutes, und beſonders ermahnte er ſeinen Oberbeamten Takahama, welchem er alle ſeine Habe und ſeine Familie beim Abſchiede anvertraute, ja wachſam zu ſein und vor allen Dingen ſeinen noch unmündigen Sohn Kojiro aufs ſorgſamſte zu hüten.

Was Yuki befürchtet, trat nur allzubald ein; das ganze kaiſerliche Heer ward geſchlagen, der rechtmäßige Herrſcher ſelbſt in die Gefangenſchaft geſchleppt, und was irgend konnte, ſuchte ſich in eiliger Flucht zu retten.

Yuki aber war in der Schlacht zum Tode verwundet. Seine Getreuen ſchleppten ihn aus dem Handgemenge und machten ſich ſo ſchnell als möglich auf den Weg nach der Burg ihres Herrn. Noch hofften ſie, daß Yuki wenigſtens bis dahin am Leben bleiben und die letzten Anordnungen hinſichtlich ſeines Nachlaſſes treffen könnte; allein auch dies war ihm verſagt, er verſchied in den Armen Hayato's, der den Sterbenden noch mit dem Gelöbniſſe tröſtete, daß auch er ſich des verwaiſten Sohnes des Yuki, des Kojiro, mit unverbrüchlicher Treue annehmen wolle. Bevor jedoch Yuki verſchied, gelobte er noch, auf ewig und immerdar, auch nach dem Tode, Rache an den Hojos zu üben, und verſchwor ſich, ſein Geiſt werde nun und nimmermehr Ruhe finden, bevor deren Schickſal erfüllt und ihr Untergang erfolgt ſei.

Als der Trauerzug auf Yukis Stammſchloſſe anlangte, war auch dort das Leid und die Bekümmerniß groß. Ein Bruder Yuki's, Hiogo, hatte die Wirren des Reiches und Yuki's Tod

benutzt, um sich die Herrschaft von dessen Besitzungen anzueignen. Er selbst hatte sich schlauer Weise so lange vom Kampfe zurückgehalten, bis er sah, wohin sich die Wage neigte, und hatte nach der Niederlage der Kaiserlichen eilends die Hojo's seiner Ergebenheit versichert. Unter deren Zustimmung hatte er sich alsdann der Burg des Yuki bemächtigt und schaltete und waltete darin als Herr, ohne jede Rücksicht auf seinen Neffen Kojiro. Als nun Hayato nebst dem übrigen Gefolge Yuki's zurückkehrte und der treulose Hiogo sah, daß hierdurch dem jungen Kojiro ganz unerwartet ein Anhang erwuchs, da ergrimmte der Bösewicht gar sehr und beschloß, sich aller, die ihm im Wege standen, sobald als irgend möglich zu entledigen.

Auf Hayato aber warf er den wüthendsten Haß. Er hatte nämlich gleich bei seiner Ankunft auf der Burg die schöne Kikuno wohl bemerkt und sofort eine heftige Leidenschaft für sie gefaßt. Sie hatte ihn zwar mit großer Entschiedenheit zurückgewiesen, allein er hatte immer noch gehofft, ihren Widerstand zu überwinden, bis er gewahrte, daß zwischen Kikuno und Hayato ein Einverständniß stattfand. Dies benutzte er nun sofort, um die grimmigsten Beschuldigungen gegen die beiden zu erheben, und da er selber über die Aermsten Recht zu sprechen hatte, so war deren Schicksal von vornherein besiegelt. Gefesselt standen sie im Hofe der Burg und harrten des Todesurtheils, während die Schergen Hiogos sich bereits anschickten, erst der Kikuno und dann dem Hayato, an dessen Schmerz beim Tode der Geliebten sich der Barbar erst noch weiden wollte, das Haupt abzuschlagen.

Da aber, eben noch im rechten Augenblick, erhob sich Stimmengewirr am Schloßthor; ein Bote drängte sich ungeduldig heran, bis er vor Hiogo stand, und verkündete, er komme im Namen ihres gemeinsamen Herren und Gebieters, des Hauptes der Hojo-Familie. Diesem sei ein Erbe geboren, und in Folge dieses frohen Ereignisses habe der mächtige Herrscher des Landes befohlen, daß allen Verbrechern und allen eines Verbrechens Angeklagten im ganzen Reiche Leben und Freiheit geschenkt werden solle, auch

wenn sie noch so schlimmes verübt hätten. Zähneknirschend fügte sich Hiogo, der in Gegenwart des Boten nicht wagen durfte, seinem Oberherren und Gönner ungehorsam zu sein; man band Kikuno und Hayato los und ließ sie ziehen. Vorsorglicher Weise war der Bote zugegen geblieben, bis sie das Schloßthor passirt hatten; dann folgte er ihnen und geleitete sie auch noch bis in den nächsten Wald. Als sie aber dort angelangt und einigermaßen in Sicherheit waren, da vernahmen sie zu ihrem unaussprechlichen Erstaunen aus dem Munde des Boten, er sei nicht, was er scheine, sondern Niemand anders als eben jener Oschidori, jene Mandarinenente, welche einst auf ihre Veranlassung sammt ihrem Weibchen die Freiheit erlangt habe. Es sei nur die schuldige Dankbarkeit, welche ihn getrieben, jetzt gleiches mit gleichem zu vergelten. Zu diesem Behufe habe er selber eigens eine List ersonnen und ausgeführt, habe die Gestalt eines Boten des obersten Gewalthabers angenommen und durch seine Dazwischenkunft sie beide von Schmach und Tod gerettet. Sie möchten sich nunmehr vor dem tyrannischen Hiogo wohl in Acht nehmen, vor allen Dingen aber sollten sie ihre Freiheit benutzen, um ihren jungen rechtmäßigen Herren, den Kojiro, aus den Klauen seines ruchlosen Oheims zu retten. Nach diesen Worten ward der Bote wieder zu einer Ente und flog von dannen.

Während nun Hayato und Kikuno ein sicheres Versteck suchten, von dem sie Botschaft an Kojiro gelangen lassen könnten, häufte Hiogo eine Missethat auf die andere. Zwar wagte er noch nicht, an Kojiro Hand anzulegen; allein den Oberbeamten Yuki's, Takahama, zwang er durch die erlogene Beschuldigung, daß er mit Yuki's Wittwe ein strafbares Verhältniß unterhalte, sich den Bauch aufzuschlitzen, und nachdem dies geschehen, ließ er die Wittwe seines Bruders grausam ermorden. Kojiro, den er gefangen hielt, mußte alle diese Greuel mit eigenen Augen ansehen und durfte sich nicht verhehlen, daß jeder Tag ihm ein ähnliches Schicksal bereiten könne.

Da erschien endlich ein Abgesandter von Hayato und Kikuno,

die bei braven Bauersleuten eine Unterkunft gefunden hatten und dort vor Hiogo's Nachforschungen geborgen waren. Ein einfacher Landmann hatte sich aus freien Stücken erboten, zu dem armen Kojiro zu gehen und ihm zur Flucht behülflich zu sein, und da man gegen den Bauersmann nicht den mindesten Argwohn hegte, so war der Anschlag auch glücklich gelungen. Kojiro floh zu Hayato und Kikuno; hier vermochte er unter treuer Hut wieder aufzuathmen und sich von allem erduldeten Schrecken zu erholen.

Ein Mittel, an dem Bösewicht gerechte Vergeltung zu üben, hatte sich jedoch immer noch nicht finden wollen, als endlich der Götter Wille einen Fremden in die Gegend führte, einen Mann aus Schikoku, Namens Hagiu Yoschi. Derselbe war weit umhergereist und befand sich auf dem Wege über die wilden Gebirge des Inneren des Landes in der Nähe von Yuki's Stammsitze, als er einmal zu seiner großen Bestürzung in einer Einöde von der Nacht überfallen wurde. Während er vergebens sann, wie er sich wohl den drohenden Gefahren der Wildniß entziehen könnte, trat ein schwarzgekleideter Priester auf ihn zu, der ihm Muth zusprach, zugleich aber sagte, er sei gekommen, um ihm etwas wichtiges zu zeigen. Er führte Yoschi an einen Berg, und hier erblickte derselbe eine eiserne Pforte, die er vorher nicht gesehen. Auf einen Schlag, den der Priester mit einer Gerte dagegen führte, sprang sie auf, und nun sah Yoschi, wie böse Geister eine arme Seele aufs entsetzlichste quälten und verhöhnten. Fragend blickte er den Priester an, und dieser eröffnete ihm, das sei die Seele Yuki's, die keine Ruhe finden könne und unabläßig von dem Schwur, den er in seiner Todesstunde gethan, gequält werde. Es sei jedoch der Götter Wunsch, daß ihm geholfen werde, und wenn Yoschi sich der Aufgabe unterziehen wolle, zu Yuki's Erlösung beizutragen, so möge er Yuki's Sohn aufsuchen und diesen zur Uebernahme der Rachepflicht und zum Kampfe gegen die Hojo's anspornen. Yoschi versprach dies, und als ihn der Priester nun aus dem Berge ins Freie geleitet, da dämmerte auch schon der Morgen heran, und er konnte seine Wanderung fortsetzen.

Yoschi, ein frommer und gewiſſenhafter Mann, ging ohne Aufenthalt zu der Burg, die Yuki gehört hatte, erfuhr hier aber, wie Hiogo ſich derſelben bemächtigt und dem Sohne ſeines Bruders nachgeſtellt habe, ſo daß dieſer entflohen und verſchollen ſei. So mußte er ſich hier damit begnügen, an Yuki's Grabſtätte zu beten und ihm fromme Rauchopfer darzubringen. Während er dies aber that, hörte er eine klagende Stimme, die den Anfang eines Verſes herſagte. Zuerſt beſtürzt, behielt er gleichwohl die Worte im Gedächtniß und ſuchte die Strophe zu vollenden, und als ihm dies gelungen, antwortete er jener Stimme mit dem Schluſſe des begonnenen Verſes. Da aber ertönte aus dem Grabe dieſelbe Stimme und ſagte in hoffnungsvollerem Tone: „Wohl mir, dies verheißt mir baldige Erlöſung! Wiſſe, o Fremdling, ich bin der Geiſt Yuki's, des verſtorbenen Herren dieſes Schloſſes, unabläſſig gequält durch Racheſchwüre, die ich in der Todesſtunde ausſtieß, und deren Erfüllung unmöglich ſcheint. Und gleichſam zum Zeichen deſſen heulten mir die böſen Geiſter, die mich quälen, immerfort den unvollendeten Vers vor, den ich im Begriffe war, zu dichten, als des Kaiſers Aufgebot mich gegen die Hojo's zu den Waffen rief. Nun haſt du den Vers vollendet, und das iſt die erſte gute Vorbedeutung, die mir ſeit meinem unſeligen Tode, der auch die Meinen ins Verderben ſtürzte, zu Theil wird. Habe alſo Dank, o Fremdling, und wenn du mir ferner helfen willſt, ſo wird mein Geiſt nie aufhören, für dein Wohl und deinen Schutz thätig zu ſein."

Yoschi machte ſich nun mit Eifer auf den Weg, um Kojiro zu ſuchen, und ein glücklicher Zufall wollte, daß er ſehr bald mit Kikuno ſelber zuſammentraf. Es währte lange Zeit, bevor dieſe ſich entſchließen konnte, zu einem gänzlich Unbekannten volles Vertrauen zu faſſen; allein allmälig vermochte Yoschi doch alle ihre Beſorgniſſe hinſichtlich ſeiner Abſichten zu zerſtreuen, und ſo führte ſie ihn zu Kojiro und Hayato. Nachdem Yoschi nun ſein wunderbares Zuſammentreffen mit Yuki's Geiſt erzählt, zweifelte keiner von ihnen daran, daß der Götter Beiſtand nahe

ſei, und Kojiro entſchloß ſich, ſein Verſteck zu verlaſſen und zu dem Heere zu ſtoßen, welches gerade zu jener Zeit der Feldherr Kuſunoki für den Kaiſer zu ſammeln begonnen hatte.

Als Kojiro dort anlangte, fand er daſſelbe bereits zu einem großen Haufen angewachſen, da der tapfere Nitta Yoſchiſada ſich der Sache des Kaiſers angeſchloſſen hatte. Zu dieſem begab ſich Kojiro und klagte ihm, wie treulos ſein Oheim gehandelt, und wie grauſam er durch dieſen ſeiner Mutter beraubt ſei, und der Feldherr ſprach ihm darauf ohne weiteres die Herrſchaft über das väterliche Beſitzthum zu und ermächtigte ihn, an ſeinem Oheim nach Belieben Rache zu üben. Zuvörderſt aber trat Kojiro in die Reihen der kaiſerlichen Streiter und verrichtete bald Wunder der Tapferkeit. Mehrere der feindlichen Führer erlegte er mit eigener Hand, und nie war ihm eine Wunde beigebracht; er fühlte wohl, daß ſeines Vaters Geiſt über ihn wachte, und dies ſpornte ihn zu immer kühneren Thaten an.

Endlich war die Entſcheidungsſchlacht bei Kamakura geſchlagen; Kojiro, in Feindesblut geſättigt, konnte mit dem frohen Bewußtſein heimkehren, daß er ſeines Vaters Geiſte volle Ruhe erſtritten habe. Nun aber harrte ſeiner die nicht minder heilige Pflicht, den ſchmachvollen Tod ſeiner Mutter zu rächen.

Die Ausführung dieſes Vorhabens war ſchwerer als man dachte. Hiogo hatte die Zwiſchenzeit fleißig benutzt, um Leute, die ihm ganz ergeben waren, um ſich zu ſammeln, und da er auf Hülfe ſeitens der Hojo nicht mehr rechnen konnte, hatte er ſeine Burg ſtark befeſtigt und vermeinte, in derſelben allen Anſchlägen Kojiro's Trotz bieten zu können. Rathlos ſtand die kleine Schaar, welche dem rechtmäßigen Erben gefolgt war, Hayato und Kikuno einbegriffen, draußen auf den Bergen; keiner von ihnen vermochte einen Plan zu erſinnen, wie man dem unrechtmäßigen Beſitzer, dem Miſſethäter Hiogo, beikommen könnte.

Aber der Oſchidori, ihr treuer Freund, war in der Nähe, und als dieſer gewahr ward, in welcher großen Verlegenheit ſich

Kojiro und ſein Gefolge befand, da beſchloß er, abermals ihnen zu helfen. Er verwandelte ſich auch diesmal in einen Boten, der an Hiogo's Burg anklopfte und vor den Herren gelaſſen zu werden verlangte. Vor Hiogo geleitet, ſagte er zu dieſem: „Ich komme von der ſchönen Kikuno, zu der du damals, als du nach deines Bruders Tode dieſe Burg in Beſitz nahmeſt, in Liebe entbranntеſt. Sie hat mich beauftragt, dir zu ſagen, daß ſie von deiner Zuneigung und Beſtändigkeit gerührt iſt und die deine werden will, wenn du gelobſt, ſie zu deiner rechtmäßigen Gemahlin zu machen. Alsdann willigt ſie ein, beide, den Kojiro und den Hayato, in deine Gewalt zu geben.“ Dabei wies er allerlei Gegenſtände vor, die, wie er ſagte, Kikuno ihm zu ſeiner Beglaubigung mitgegeben, die indeſſen nur Blendwerk waren, welches er durch Zauberkunſt hergeſtellt hatte. So bewirkte er, daß der Verräther ihm Glauben ſchenkte und verſprach, zu dem Orte zu kommen, wo ihn Kikuno im geheimen treffen ſollte.

Nun aber eilte der Oſchidori zu Kikuno und erzählte ihr, was er gethan, und Kikuno, begierig, den Böſewicht, der ihr nach dem Leben getrachtet und ſie in die Verbannung getrieben, mit eigener Hand zu beſtrafen, begab ſich mit einem ſcharfen Dolche bewehrt zu dem Stelldichein. Als Hiogo ihr nahete, ſtürzte ſie ſich auf ihn und durchſchnitt ihm die Kehle.

Jetzt war Kojiro unbeſtrittener Herr der Burg ſeiner Väter. Er erhob Hayato und deſſen Gattin Kikuno zu hohen Ehren und blieb ihnen Zeit ſeines Lebens in treuer Dankbarkeit zugethan. Der Oſchidori aber ward ebenfalls hoch verehrt; man errichtete eine Gedenktafel, mit ſeinem und ſeines Weibchens Bilde geziert, in einem benachbarten Tempel, und ſo oft der Feſttag wiederkehrte, welchen alljährlich die frommen Japaner durch Ankaufen und Freilaſſen von allerhand Thieren zu begehen pflegen, verſäumten weder Kojiro, noch Hayato nebſt ſeiner Gattin, recht viele Oſchidori in Freiheit zu ſetzen.

Die wunderbaren Schickſale Hangwan's und der Cerute.

Am Hofe des Schogun Yoſchinori, der gleich ſeinem Vater Taka-Uji mit der höchſten Gewalt im Staate vom Kaiſer bekleidet war und ſeine Würde und Macht auch ſeinen Nachkommen, dem erlauchten Geſchlechte der Aſchikaga, hinterließ, lebte ein vornehmer und hochangeſehener Fürſt Namens Motſchiuji, der in Folge ſeiner Bravheit und Tüchtigkeit vom Schogun mit dem wichtigen Amte eines Gouverneurs der Stadt Kamakura betraut ward und deshalb ſeine Beſitzungen verließ, um fortan in dieſer Stadt in hohen Ehren zu leben. Leider genoß er die wohlverdiente Gunſt des Herrſchers nicht lange; eine heftige Krankheit warf ihn darnieder, und ſchweren Herzens mußte er ſeine troſtloſe Wittwe und einen erſt elfjährigen Sohn ohne Stütze zurücklaſſen, als ihn die Götter von dieſer Welt abberiefen. Als er auf dem Sterbebette lag, ließ er außer jenen beiden Theuren ſeinen oberſten Beamten oder Karo, einen ſchon bejahrten Mann Namens Yokoyama, zu ſich berufen und beſchwor dieſen, treu und ſorgſam auf ſeinen Sohn, den jungen Prinzen Kenwomaru, zu achten, ihn gut zu erziehen und Sorge zu tragen, daß demſelben ſein Erbtheil unverkürzt in die Hände gelange, wenn er dereinſt erwachſen und im Stande ſei, es ſelbſt zu verwalten. Yokoyama gelobte dem Sterbenden dies alles aufs feierlichſte, und ſo verſchied Fürſt Motſchiuji ruhig und in vollem Vertrauen auf ſeinen Oberbeamten. Er ahnte nicht, daß dieſer ihn nur durch gleißneriſche Verſtellung hintergangen hatte und im Grunde ſeines Herzens ein arger Böſewicht war.

Noch bösartiger indeſſen war Yokoyama's Sohn, Saburo, ein gewandter Krieger, aber hinterliſtig und grauſam und dabei keineswegs ſo tapfer, als er ſich gern den Anſchein gab. Dieſer Saburo mißbrauchte das hohe Anſehen, in welchem ſein Vater ſtand, auf alle mögliche Weiſe, und ſein Vater leiſtete ihm, wenn

er irgend konnte, dabei Vorſchub. So dachte Saburo denn auch ohne alle Mühe die Hand einer der Dienerinnen der verwittweten Fürſtin, der ſchönen Terute, zu erlangen; er fand jedoch ganz unerwarteten Widerſtand. Terute verſchmähte ihn und bat ihre Eltern flehentlich, ſie nicht mit Saburo zu vermählen; ſie liebte, wie ſie ihren Eltern geſtand, einen der Waffengefährten deſſelben, den jungen Hangwan, und hatte Grund zu glauben, daß er ihr ebenfalls zugethan ſei. Terute's Vater, der wackere alte Krieger Tone Maguroku, war ganz mit ſeiner Tochter einverſtanden; auch er hatte einen Widerwillen gegen Saburo und eine aufrichtige Zuneigung zu Hangwan. Daher nahm er den letzteren, als er ſeinerſeits ſich um Terute's Hand bewarb, freundlich auf und gab ſeine Einwilligung zu der Verlobung ſeiner Tochter mit ihm auf das bereitwilligſte.

Hierdurch aber war Saburo aufs tiefſte beleidigt und ſchwor dem Hangwan blutige Rache. Zu feige indeſſen, ſich mit ihm in offenem Kampfe zu meſſen, lauerte er ihm zu nächtlicher Zeit auf, und als Hangwan einſtmals, nur mangelhaft bewaffnet, von ſeiner Braut nach Hauſe zurückkehren wollte, ſprang Saburo aus einem Verſteck hervor und gedachte ihn mit leichter Mühe tödten zu können. Hangwan indeſſen ließ ſich nicht einſchüchtern; er zog das kurze Schwert, das er bei ſich führte, und drang ſo entſchloſſen auf den weit beſſer bewehrten Gegner ein, daß er wohl bald ihm das Handwerk gelegt hätte, wenn das Unglück nicht in dieſem Augenblicke den alten Tone Maguroku herbeigeführt hätte. Dieſer hatte den Waffenlärm gehört und war aus ſeiner Wohnung herausgeſtürzt, um zu ſehen, ob ſein Schwiegerſohn nicht in Gefahr ſei, und als er ſeine Befürchtung beſtätigt fand, drang er mit Ungeſtüm auf den Angreifer ein. Dieſer aber war geſchickt zurückgeſprungen und hieb ſeitwärts auf den alten Mann ein, der ihm an Gewandtheit nicht gewachſen war und zu Tode getroffen niederſank. Mit erneuetem Grimme drang nun Hangwan gegen Saburo vor, ſo daß dieſer in Angſt und Schrecken gerieth und eilends das weite ſuchte. In der

Dunkelheit gelang es ihm, an den Fluß zu gelangen, der in der Nähe vorbeiſtrömte, und unter dem Uferrande vermochte er ſich ſo gut zu verbergen, daß alles Suchen Hangwan's vergeblich war.

Hangwan's erſter Gedanke war nun, ſich ſelber den Tod zu geben, da er nicht vermocht hatte, ſeinen Schwiegervater, der noch dazu für ihn ſelber geſtorben, an jenem Elenden zu rächen. Wer aber ſollte dann dieſe Rachepflicht üben, die ihm doppelt heilig ſein mußte? Blieb er am Leben, ſo durfte er hoffen, ſchließlich doch noch eine Gelegenheit zu finden, bei welcher er dem hinterliſtigen Feinde, in welchem er den Saburo wohl erkannt hatte, den Lohn für ſeine Tücke zu zahlen im Stande war, während im Falle ſeines eigenen Todes nur zwei wehrloſe Frauen übrig blieben, deren Saburo hätte ſpotten können.

So ging denn Hangwan ſchweren Herzens zu Terute und ihrer Mutter und erzählte ihnen, was vorgefallen. Obgleich in tiefſter Trauer und Verzweiflung, ſannen doch beide Frauen nur auf Rache. Sie belobten Hangman höchlich, daß er ſich nicht umgebracht habe, ſondern ihnen bei Erfüllung dieſer Pflicht helfen wolle; ſie ſagten aber, auch ſie ſeien bereit, ihr Leben zu opfern, um nur an dem Böſewichte, dem Mörder des ihnen ſo Theuren, die gerechte Vergeltung zu üben. Hangman theilte indeſſen ihre Hoffnung, daß dies bald gelingen werde, keineswegs; trübe Ahnungen hatten ſich ſeiner ganz und gar bemächtigt.

Und dieſe beſtätigten ſich nur allzubald. Der, welcher in der Unterſuchung über Tone Maguroku's Ermordung Recht zu ſprechen hatte, war kein Anderer, als Yokoyama, Saburo's Vater, und ſo lautete deſſen Urtheilsſpruch denn auch ſo hart als möglich gegen Hangwan und gegen die Hinterbliebenen des Getödteten. Hangwan, ſo hieß es, hatte ehrloſer Weiſe verſäumt, ſofortige Rache für ſeinen Kampfgenoſſen zu nehmen, der an ſeiner Seite und für ihn gefallen war; er ward aus den Reihen ſeiner Kameraden ausgeſtoßen und mußte als rechtloſer Flüchtling — als Ronin, wie die Japaner dieſe unglücklichen, ruheloſen Krieger nennen — in die Verbannung ziehen. Der Wittwe

konnte zwar das Recht nicht abgesprochen werden, für ihren Mann Rache zu suchen, noch auch der Terute, den Tod des Vaters zu rächen; jedoch wurden sie gegen alles Recht und gegen alle Billigkeit für unwürdig erklärt, in der Fürstin Diensten zu bleiben, bis sie dieser Rachepflicht Genüge geleistet, und hierdurch verloren sie alle Mittel, ihr Dasein zu fristen. Und dies war um so härter, als sie nicht einmal an die baldige Ausführung einer Rachethat denken konnten, denn Saburo war unterdessen geflohen und hielt sich ängstlich verborgen.

Dennoch trösteten sich die drei Unglücklichen. Sie verschoben ihre Pläne gegen Saburo, ohne sie aufzugeben, und gingen gefaßt und ergeben von dannen. In einem ablegenen Dörflein, nicht weit vom Meeresstrande, fanden sie endlich ein Unterkommen, das ihnen Sicherheit versprach, und von hier aus stellten sie die eifrigsten Nachforschungen nach Saburo an. Endlich schien es, als sollten ihre Anstrengungen erfolgreich sein, denn sie hörten wiederholt, Saburo sei in der nicht weit entfernten Provinz Suruga gesehen; und als die Nachricht mehrfach von glaubwürdiger Seite bestätigt wurde, machte sich Hangwan, als Bettler verkleidet und vollkommen unkenntlich, auf den Weg, um den Schurken zu suchen.

Saburo war aber weit erfahrener in Ränken und hinterlistigen Streichen jeder Art, und so war es auch nur ein Fallstrick von ihm gewesen, daß er das Gerücht hatte verbreiten lassen, er halte sich in Suruga auf. In Wahrheit weilte er ganz in der Nähe und hatte nur Hangwan entfernen wollen, um einen frechen Streich gegen die beiden Frauen auszuführen. Am Abend des nämlichen Tages, an welchem Hangwan sich auf die Reise begeben, kam er an der Spitze von sechs Gefährten vor ihre Wohnung. Seine Genossen besetzten die Ausgänge, er selbst aber drang in das Haus und verkündete mit höhnenden Worten, er sei gekommen, um Terute gewaltsam zu entführen. Augenblicklich griff sowohl diese, als ihre Mutter zu den Schwertern, die sie für alle Fälle bereit hatten, und so drangen beide tapfer

auf den Verhaßten ein. Dieſer aber war auf ſolchen Angriff gefaßt; während er die Streiche der beiden Frauen abwehrte, gab er ſeinen Leuten ein Zeichen, auf das ſie hereinſtürzten und Terute packten, banden und fortſchleppten. Als dies geſchehen, hieb der Böſewicht ohne Mühe die verzweifelnde und wie wahnſinnig ſich geberdende Mutter nieder.

So war das Bubenſtück gelungen, eben in dem Momente, wo den Frauen eine unerwartete Hülfe kam, die ihnen um ein Haar noch hätte Rettung bringen können. Hangwan war es, der etwa bis Mittag fort gewandert war, dann aber allerhand bedenkliche Gerüchte vernahm, als ob Saburo in der Nähe ſei. Unverzüglich machte er ſich auf den Rückweg, aber trotz aller Eile kam er zu ſpät; er fand nur Terute's Mutter, die in ihrem Blute lag und ihrem nahen Tode entgegenſah. Doch konnte ſie ihm noch erzählen was vorgefallen, und ihn beſchwören, ihrer armen Tochter nachzueilen.

Er ſtürmte hinter den Räubern her und fand auch trotz der Dunkelheit ihre Spur. Mit raſender Haſt folgte er derſelben; ſie führte ans Meer. Hier aber ſah er nur noch aus der Ferne, wie die Miſſethäter ein Boot beſtiegen und Terute gebunden in daſſelbe brachten. Sie ſtießen ab, und als er den Strand erreichte, kämpfte das Boot bereits mit den Wellen, welche von einem Sturme, der gerade in dieſem Augenblicke ſich aufmachte, gewaltig geſchaukelt wurden. Hangwan, der gern ſein Leben aufs Spiel ſetzen wollte, um Terute zu retten, bat die Schiffer, welche am Strande wohnten, vergebens aufs eindringlichſte, ihn hinauszufahren oder ihm wenigſtens ein Boot zu überlaſſen; keiner wagte es, denn der Sturm brach mit zu großer Heftigkeit los.

Troſtlos kehrte der Unglückliche zu ſeiner Schwiegermutter zurück, fand ſie aber bereits todt, und ſo mußte er ſich begnügen, ihr die letzten Ehren zu erweiſen.

Als Terute aber in dem Kahne lag, in den man ſie geſchleppt, und erkannte, daß ſie willenlos ihrem ſchlimmſten Feinde

anheimgegeben war, beſchloß ſie, Liſt anzuwenden. Sie that, als ſei ſie von der Hülfloſigkeit ihrer Lage überwältigt, und ſagte dem Saburo, ſie wolle ſich in das unvermeidliche fügen und die Seine werden; nur möge er ihre Feſſeln abnehmen. Dies geſchah; kaum aber hatte Terute ihre Hände frei, ſo entriß ſie dem Saburo ſeinen Säbel und hieb und ſtach mit allen Kräften auf ihn los. Leider war ſie nicht ſtark genug, ihn zu tödten oder lebensgefährlich zu verwunden. Wüthend über ihre Hinterliſt, packte er ſie, entwand ihr die Waffe und holte nun ſeinerſeits zu einem tödtlichen Streiche aus, als der Sturm, der raſch an Stärke zugenommen hatte, ihn ſammt dem ganzen Nachen umwarf. Alle, die darinnen waren, wurden von den wilden Wogen erfaßt; Terute aber ſah ein bleiches, zorniges Antlitz in überirdiſchem Glanze über dem Fluthengebrauſe erſcheinen und wußte nun, daß ihre Mutter todt war, daß deren Geiſt den Sturm erregt und ihren Tod abgewandt habe. Kaum vermochte ſie noch einen Schrei auszuſtoßen, der Sturm und Wellen übertönte, dann ſchwanden ihr die Sinne, und als ihre Lebensgeiſter wiederkehrten, befand ſie ſich auf feſtem Lande. Fiſchersleute, die in ihrem kleinen Fahrzeuge vor dem plötzlichen Sturm ans Ufer flüchteten, hatten ihren Angſtſchrei gehört; eine Woge hatte ſie in die Nähe des Fiſcherbootes geſchleudert, und ſo war ſie von den Inſaſſen deſſelben gerettet.

Auch Saburo erreichte das Land mit Hülfe eines Stückes von ſeinem zertrümmerten Boote; ſeine Genoſſen wurden dagegen ſämmtlich von den empörten Fluthen verſchlungen. Noch war die Zeit des Böſewichtes nicht abgelaufen, und noch ſollten ſeine Verfolgungen der Terute und dem Hangwan viel Drangſal bereiten; vor der Hand aber war er nicht zu fürchten, denn er war genöthigt, ſeine Wunden zu pflegen, und bedurfte längerer Zeit, um ſich von dem ſtarken Blutverluſte, den er erlitten, wieder zu erholen.

Während alle dieſe Dinge ſich ereigneten, hatte Yokoyama, Saburo's heimtückiſcher Vater, ruchloſe Pläne geſchmiedet, durch

welche er den jungen Prinzen Kenwomaru, den ihm ſein ehemaliger Gebieter auf dem Todtenbette anvertraut, zu Grunde zu richten und ſich ſelber ſeines Erbes zu bemächtigen gedachte. Zu dem Ende hatte er ſich mit einem böſen Zauberer in Verbindung geſetzt und durch denſelben allerhand Höllenſpuk gegen den unglücklichen Prinzen herrichten laſſen. Geſpenſter quälten denſelben faſt ſtündlich bis aufs Blut; er ward ſehr krank, und alle Mittel, welche man dagegen anwandte, waren umſonſt. Mit jedem Tage ward der arme Knabe elender und ſein Zuſtand verzweifelter. Nicht ſelten kam es vor, daß die Wachen, die ſein Lager umſtanden, von einem jähen Blitz und Knall erſchreckt wurden; dann aber ſahen und hörten ſie nichts weiter als das ängſtliche Hülfegeſchrei und das vergebliche Ringen des Prinzen mit unſichtbaren Verfolgern.

Unter den wachthabenden Kriegern befand ſich auch Hangwan's Vater Oguri, der trotz aller Schleichwege, welche Yokoyama eingeſchlagen, um ihn zu entfernen, treu und ſtandhaft auf ſeinem Poſten geblieben und unabläſſig bemüht war, für des Prinzen Wohl zu ſorgen. Niemand hatte daher ein ſo wachſames Auge wie er, und es entging ihm nicht, daß jener Blitz und Knall ſich ſtets aus einer beſtimmten Ecke des Gemaches erhob. Er hatte dieſelbe daher, ſo oft er den Wachtdienſt verſah, beſtändig im Auge und ſah einſtmals, wie aus dem Feuer und Dampf ein Geſpenſt hervorkam, das genau die Geſtalt und die Züge des kranken Prinzen trug. Es ſtürzte ſich auf denſelben und rang mit ihm aufs grimmigſte. Oguri trat herzu; aber obgleich er des Prinzen Angſtrufe unabläſſig hörte, vermochte er das Geſpenſt von ſeinem jungen Herren ſelber nicht zu unterſcheiden, ſo täuſchend war die Aehnlichkeit. Um endlich dem Aermſten Erleichterung zu verſchaffen, griff er auf gut Glück zu; aber es war der Prinz, den er gepackt, das Geſpenſt flog in die Höhe und grinſte ihn mit ſcheußlichem Antlitz an. Auf Oguri's Antrieb unterſuchte man jedoch den unheilvollen Winkel, aus dem der böſe Geiſt aufgeſtiegen, und

da fand man eine Strohpuppe mit Kleidern des Prinzen, die offenbar zu einem Trugbilde desſelben verzaubert und, um den Prinzen recht wirkſam zu quälen, nach allen Seiten hin mit großen Nadeln durchſtochen war. Man vernichtete ſie, und der Prinz fühlte ſich erleichtert.

Als aber dieſe Vorgänge dem Yokoyama hinterbracht waren, verurtheilte er ohne weiteres den Oguri zum Tode, weil er unbefugter und höchſt unehrerbietiger Weiſe an das Lager ſeines Herren getreten ſei und ſogar freventlich Hand an ihn gelegt habe. Oguri ſtarb den Tod eines braven Kriegers; er ſchlitzte ſich den Bauch auf, und einer ſeiner Gefährten hieb ihm, wie dies in ſolchen Fällen üblich, um ſeine Todesqual zu kürzen, das Haupt ab. Seine Wittwe, Hangwan's Mutter, entleibte ſich auf die Nachricht davon in ihrer Verzweiflung ſelbſt.

Bevor indeſſen Oguri den Todesſtreich empfangen, gelobte er mit lauter Stimme, er werde von nun an als Geiſt unabläſſig über ſeinen jungen Herrn wachen und ſo die böſen Pläne ihres beiderſeitigen Feindes zu nichte machen. Und das that er getreulich; mochte Yokoyama noch ſo oft ſeine Zaubermittel anwenden, die böſen Geiſter hatten keine Macht mehr über den Prinzen Kenwomaru. Oguri's Schatten wich nicht von ſeiner Seite und wehrte jeden Angriff der Unholde ab.

Ein treuer Diener unternahm es, Hangwan die Kunde von dem Tode ſeiner Eltern und von der neuen Rachepflicht, die ihm oblag, zu überbringen. Doch dauerte es lange, ehe er ihn fand, denn Hangwan, der von dem Scheitern des Bootes in jener Schreckensnacht, zugleich aber von Saburo's Rettung gehört hatte, irrte von einem Orte zum andern, ſtets von der Hoffnung geleitet, er werde endlich ſeinem Feinde begegnen und Vergeltung üben können. Daß Terute gerettet ſei, wußte er nicht, aber eine innere Stimme ſagte ihm, ſie ſei ebenfalls noch am Leben, und ſo ſpähete er emſig auch nach ihr aus.

Auf dieſe Weiſe war er in die Provinz Owari gelangt, wo Saburo viele Verwandte hatte, und wo er daher am eheſten

hoffen durfte, denſelben zu treffen. Sein Zufluchtsort war daſelbſt das Haus eines alten Freundes, Namens Utayemon, eines wohlhabenden Landbeſitzers in der Nähe von Matſukaſe. Hier war der ruheloſe Hangwan endlich einmal in Sicherheit, hier konnte er ohne Beſorgniß den großen, breitbeſchirmten Hut, wie ihn die flüchtigen Krieger, die Ronin tragen, bei Seite legen und ſich mit Utayemon und ſeiner Tochter Uſuyuki ungeſtört unterhalten. Gar bald gewann ihn Utayemon ſo lieb, daß er ihm vorſchlug, immerdar bei ihm zu bleiben und ſein Eidam zu werden, und die ſchöne Uſuyuki war nur allzu geneigt, dieſem Vorſchlage zuzuſtimmen, denn eine heftige Leidenſchaft für Hangwan hatte ſie ergriffen. Umſonſt erklärte dieſer, als er zu ſeinem Kummer wahrnahm, daß Uſuyuki ihn liebe, daß er nicht mehr frei ſei, ſondern der Terute Treue gelobt habe, und daß außerdem eine ſchwere Pflicht der Rache auf ihm laſte. Alles dies minderte Uſuyuki's Liebe nicht; ſie ſeufzte Tag und Nacht, und eine tiefe, unheilbare Schwermuth befiel ſie.

Der Bote, welcher ausgezogen war, Hangwan den Tod ſeiner Eltern zu melden, war inzwiſchen ebenfalls in die Provinz Owari gelangt und hier mit Terute ſelber zuſammengetroffen, welche gleich ihm Hangwan ſuchte. Beide zogen nun vereint weiter und gelangten ſchließlich eines Abends bei Utayemon's Hauſe an, wo ſie den Geſuchten fanden. Ungeachtet des Grames, den der Anblick ihrer glücklichen Nebenbuhlerin der armen Uſuyuki bereitete, wurden ſie gaſtfrei und liebevoll aufgenommen, und eben waren Hangwan und Terute im Begriff, ſich einander ihre traurigen Erlebniſſe zu erzählen, als neues Unheil über ſie hereinbrach, abermals auf Anſtiften ihres Todfeindes Saburo. Dieſer hatte nicht ſobald bemerkt, daß der ehemalige Diener von Hangwan's Vater ſich auf die Wanderung begeben, als er ihm eifrig nachſpüren ließ, und ſo kamen Saburo's Häſcher, ein zahlreicher Trupp Soldaten unter einem zuverläſſigen Führer, bald nach Ankunft der Terute und ihres Begleiters vor Utayemon's Hauſe an.

Ungestüm pochten sie an die Außenläden, die man wegen des Einbruchs der Nacht geschlossen, und als Utayemon hinausblickte, sah er das Haus rings von Soldaten umstellt. Jeder derselben hatte eine Laterne angezündet und hielt sorgsam Wacht, damit Niemand entwischen könne. Zwei oder drei Soldaten waren näher herangetreten und forderten ungestüm, man solle ihnen den Hangwan, den bösen Feind ihres Gebieters, ausliefern, sonst würden sie das Haus seinem Besitzer über dem Kopfe anzünden. Umsonst bethenerte Utayemon, während Hangwan, Terute und ihr Diener sich versteckten, es sei Niemand im Hause; vergebens erbot er sich, sie durch alle Räume desselben zu führen. Die Soldaten blieben dabei, Hangwan müsse darinnen sein; sie stießen immer schärfere Drohungen aus, und Utayemon sah wohl, daß nur ein verzweifelter Entschluß das ärgste Unheil von seinem Gaste und Freunde abzuwenden vermochte. Er rief daher den Soldaten zu: „Wohlan, wartet ein wenig, ich will euch den Kopf Hangwan's überliefern." Alsdann begab er sich zu seiner Tochter. „Bist du," so sprach er zu ihr, „erbötig, dein Leben für das deines Geliebten hinzugeben, so ist die Zeit gekommen; ein anderes Mittel, ihn zu retten, giebt es nicht. Dein Leben, und mit ihm das meine, ist ohnedies freudlos, laß uns also beide sterben; denn wenn du dich jetzt für Hangwan opferst und dessen Rettung gelungen ist, so werde ich nicht säumen, dir zu folgen!" Ujupuki zögerte keinen Augenblick; sie durchschnitt sich die Kehle, und Utayemon trennte ihr Haupt vollends vom Rumpfe und übergab es einem der Soldaten. Dieser that es in einen Sack und entfernte sich nun sammt allen seinen Genossen.

Gebrochenen Herzens wollte Utayemon seinen Freunden, die in verschiedenen Schlupfwinkeln Zuflucht gefunden hatten, ihre Rettung aus der Todesgefahr verkünden, ohne ihnen zu sagen, welchen Preis er für ihr Leben hatte zahlen müssen. Aber Terute hatte voll Entsetzen und Verzweiflung gesehen, wie er den Soldaten ein [illegible] überreichte, und da sie nicht

zweifelte, daß dies Hangwans Kopf ſei, ſo ſprang ſie in äußerſter Wuth aus ihrem Verſteck hervor und warf dem Utayemon den unerhörten Verrath, den er, wie ſie meinte, an ſeinem Gaſtfreunde begangen, in ſo ungeſtümer Weiſe vor, daß er auch nicht ein Wort zu ſeiner Rechtfertigung vorbringen konnte. Zugleich drang ſie mit einem Schwerte auf ihn ein, und als der Diener ihre Worte vernahm, ſprang er herzu und half ihr, den edlen Utayemon, der ſich kaum wehrte, niederzuhauen. In dieſem Augenblick aber trat Hangwan herzu, der von allem, was vorgefallen, keine Ahnung hatte, und wie verſteinert ließen die beiden von Utayemon ab. So war es denn kein Verrath, den dieſer geübt; Hangwan war am Leben und unverſehrt, und bald zeigte ſich denn auch, weſſen Leben der Unglückliche geopfert und wie ſchnöden Lohn er dafür bekommen hatte. Terute war in Verzweiflung, denn der Verwundete lag bereits in den letzten Zügen. Flehentlich bat ihn Terute um Verzeihung; er aber entſchuldigte noch ihren Irrthum und verzieh ihr nicht allein, ſondern ſagte auch, er ſterbe gern, nachdem er ſeine Tochter der Pflicht der Dankbarkeit habe opfern müſſen. Dieſe Pflicht aber ſei unabweislich geweſen, weil Hangwan's Vater ihn ſelbſt einmal in früheren Tagen mit Gefahr ſeines eigenen Lebens aus ähnlicher Todesnoth gerettet habe. Die arme Uſuyuki ſei willig und freudig in den Tod gegangen, da ſie Hangwan hoffnungslos aufs innigſte geliebt habe. Terute, ganz niedergeſchmettert von ſo viel Edelmuth, rief nun: „Zürne mir nicht, abgeſchiedener Geiſt! Ich verſpreche dir, daß du im Jenſeits als Hangwan's Gattin ebenſo vor mir den Vorrang haben ſollſt, wie ich ihn hier auf Erden habe!“ Da erklang der Koto,*) auf dem Uſuyuki ihre Klagen ertönen zu laſſen pflegte, zum Zeichen, daß der Geiſt der Unglücklichen verſöhnt war und das Opfer der Terute annahm.

Ohne Raſt und Ruhe mußten indeſſen die beiden Unglück-

*) S. Märchen von Kätzchens Entführung, S. 56.

lichen, denen ſich der getreue Bote als dritter Leidensgefährte zugeſellte, das letzte Aſyl verlaſſen, das Hangwan gehabt, und ein Leben voll Entbehrungen und Strapazen in öden Wäldern und Bergen führen, während Saburo in Sicherheit und Wohlleben ſeine Tage verbrachte. Fühlte er ſich doch endlich ſicher, daß Hangwan, deſſen vermeinten Kopf man ihm gebracht, ebenſo wie Terute, deren Untergang in jener Sturmnacht er nicht bezweifelte, todt ſei.

Und gleichſam als wollte das Schickſal ſeine letzte Tücke gegen die Unglücklichen üben, erkrankte Hangwan ſo ſchwer, daß er nicht mehr im Stande war, zu gehen. Terute und der treue Diener fertigten einen rohen kleinen Wagen an, ein Brett mit vier Rädern darunter, und ſo wagten ſie ſich endlich wieder unter die Menge, da ſie in den Schwefelquellen von Kumano Heilung des Kranken zu finden hofften. Der Diener beluſtigte, wenn ſie in größere Ortſchaften kamen, die ſchauluſtige Menge mit allerhand Gauklerkünſten, die er früher erlernt, und erwarb ſo das nöthige Geld, deſſen ſie für die Reiſe bedurften. Endlich kamen ſie bei den Heilquellen an, allein Hangwan blieb lahm, und ſelbſt als Terute ſich als Büßende unter einen Waſſerfall ſtellte, um die Götter auf dieſe Weiſe zum Mitleid zu bewegen, war nichts von Beſſerung ſeiner Leiden zu verſpüren.

Da nahte ihnen nochmals drohendes Unheil durch Saburo, der von Hangwan's und Terute's Aufenthalt zu Kumano ſofort durch Späher benachrichtigt ward und, zähneknirſchend ob ſo vieler mißlungener Pläne, nun mit Aufgebot aller erdenklichen Hinterliſt der Sache ein Ende zu machen entſchloſſen war. Der Wagen, auf dem der Diener den Hangwan zog und den Terute begleitete, ward eines Tages an einer einſamen Stelle von Wegelagerern angegriffen; der Diener, welcher wohl bewaffnet war, ſchlug dieſelben in die Flucht, ward aber von ihnen bei der Verfolgung weiter und weiter gelockt. So waren Terute und Hangwan allein und hülflos, und nun ſpang Saburo aus dem Gebüſch hervor. Niemand anders als er hatte jene Wege-

lagerer angeſtiftet, um den einzigen Helfer zu entfernen, der ihn an der Ermordung der Terute und des gelähmten Hangwan hätte hindern können. Höhnend hielt er ihnen vor, was ſie alles an ihm verbrochen hätten; dann packte er Terute und band ſie trotz ihres Sträubens an einen Baum, um nun vor ihren Augen zuerſt dem Hangwan den Todesſtreich zu verſetzen.

Hangwan hatte unterdeſſen ſeine zitternden, kraftloſen Hände zum Himmel erhoben und in dieſer äußerſten Noth die Götter um endliche Erhörung ſeiner jahrelangen Klagen angefleht. „Geiſter meiner armen, unſchuldig dahingemordeten Eltern, Geiſter der von dieſem Scheuſal geſchlachteten Eltern Terute's, o helft mir jetzt und laßt mich endlich Rache üben! Alles will ich künftig gern erdulden, wenn nur dies mir gewährt wird!“

Und ſiehe da, ſeine Glieder waren auf einmal geſchmeidig wie je zuvor. Er konnte aufſpringen, er konnte ein Schwert, das er für äußerſte Fälle bei ſich verſteckt gehalten, mit kräftiger Hand ſchwingen. So ſtand er dem Saburo gegenüber, der ſich deſſen nicht verſehen hatte, und dem der Schreck die Glieder lähmte. Hangwan packte ihn und hielt ihn feſt, bis Terute, deren Bande raſch durchſchnitten waren, herzutrat und mit Hangwan's Schwerte dem Schurken den Kopf abſchnitt. Die beiden richteten nun ein feuriges Dankgebet an die Geiſter ihrer Eltern und ſteckten als Sühnopfer für dieſelben Saburo's Haupt auf einen Pfahl, der am Wege ſtand.

So fand ſie der treue Diener, der unterdeſſen ſeine Feinde weit in die Flucht geſchlagen, und nun dankten ſie alle drei den Göttern und den Geiſtern der Verſtorbenen für ihre Gnade.

Auch fernerhin verblieb der Götter Gunſt dem vielgeprüften Paare. Hangwan behielt Geſundheit und Kraft, die ihm ſo wunderbar wiedergeſchenkt waren, auch ferner; er vermählte ſich feierlich mit Terute und trat kühn vor Yokoyama, dem er den Tod ſeines Sohnes meldete und zugleich verkündete, daß Terute und er eigenhändig die ihnen obliegende Rachethat vollführt und damit ihren Pflichten genügt und ihre Ehre wiederhergeſtellt

hätten. Er verlangte für sich und Terute die Wiedereinsetzung in ihre frühere Stellung. Yokoyama mußte sich fügen; er sann zwar auf neue Ränke, aber Prinz Kemvomaru, den Oguri's Geist gegen alle seine bösen Zaubereien beschirmt hatte, erreichte bald die Jahre der Mündigkeit, und damit war die Macht des Bösewichtes gebrochen.

Es dauerte auch nicht sehr lange, bis Hangwan Gelegenheit fand, den Tod seiner Eltern an Yokoyama zu rächen. Dieser konnte es nicht verschmerzen, daß er nicht mehr im Besitze seiner früheren Macht war, und versuchte allerhand Verschwörungen anzuzetteln. Dieselben wurden aber verrathen; Yokoyama mußte fliehen und empörte sich nun offen gegen seinen rechtmäßigen Gebieter. Mit einer Schaar entschlossener Krieger überfiel er das feste Schloß, in welchem Kemvomaru wohnte. Schon war er in die Thore eingedrungen, aber die Soldaten des Fürsten, Hangwan an der Spitze, trieben die Feinde wieder zurück. Die meisten derselben fielen im Kampfe, und unter ihnen befand sich auch Yokohama, den Hangwan selbst erschlagen hatte und dessen Kopf er triumphirend über dem Schloßthore aufpflanzte.

Nun blieb ihm und der Terute nichts mehr zu wünschen übrig; sie lebten noch lange glücklich und gelangten zu hohen Ehren am Hofe ihres Herrn und Gebieters.

Danzaïemon, der erste Häuptling der Yeta.

Als der glorreiche erste Schogun Yoritomo noch mit seinem übermächtigen Widersacher Kiomori im Kampfe lag, hielt er sich einst längere Zeit im Hakonegebirge auf und heiratete dort eine Nebenfrau, die ihm auch einen Sohn schenkte. Nachdem Yoritomo später seine siegreiche Heldenlaufbahn begonnen, ließ er diese Frau und ihr Kind in ihren heimatlichen Bergen zurück und dachte schließlich kaum noch an die Tage der Zurückgezogenheit, die er mit ihr doch so glücklich verlebt. Die Frau hatte wohl manchmal die Absicht, zu ihrem Gemahle, dem mächtigen Herrscher des Landes, zu gehen und ihrem Kinde die Vortheile seiner Geburt zu sichern, aber der Ausführung derselben stellten sich immer wieder Hindernisse entgegen, und als sie sich endlich auf den Weg nach Kamakura, der Residenz des Schogun begeben wollte, vernahm sie, Yoritomo sei gestorben, und zwischen seinen Nachkommen und Verwandten seien blutige Zwistigkeiten ausgebrochen. Da wollte sie ihren Sohn solchen Fährlichkeiten nicht aussetzen, sondern blieb mit ihm ruhig in einem kleinen Dorfe des Hakonegebirges, wo sie und ihr Sohn sich nicht nur redlich nährten, sondern auch ein kleines Besitzthum erwarben. Dieses Erbe ging dann viele Generationen hindurch vom Vater auf den Sohn über, es ward von manchen seiner Besitzer noch vermehrt, und so hatten dieselben mit der Zeit sich eines gewissen Wohlstandes zu erfreuen und genossen ein um so größeres Ansehen in ihrem Dorfe, als den Einwohnern desselben ihre erlauchte Abstammung sehr wohl bekannt war.

Nun ereignete es sich, daß viele Jahre nach Yoritomo's Tode aufs neue ein Zweig seiner Familie, die Linie der Aschikaga, die Schogunwürde erblich an sich brachte. Der dritte Regent aus dieser Schogundynastie war Yoschimitsu, ein unternehmender, kriegerischer Fürst, der ganz besonders an der Jagd ein großes Vergnügen fand und oft in den wildesten Theilen des Hakone-

gebirges derſelben nachging. Er liebte es, unbetretene Pfade aufzuſuchen und beſtieg auch, als der erſte unter allen Sterblichen, im Jahre 1387 den Gipfel des Fuji-Yama, lange bevor derſelbe, wie dies jetzt der Fall iſt, von Pilgerſchaaren beſucht ward.

Dieſer Schogun Yoſchimitſu kam auf ſeinen Streifzügen einſtmals in das Dorf, in welchem die Abkömmlinge Yoritomo's ſeit nunmehr zweihundert Jahren friedlich gelebt hatten. Er war ſehr erſtaunt, als ihm die Dorfbewohner mit der Nachricht entgegenkamen, daß hier bei ihnen ein Verwandter von ihm, das eigentliche Oberhaupt ſeiner ganzen Familie wohne, und als ſie ihm die Geſchichte deſſelben und ſeiner Vorfahren ganz ausführlich erzählten, ſo daß er an ihrer Richtigkeit durchaus nicht zweifeln konnte. Er war, wie man ſich leicht denken kann, ſehr betroffen über dies unerwartete Auftauchen eines Vetters, deſſen Anſprüche ihm möglicher Weiſe unbequem werden konnten. Aber er bedachte doch, daß es unpaſſend ſei, Yoritomo's Blut unter Bauern verkommen zu laſſen; er ließ daher den Danzayemon — ſo hieß der damals lebende Urenkel Yoritomo's — vor ſich kommen und fragte ihn, ob er nicht ein Samurai, ein Krieger werden und damit in den Adelſtand treten wolle; dann könne er in ſeinen oder eines anderen Fürſten Dienſten ſich den Weg zu Ruhm und Ehre bahnen. „Nein," war die entſchiedene Antwort Danzayemon's, „ich ziehe es vor, ein Bauer zu bleiben. Würde ich ein Krieger, ſo müßte ich Jemand gehorchen, während ich hier auf eigenem Grund und Boden Herr und Gebieter bin. Ein Amt, das mich zum Herren und oberſten Befehlshaber über noch ſo wenige und noch ſo wenig geachtete Untergebene machte, würde ich nicht verſchmähen; verlang aber nicht von mir, daß ich aus meinem unabhängigen Stande in einen abhängigen trete." Yoſchimitſu war über dieſe vermeſſene und trotzige Rede ſehr erzürnt: er bedachte ſich einen Augenblick und erwiderte dann, um Danzayemon auf geſchickte Weiſe zu beſtrafen: „Nun wohl, ſo werde du das Oberhaupt der Yeta! Da biſt du Niemand untergeben und herrſcheſt über ſie wie ich über Japan." Die

Yeta waren aber die als unrein angesehenen Leute, welche sich mit Bereiten des Leders und anderer Abfälle von getödteten Thieren zu befassen hatten, sie waren daher allgemein verachtet und ausgestoßen, und ihnen lag unter anderem auch die Hinrichtung solcher Verbrecher ob, welche eines schimpflichen Todes sterben, etwa an ein Kreuz gebunden und mit Lanzenstichen getödtet oder auf andre grausame Art vom Leben zum Tode gebracht werden sollten. Wer — durch Bauchaufschlitzen und Köpfen — einen ehrenvollen Tod sterben sollte, durfte mit ihnen nicht in Berührung kommen, und überhaupt war alles mit Verachtung gebrandmarkt, was mit den Yeta irgend in Zusammenhange stand. Es waren, wie man sagte, auch zu einem großen Theile gar keine Japaner, sondern Kriegsgefangene, aus denen diese Kaste der Yeta zusammengesetzt war.

Man kann sich leicht denken, wie hart sich Danzayemon durch diesen Ausspruch getroffen fühlte; allein der Schogun hatte ihn beim Worte genommen, und er war viel zu stolz, dasselbe zurückzunehmen und um eine andere Entscheidung zu bitten. So zog er denn hin und ward Häuptling der Yeta, sprach ihnen Recht und regelte alle ihre Obliegenheiten gegen den Staat. Sein Wort galt bei ihnen ohne Widerspruch, er herrschte in der That unumschränkt über sie.

Und so blieb es auch unter seinen Nachkommen, denn Yoschimitsu verlieh ihm jene Würde erblich. Fast fünf Jahrhunderte hindurch sind auf diese Weise Danzayemon's Nachkommen die Oberherren aller Yeta in ganz Japan gewesen. Erst in dem denkwürdigen Jahre 1868 wurde der Bann, unter welchem diese Leute gelebt hatten, aufgehoben; sie wurden nun den übrigen Japanern vor dem Gesetze gleich, und die Herrschaft von Danzayemons Abkömmlingen hörte auf. Noch aber wohnen die Yeta an vielen Orten getrennt von den übrigen Einwohnern; das Volk hält ihre Beschäftigungen immerfort für unrein, sie selbst aber sind keineswegs gewillt, ihre altgewohnten Gewerbe aufzugeben, welche ihnen von jeher und jetzt noch mehr als zuvor zu Wohlstand verholfen haben. —

Der Glockenpfuhl von Konodai.

Die Familie der Hojo war, wie in früheren Geſchichten erzählt iſt, im vierzehnten Jahrhundert aus dem Beſitze der Staatsgewalt gänzlich und auf immerdar verdrängt, indeſſen gehörte ein Abzweig derſelben immer noch zu den mächtigſten Familien des Landes und hatte in der nämlichen Gegend, in welcher nachmals die Hauptſtadt Japans gegründet ward, große Beſitzungen inne. Die Hojo's beherrſchten dieſelben von dem Kaſtell von Yedo aus, in deſſen Umkreis ſich ſpäter die große Stadt ausdehnte, und hielten dort auch ſtets eine anſehnliche Streitmacht beiſammen, um jedem Angriffe beutegieriger Nachbaren ſchleunig begegnen zu können.

Ihre böſeſten Widerſacher waren die Fürſten, welche im Oſten wohnten, und oft verſuchten ſich dieſe der wichtigen Feſtung Konodai zu bemächtigen, welche nahe bei der Mündung eines der Haupt-arme des Tone-Fluſſes, desjenigen, welcher ſich in die Bai von von Yedo oder Tokio ergießt, auf den öſtlichen Uferhöhen an einer ſehr paſſenden Stelle angelegt war. Man erzählt, die Hojo's hätten in dieſe Feſtung einen großen Stein geſchafft und in einem der Schloßhöfe aufgeſtellt, der einen lauten Ton von ſich gab, ſobald ein Feind im Anzuge war, und noch heute zeigt man dieſen Wunderſtein an eben der Stätte, wo einſtmals die jetzt zerſtörte Burg ſtand, und nennt ihn den Yonaki-Iſchi, den zur Nachtzeit rufenden Stein.

Trotz dieſes Wunderſteines und trotz der feſten Lage der Burg ging dieſelbe mehrmals ihren Beſitzern verloren, wie man ſagt durch Verrath. Das erſte Mal war dies im Jahre 1537 der Fall, und damals ſchon hatten die Hojo's eine blutige Schlacht zu liefern und danach mit ihrem ſiegreichen Heere einen Sturm auf die Feſtung zu wagen, um ſie wieder in ihre Gewalt zu bringen. Aehnlich war es zum zweiten Male im Jahre 1564, über deſſen Kriegsereigniſſe der Volksmund ausführlich berichtet.

Die Fürsten, welche der Familie der Hojo's feindlich gesinnt waren, hatten damals arge Wirren, unter welchen das Reich litt, zu ihrem Vortheil zu wenden gewußt, und hatten ein mächtiges Heer gesammelt, das von Osten her unter dem Befehle des erprobten Generales Satomi, eines der gegen die Hojo's streitenden verbündeten Fürsten, gegen Yedo anrückte. Es gelang dem Feinde, auch diesmal Verrath anzuzetteln, durch welchen die Burg ihm in die Hände fiel. Darauf befestigte Satomi seine Stellung nach allen Regeln der Kriegskunst und suchte namentlich den Uebergang über den Fluß seinen Gegnern auf alle erdenkliche Weise zu erschweren. Zu diesem Behufe hatte er an den Zweigen einer großen Fichte, welche sich weit über das Wasser des Tone-Flusses erstreckten, an einer Stelle, wo sich ein tiefer, stiller Pfuhl befand, eine große Alarmglocke angebracht und einen zuverlässigen Posten daselbst aufgestellt, der jeden Versuch der Feinde, den Fluß zu überschreiten, durch ein Signal kundgeben sollte. Auch alle anderen Uebergangsstellen wurden durch besondere Heeresabtheilungen bewacht.

An der Spitze der Hojo-Familie und ihrer Streitkräfte standen damals zwei Brüder, Ujimasu und Ujiyasu, beides entschlossene, tapfere Krieger, denen mehrere erprobte Unterfeldherrn beigeordnet waren, vorzüglich der Commandant des Schlosses von Yedo, Toyama-Tamba, in welchen die Häupter des Geschlechtes besonderes Vertrauen setzten. So rasch als möglich drang das Heer, das man in aller Eile gesammelt hatte, bis an den Strom vor. Hier aber machte es Halt, und die Feldherrn waren in großer Verlegenheit, wie sie die breite, sumpfige Niederung des träge dahin fließenden Gewässers, dessen Windungen am anderen Ufer von steilen Höhen überragt waren, ohne Gefahr passiren könnten. Während sie noch rathlos dastanden, sahen die Soldaten, wie ein großer Kranich mitten durch den Fluß vor ihnen her bis ans andere Ufer hindurchwatete. Dies zeigte ihnen die Stelle einer Furt, welche sie bisher nicht gekannt hatten, und Toyama-

Tamba benutzte dieſelbe ſofort, um eine auserleſene Schaar ans andere Ufer zu führen.

Hier aber fand er nebſt allen, die ihm gefolgt waren, den Heldentod, denn die Abtheilung des feindlichen Heeres, welche an dieſer Stelle den Uebergang über den Strom zu vertheidigen hatte, brach aus ihrem Hinterhalt hervor und fiel mit ſolcher Uebermacht über den kleinen Heerhaufen Toyama-Tamba's her, daß man demſelben keine Hilfe mehr zu bringen vermochte.

In ähnlicher Weiſe mißlangen alle anderen Uebergangsverſuche und hatten nur große Verluſte für die Hojo's zur Folge. Der feindliche General Satomi frohlockte und gab zur Feier des großen Sieges, den die Seinen erſtritten, Abends ein großes Feſtmahl; alles jubelte und ſang und überließ ſich der ausgelaſſenſten Freude. Man achtete die Gefahr ſo gering, daß man die nöthigſten Vorſichtsmaßregeln verabſäumte; dies aber ſchlug zum Unheile der Sieger aus. Kundſchafter, welche nach Einbruch der Dunkelheit die Furt paſſirten, welche der Kranich ihnen und ihren Genoſſen am Morgen gewieſen hatte, fanden nirgends Wachtpoſten; ſie meldeten dies augenblicklich den Befehlshabern, und dieſe rückten ſogleich, ohne Widerſtand zu finden, mit ſämmtlichen Truppen über den Fluß bis dicht vor die Burg. Als der Morgen grauete, ſahen die Soldaten Satomi's, daß ihnen nichts übrig blieb, als das Schloß ſo gut als möglich zu vertheidigen; ſie wehrten ſich tapfer, und erſt am Nachmittage ward es von dem Heere der Hojo's erſtürmt. Dann aber flüchteten alle Soldaten vom Heere Satomi's, die noch am Leben waren, nach allen Seiten; auch Satomi ſelber entkam und ſuchte fern im Oſten Zuflucht in einer kleinen Feſtung.

Die beiden Brüder Ujimaſu und Ujiyaſu frohlockten und freuten ſich des herrlichen Blickes über ihre weit ausgedehnten Beſitzungen, den ſie von der Höhe des erſtürmten Schloſſes aus hatten. Sie gaben dem Schloſſe und dem Berge, welche bisher den Namen Mama geführt, nun den Namen Konodai, das heißt Kranichhöhe, zum Andenken an das wunderbare Ereigniß, das

ſoviel zu ihrem Erfolge beigetragen. Auch errichteten ſie vor dem Schloſſe einen hohen Thurm, von deſſen Spitze ſie den ſchönen Anblick der Landſchaft noch beſſer genießen konnten.

Sehr begierig waren ſie, in den Beſitz der großen Glocke zu gelangen, welche Satomi an der großen Fichte über dem Fluſſe hatte aufhängen laſſen. Voreiliger Weiſe jedoch ließen ſie die Zweige, welche die Glocke trugen, abhauen, und nun ſtürzte die Glocke in den tiefen Pfuhl, der ſich unter ihr befand, und ſank mit ſolcher Gewalt in den Schlamm, daß alle Bemühungen vergebens waren, ſie zu finden.

Es waren viele Jahre verfloſſen, die Macht der Hojo's war ſchließlich, im Jahre 1590, dem Angriffe des berühmten Schogun Hideyoſchi und ſeiner Verbündeten erlegen, die Feſte Konodai ſammt dem Ausſichtsthurme war zerſtört, die Beſitzungen der Hojo-Familie waren größtentheils eingezogen und zerſplittert und die Ländereien um Konodai dem Fürſten von Mito überwieſen, als man wieder an die Glocke dachte, welche einſtmals in dem Pfuhle des Toneſluſſes untergegangen war, und der damals regierende Fürſt von Mito ließ es ſich ſehr angelegen ſein, ſie wieder zu bekommen. Lange Zeit vermochten indeſſen ſeine Leute nichts auszurichten; die beſten Stricke längten ſich und wurden erweicht und ſchwach, wenn ſie ſo lange unter Waſſer ſich befunden hatten, wie dies für die beabſichtigte Arbeit erforderlich war. Da ließ der Fürſt ein ganz beſonders ſtarkes Seil anfertigen, das ganz allein aus Menſchenhaar beſtand, und dies litt durch das Waſſer gar nicht. Man hob nunmehr wirklich die Glocke aus der Tiefe empor, ſo weit, daß man ein wenig von ihr über Waſſer ſah; als man ſie aber noch weiter heben wollte, ſtürzte ſie aufs neue in den Abgrund hinab und liegt noch heutzutage tief unten in dem Pfuhle, den man danach den Glockenpfuhl, Kanegafutſchi, benannt hat.

Die Belagerung von Ogaki.

Die Festung Ogaki, in der Provinz Mino auf den Bergen östlich vom Biwa-See, nicht weit von der Wasserscheide zwischen letzterem und der Bucht von Owari belegen, spielte in den Bürgerkriegen, welche Japan verheerten, öfter eine Rolle, zuletzt in den Kämpfen, durch welche Iyeyasu, nachdem seiner Familie ein halbes Jahrhundert die Schogun-Würde entrissen war, sie zurückeroberte und die Reihe der Schogune aus der Linie der Tokugawa — eines Zweiges der Minamoto — eröffnete.

Diese Kämpfe waren sehr hartnäckig, und als die Hauptentscheidung herannahte, stand ein an Zahl weit überlegenes Heer — die Geschichtsbücher reden von 180000 Mann — der kaum halb so starken Streitkraft des Iyeyasu in der Provinz Mino gegenüber. Das Oberhaupt der Gegner Iyeyasu's war ein mächtiger Daimio, Ischida Mitsunari, der seine Truppen in Ogaki sammelte, während Iyeyasu gegen diese Festung anrückte. Als nun Ischida gewahr ward, daß sein Heer dem des Feindes bedeutend überlegen war, verließ er die Festung und zog frohen Muthes dem Feinde entgegen, aber nur, um bald als Flüchtling mit einem Theile seines geschlagenen Heeres wieder in Ogaki einzurücken. Hier schöpfte er sammt den Seinen allerdings neuen Muth, aber nur auf kurze Zeit. Während man noch damit beschäftigt war, alles in guten Vertheidigungsstand zu setzen, und noch kein Feind ringsum zu sehen war, hörten viele der Bewohner des Schlosses und besonders die Frauen allnächtlich einen gräulichen Spuk. Es war, als ob dreißig Mann und mehr sich in den Räumen des Schlosses umhertrieben und mit gräßlichem Geheul die Worte ausstießen: „General Tanaka, General Tanaka, ho, ho!“

Was dies zu bedeuten hatte, ward nur allzubald klar: der siegreiche Feldherr Iyeyasu schickte einen seiner Unterfeldherrn,

Tanaka mit Namen, gegen die Feste, die nun eng eingeschlossen und unaufhörlich mit Kanonen beschossen wurde. Die Belagerten verloren den Muth noch nicht und machten viele, oft siegreiche Ausfälle, und wenn die Soldaten dann Häupter der von ihnen erlegten Feinde heim brachten, kamen ihnen Weiber und Mägde entgegen und färbten die Zähne der Feindesköpfe mit Schießpulver schwarz, um den Soldaten höhere Belohnungen zu erwirken; denn damals war es noch Sitte, daß hohe Offiziere sich — wie später die Frauen — die Zähne schwärzten.

Eines Tages hörte die Kanonade, die bereits großen Erfolg erzielt hatte, plötzlich auf, und die Belagerer zogen sich auf kurze Zeit zurück. Schon vermeinten die Soldaten in der Festung, sie seien nun aller Gefahr überhoben, als zu ihrer Bestürzung die Belagerer aufs neue herankamen und es sich zeigte, daß der Rückzug nur dazu hatte dienen sollen, um die Geschütze aus ihrer bisherigen Stellung zu entfernen und sie in größerer Nähe wieder aufzupflanzen.

Zu den Offizieren der Festung gehörte ein Vasall Ischida's, Namen Yamada, der in früheren Tagen, ehe irgend Jemand an die jetzigen Wirren dachte, Schreiblehrer des Schogun Iyeyasu gewesen war. Dieser stand eben auf den Festungsmauern und trauerte um den jähen Tod seines Sohnes, der bei dem vermeinten Abzuge der Feinde zugleich mit seiner Schwester auf die Mauer getreten und von dem ersten Kanonenschusse des wieder vorrückenden Heeres der Belagerer zu Tode getroffen war, als ein stumpfer Pfeil mit einem Briefe daran vor ihm niederfiel. Er steckte den Brief zu sich, und als folgenden Tages seine Frau und seine Tochter sich schon in einem der Thürme bereit hielten, beim voraussichtlichen Gelingen des Sturmes sich selbst zu entleiben, da trat Yamada zu ihnen heran und befahl ihnen, ihm mit ein paar treuen Dienern unverzüglich zu folgen. Der Brief hatte nämlich die Worte enthalten: wenn Yamada mit den Seinen fliehen wolle, so möge er schleunigst auf einer Leiter, oder wie er sonst wolle, die Festung verlassen; die Soldaten

hätten ſtrengen Befehl, den ehemaligen Lehrer ihres Kriegsoberſten ungefährdet ziehen zu laſſen.

So ließ ſich Yamada denn ſammt den Seinen mittels Leiter und Stricken an der Außenmauer hinab; die Zuſage des Briefes erfüllte ſich, und er konnte ohne Unfall bis in die Reisfelder der Umgegend entweichen. Allein Schrecken und Trauer hatten die Stunde beſchleunigt, in welcher die Gattin Yamada's abermals Mutter werden ſollte; das neugeborene Kind ward in dem Waſſer eines Reisfeldes nothdürftig gewaſchen, von einer Dienerin in ihr eigenes Gewand gewickelt, die Mutter aber von ihrem Gatten auf dem Rücken weiter geſchleppt, ohne Raſt und Ruhe, bis in unwegſame Sümpfe, wo ſich die armen Flüchtlinge verbargen und einigermaßen erholten, um ſpäter in einer kleinen ländlichen Beſitzung Yamada's Zuflucht zu finden. Hinter ihnen aber hob der Sturm auf Ogaki an, und kein Mann entging dem Schwerte der Sieger. Wer in Gefangenſchaft gerieth — und zu dieſen gehörte auch Fürſt Iſchida ſelber — ward ſelbigen Tages enthauptet; ſo lautete der Befehl Iyeyaſu's. Die Erzählung aber von den Schickſalen der Belagerten und von dem Spuke, der ſie vor dem Beginne der Belagerung vergebens gewarnt hatte, theilte in ſpäteren Jahren die Tochter Yamada's, welche mit ihm geflohen war, ihren Enkeln und Enkelinnen mit, und eine der letzteren hat ſie nebſt anderen merkwürdigen Dingen aus jenen Tagen ſorgſam aufgezeichnet und der Nachwelt überliefert.

Yui-Tschosetsu.

Als die eigentliche Herrschermacht und die Würde eines Schogun durch Iyeyasu für sich und seine Nachkommen, die Tokugawa, erworben war und in der neuen Residenz Yedo einen sicheren Mittelpunkt gefunden hatte, da kehrte zwar Ruhe und größere Sicherheit im Lande ein, die Bürgerkriege hörten fast ganz auf und die Künste des Friedens blüheten. Aber mit dieser Wendung der Dinge kam auch ein eisernes Joch über ganz Japan; der Kaiser, der eigentliche rechtmäßige Herrscher, lebte in Kioto, ohne auf die weltlichen Angelegenheiten des Reiches Einfluß zu haben, die Fürsten waren unterdrückt und kein Wille kam zur Geltung, als der der tyrannischen Machthaber in Yedo. Jede Auflehnung gegen dieselben war aussichtslos; das stehende Heer der Schogune und der zahlreichen, von ihnen völlig abhängigen und mit ihnen verwandten oder befreundeten Fürsten war zu mächtig, als daß an ein Widerstreben zu denken war.

Ungefähr ein halbes Jahrhundert hatte dies gewährt, als ein kühner Abenteurer, Yui-Tschosetsu, einen Handstreich plante, der keinen geringeren Zweck hatte, als die Ausrottung der mächtigen Familie der Tokugawa. Bei der Stimmung, welche in vielen Kreisen des japanischen Volkes gegen diese Familie herrschte, konnte es nicht fehlen, daß Yui-Tschosetsu manche Sympathien erwarb und nach dem Mißlingen seiner Anschläge und seinem Tode vielfach als Märtyrer angesehen wurde, dessen Thaten die Sage nicht verfehlt hat, zu verherrlichen, während die Geschichte fast gänzlich über ihn schweigt.

Tschosetsu war der Sohn eines Bauern, der nicht sehr begütert war, aber durch seine große Geschicklichkeit im Färben von Seiden- und Baumwollstoffen sich rühmlich bekannt machte. Der damalige Machthaber, Hideyoschi, hörte davon und veranlaßte Tschosetsu's Vater, seinen anfänglichen Wohnsitz in der Nähe von Owari zu verlassen und sich in Osaka anzusiedeln. Nach

dem Tode ſeines Gönners zog er jedoch in ein kleines Dorf in der Provinz Totomi, in das Dorf Yui.

Hier ward Tſchoſetſu im Jahre 1603 geboren, als ſein Vater bereits vierzig Jahre alt war. Dieſe Geburt war von wunderbaren Ereigniſſen begleitet. Tſchoſetſu's Eltern hatten ſich ſtets leidenſchaftlich einen Leibeserben gewünſcht, und in Folge davon hatte ſich ſeine Mutter zu einem langen Faſten entſchloſſen, um die Götter ihren Bitten geneigt zu machen. Als ſie nun bereits ſieben Tage und Nächte gefaſtet hatte, erſchien ihr Nachts ein merkwürdiges Traumgebilde, ein Krieger in Waffenſchmuck, und dieſer verkündete ihr: „Ich bin, als ich auf Erden lebte, von Iyeyaſu, dem Tyrannen, der jetzt allmächtig in Japan iſt, auf grauſame Weiſe getödtet und muß mit ihm und ſeinem Geſchlechte blutige Abrechnung halten. Daher werde ich als dein Sohn wiedergeboren werden.“ Sie fragte ihn nun im Traume, wer er denn ſei, und darauf gab er als ſeinen Namen den eines berühmten Generales der Gegenpartei, Takeda Schingen, an und verſchwand. Man ſagt, daß genau zwölf Monate nachher Tſchoſetſu, ein Knabe von außerordentlicher Größe, zur Welt gekommen ſei. Seine Mutter nannte ihn Anfangs Fujitaro, nach dem von ihrem Wohnorte aus ſichtbaren Fuji-Yama, allein in ſpäteren Tagen legte er ſich ſelbſt den Namen Tſchoſetſu bei, und unter dieſem Namen, dem man den ſeines Heimatortes zuzuſetzen pflegt, iſt er berühmt geworgen.

Sein Vater hatte Anfangs die Abſicht, das Wunderkind zum Prieſter weihen zu laſſen, und ſo lernte Tſchoſetſu nicht nur Leſen und Schreiben, ſondern er erlangte auch viele andere Kenntniſſe. In ſeinem dreizehnten Jahre verlor er ſeinen Vater, und nun wollten ſeine Lehrer ihm ſofort zum Zeichen der Prieſterweihe den Kopf ſcheren laſſen, als unerwartet eine höhere Hand in ſein Leben eingriff: er ward in der Nacht vor der anberaumten Feierlichkeit ſtumm und zugleich ſo verwirrt in ſeinen Gedanken, daß man genöthigt war, ihn zu ſeiner Mutter zurückzuſenden.

In ſeiner Heimat irrte er meiſt in den Wäldern umher;

Niemand wußte, was er trieb. Zwei Jahre blieb er ſtumm und irrſinnig, dann aber trat er plötzlich vor ſeine Verwandten und erklärte, er ſei wieder geneſen, wolle aber kein Prieſter werden, ſondern die Fechtkunſt erlernen.

Seine Angehörigen hatten dagegen nichts zu erinnern, und ſo erlernte Tſchoſetſu die Fechtkunſt mit vielem Eifer und ſo außerordentlichem Erfolge, daß er bald Meiſter in derſelben war. Als fahrender Fechtkünſtler durchwanderte er nun viele Provinzen des Reiches, bis fern in den Süden der Inſel Kiuſchiu; nirgends aber traf er Jemand, der ihm in ſeiner Kunſt auch nur annähernd gewachſen war. Bei den Landleuten machte er ſich überall beliebt und nützlich, denn wo irgend eine Räuberbande ihm genannt ward, ging er hin und rottete ſie aus, und bei ſeiner Ueberlegenheit in der Führung des Schwertes vermochte ihn keine Ueberzahl zurückzuſchrecken.

Einſt kam er auf ſolchen Fahrten nach Amakuſa in der Landſchaft Higo auf Kiuſchiu und traf am Meeresſtrande einen ehrwürdigen Greis, der daſelbſt fiſchte. Tſchoſetſu begrüßte ihn, wie es ſich gebührte, und begann ein Geſpräch mit ihm. Der Alte erzählte ihm, er ſei einſt ein Krieger im Gefolge des Koniſchi Yukinaga geweſen, des berühmteſten der Generale, welche unter der Regierung Hideyoſchi's deſſen Heer gegen Korea befehligt hatten, worauf ihn Tſchoſetſu bat, ihm ſeine Fechtkünſte zu zeigen. Der Alte willigte gern ein und verſuchte mit ſeiner Angelruthe dem Tſchoſetſu zu zeigen, was er als Fechter vermochte. Bald aber ſah er, daß Tſchoſetſu, der mit dem Schwerte ſeine Hiebe und Abwehrkünſte andeutete, ihm an Geſchicklichkeit weit überlegen ſei. Er warf daher ſeine Angelruthe ins Meer, und vor Tſchoſetſu's erſtaunten Augen verwandelte ſie ſich in einen Fiſch, der auf des Greiſes Geheiß herbeikam und denſelben auf ſeinem Rücken trug, wohin er wollte.

Da ſah alſo Tſchoſetſu mit leiblichen Augen, was die Zauberei vermochte. Inſtändig bat er den Greis, ihn auch in dieſer Kunſt zu unterweiſen, denn er meinte, mit Hülfe derſelben

und ſeiner Fechtkunſt würde er alles auf der Welt zu erreichen im Stande ſein. Der Alte gewährte ihm ſeine Bitte gern; denn er war überzeugt, Tſchoſetſu ſei zu großen Dingen auserkoren, und wenn er den Haß gegen die Familie des Iyeyaſu wahrnahm, der dieſem gleichſam durch übernatürliche Mächte eingeflößt war, ſo frohlockte er, denn auch er haßte das Geſchlecht des Schogun, der ſeines früheren Herren Familie zu Grunde gerichtet hatte.

Nachdem Tſchoſetſu drei Jahre lang ſich in allen Zaubereien ſeines alten Freundes unterrichtet, machte er ſich auf den Weg nach Yedo, von dem Drange getrieben, dort großes gegen die damaligen Machthaber auszuführen. Er war ohne weitere Abenteuer bereits bis in die Provinz Kii gelangt und im Begriff, die Gebirge im Oſten derſelben zu überſchreiten, als er ein gefährliches Abenteuer mit Räubern zu beſtehen hatte. Er übernachtete in einem ärmlichen Wirthshauſe am Wege, als dieſelben einbrachen und auch an Tſchoſetſu's Lager kamen, um ſich deſſen Kleider und ſonſtige Habe anzueignen. Tſchoſetſu erwachte und ergriff ohne Zögern die Hände der beiden Führer der Räuberſchar. Auf das Wehgeſchrei, das dieſe unter ſeinem gewaltigen Drucke ausſtießen, rief er: „Wißt, ich bin Yui-Tſchoſetſu und kann euch bald meine Kraft noch beſſer zeigen! Wollt ihr euch aber fügen, ſo laſſe ich euch frei und verpflichte euch nur, nach Yedo zu kommen und mir dort Gehorſam zu leiſten; es wird euch nicht gereuen, denn ich habe großes im Sinne!“ Die Räuber, die ſchon früher von ſeinen erſtaunlichen Fechtkünſten gehört, gelobten ihm Treue und Gehorſam, und ſo ließ er ſie ziehen, ohne ihnen weiteres Leid anzuthun.

Nachdem er auf dieſe Weiſe begonnen, ſich einen Anhang zu gewinnen, verfehlte er nicht, alle fahrenden Fechtkünſtler, denen er begegnete und die er in gewohnter Weiſe überwand, ebenfalls nach Yedo zu beſcheiden.

In der Hauptſtadt angelangt, machte Tſchoſetſu die Bekanntſchaft eines der berühmteſten Fechtmeiſter jener Zeit, eines

gewiſſen Fudenſai, der aus der Familie des berühmten Helden Kuſunoki ſtammte, des Heerführers des Kaiſers Go-Daigo, welcher denſelben einſt aus der Gefangenſchaft befreite und ihn zum endlichen Siege über die rebelliſchen Hojo verhalf. Bald ward Tſchoſetſu ein vertrauter Freund des Fudenſai und ſo kam es, daß er aus deſſen Mittheilungen über die Geſchichte ſeiner Familie endlich die Ueberzeugung ſchöpfte, daß er ſelbſt ebenfalls ein Abkömmling des Helden Kuſunoki ſei. Längere Zeit lebte er bei dieſem ſeinen Freunde und hatte dabei Gelegenheit, die Zahl ſeiner Anhänger beträchtlich zu vermehren. Nicht nur jene Leute, denen er früher begegnet war, ſondern faſt alle dienſt- und heimatloſen Krieger, die durch irgend ein Mißgeſchick zu einem Wanderleben — als ſogenannte Ronin — verurtheilt waren, kamen zu ihm und wurden von ihm durch feierliches Gelöbniß für ſeine zukünftigen Pläne gewonnen.

Er mußte dieſelben jedoch noch einmal vertagen, da ſein Freund Fudenſai durch ſeinen eigenen Schwiegerſohn ermordet ward, welcher fürchtete, ſein Schwiegervater werde ihn enterben. Tſchoſetſu hatte die Verpflichtung, ſeinen Freund und Lehrer zu rächen; dies aber ward die Veranlaſſung, daß allerhand verleumderiſche Gerüchte über ihn auftauchten, als habe er treuloſer Weiſe den Miſſethäter ſelbſt angeſtiftet, in der Abſicht, die Fechtſchule Fudenſai's für ſich zu erwerben. Obgleich alſo Fürſten zu ſeinen Gönnern gehörten und die Zahl ſeiner ergebenen Anhänger ſehr groß war, fand er es gerathen, Yedo zu verlaſſen und ſich in der Nähe ſeiner Heimat, in der Stadt Sunpu niederzulaſſen, derſelben Stadt, die man jetzt Schidzuoka nennt. Zuvor aber wußte er noch den Glauben an ſeine Abſtammung vom Helden Kuſunoki in hohem Maße zu bekräftigen; er eröffnete ſeinen Freunden, Kuſunoki ſelbſt, ſein Ahn, ſei ihm im Traum erſchienen und habe ihm offenbart, daß alte Waffen auf ſeinem Grabe lägen. Mehrere ſeiner Anhänger wallfahrteten deshalb zu dem Grabe Kuſunoki's, ſtellten dort Nachforſchungen an und fanden jene Angaben durchaus beſtätigt.

In Sumpu angelangt, glaubte Tſchoſetſu, die Stunde ſei nun gekommen, ſeine kühne That auszuführen. Er eröffnete dort eine Fechtſchule, die aber mehr ein Vorwand war, um ſeine Anhänger ohne Aufſehen um ſich ſcharen zu können. Der Plan, den er mit ihnen verabredete, beſtand darin, daß ſie den Palaſt der Tokugawa in Yedo in die Luft ſprengen, die Häuſer der mächtigſten Anhänger derſelben einäſchern und außerdem, um mit Erfolg gegen Kioto operiren zu können, ſich der Hafenſtadt Oſaka durch einen Ueberfall bemächtigen wollten. Die Ausführung des Anſchlages gegen die Reſidenz des Schogun ward dem kühnſten und zuverläſſigſten der Verſchwörer, dem Marubaſchi-Tſchuya übertragen.

Ohne ſich irgend einer Gefahr zu verſehen, war dieſer — nur zwei Tage vor der beabſichtigten Ausführung des verwegenen Unternehmens — in Yedo angelangt. Als zerlumpter Bettler verkleidet und ganz ſicher, von Niemand erkannt zu werden, durchſtreifte er die Umgebung des Schloſſes und warf gerade einen Stein in einen Brunnen, um deſſen Tiefe zu ermitteln und zu erfahren, ob er etwa waſſerleer und für die geplanten Anſchläge zu verwerthen ſei, als das Verderben über ihn hereinbrach. Die Palaſtwache ergriff ihn und warf ihn ins Gefängniß. Es hatte unter den Fechtſchülern in Sumpu nicht an Spionen gefehlt, welche die Regierung in großer Zahl aller Orten unterhielt, und ſo war man beſonders auf Marubaſchi argwöhniſch geworden, den man auch alſobald in jenem Bettler erkannte. Marubaſchi war allerdings ſtandhaft genug, trotz aller Martern, mit denen man ihn bedrohete, nichts zu verrathen, aber man bemächtigte ſich nun der Perſon ſeines Schwiegervaters, und dieſer, minder treu geſinnt und des Heldenmuthes bar, den Marubaſchi bewahrte, verrieth den ganzen Anſchlag. Hierauf wurden alle Anhänger des Tſchoſetſu mit leichter Mühe ergriffen; Niemand entkam außer Tſchoſetſu ſelber. Nicht einmal jener Räuberhauptmann, den Tſchoſetſu in den Gebirgen von Kii überwunden hatte, und der ohne Anſtrengung vierzig

Wegſtunden in einem Tage zu Fuße zurückzulegen vermochte, entrann ſeinen Verfolgern. Die Verſchwörer wurden mit ſolcher Umſicht umſtellt, daß — wie man allgemein glaubte — Tſchoſetſu nur durch ſeine Zauberkünſte im Stande war, ſich ſeinen Verfolgern zu entziehen.

Allein ſeine Flucht half ihm nur dazu, daß er, wie es einem Tapferen geziemt, durch eigene Hand ſeinem Leben ein Ende machen konnte, während ſeine Freunde und Genoſſen ſämmtlich durch Henkershand einen ſchimpflichen, qualvollen Tod erlitten. So ging er denn nach Sunpu und entleibte ſich, denn mit dem Mißlingen ſeines abenteuerlichen Anſchlages war ihm jede Hoffnung geraubt, und nicht einmal die geringſte Ausſicht blieb ihm, jemals den Tod ſeiner Getreuen rächen zu können.

Es war im Jahre 1651, und eben hatte der Schogun Iyetſuna den Thron beſtiegen, als Yui Tſchoſetſu auf dieſe Weiſe endete und die Dynaſtie der Tokugawa der größten Gefahr entging, welcher ihr ſeit dem Regierungsantritte Iyeyaſus jemals gedrohet hat. —

Digitized by Google

Das Erscheinen Buddha's und die Ausbreitung des Buddhismus in Japan.

Die Ausbreitung der göttlichen Lehre des Buddha in Japan vollzog sich trotz der aufopfernden Bemühungen vieler hochverdienter, heiliger Lehrer und trotz des Beistandes der meisten Kaiser, welche um die Zeit ihrer Einführung regierten, nur langsam. Während dieser Zeit geschah es oftmals, daß die Gottheit durch Wunder die Gläubigen in ihrem Vertrauen zu Buddha's Sendung stärkte. Einstmals sah man — im sechsten Jahrhundert nach Christo, als die buddhistische Lehre unter dem Kaiser Kimmei die ersten wesentlichen Fortschritte machte — in Naniwa ein Bild des Buddha erscheinen, das kurz zuvor in Korea gesehen war. Es erstrahlte in herrlichem Glanze und war ganz von Licht umflossen, und wer es berührte, war seiner Leiden und Plagen ledig. Später wurde diesem Bilde in Schinano ein eigener Tempel erbaut, der noch lange Zeit für das vornehmste und heiligste aller buddhistischen Gotteshäuser gehalten ward.

Zur Zeit des Sohnes und Nachfolgers des Kimmei, des Kaisers Bindatsu, ward der erste und am höchsten verehrte japanische Sendbote Buddha's, ein Prinz aus kaiserlichem

Digitized by Google

blüte, Namens Schotoku-Daiſchi, geboren. Von ihm erzählt man, daß er von dem indiſchen Heiligen Darma, als deſſen erſter Nachfolger er galt, mit Rath und That unterſtützt wurde, und daß dieſer ihm einſtmals auf wunderbare Weiſe auf dem Berge Kattayoha erſchien. Einen ſeiner Widerſacher, Namens Moria, widerlegte einſt auf Schotoku's Flehen die Gottheit ſelber; denn als Moria verſchiedene aus Holz angefertigte Standbilder Buddha's verbrannt hatte und man die Aſche in eine Grube ſchüttete, entſtand in dieſer Grube ein furchtbarer Sturm mit Donner und Blitz und verſcheuchte alle Ungläubigen. Schotoku-Daiſchi's Ruhm drang daher bis in weite Ferne, und viele Ausländer kamen eigens nach Japan, um ihm zu huldigen.

Im ſiebenten Jahrhundert machten ſich ferner mehrere Kaiſer um den neuen Glauben hochverdient, allein immer noch hatte derſelbe mit viel Widerſpruch zu kämpfen. Als jedoch die Kaiſerin Genſcho zu Beginne des achten Jahrhunderts nach Chriſto den Thron beſtiegen hatte, da zeigte ſich abermals Buddha den Japanern in all ſeinem Glanze, umgeben von vielen Gottheiten, die ſeitdem alle in Japan verehrt werden, von Kwannon, Benten, Biſchamon und von dem Gotte der Heilkunſt, dem Yakuſchi.

Dieſe göttliche Erſcheinung galt dem Volke nachmals allgemein als ein vorbereitender Hinweis auf einen beſonders frommen und weiſen Sendboten Buddha's, auf Kobo-Daiſchi, der im Jahre 775 geboren ward und den größten Theil ſeines Lebens unter frommen Bußübungen in einer Höhle bei Schireiſchi, nicht weit von Kioto zubrachte; daher ihm noch bis zum heutigen Tage dieſe Höhle geweiht iſt. Ihm gelang es, die widerſtrebenden Gemüther zu verſöhnen, indem er die Verehrung der den Japanern von Alters her geheiligten Götter, der Amaterasu und ihres ganzen Stammes, mit der des Buddha verband und in Einklang brachte. Seit dieſer Zeit gewann die buddhiſtiſche Lehre immer leichteren Eingang beim ganzen Volke und wurde endlich zur herrſchenden Religion in Japan.

Schotoku-Daischi und das Meerweib.

Man erzählt, daß Schotoku-Daischi, der berühmte buddhistische Lehrer und Heilige, einst eine wunderbare Erscheinung hatte, als er gerade in der Nähe eines von ihm selbst gegründeten Tempels, Ischidera oder Felsentempel genannt, am Meeresstrande wandelte. Ein Geschöpf, oben ein Weib, unten ein Meeresdrache, erhob sich aus den Wellen und bat den frommen Mann, Fürbitte für seine Erlösung zu thun. „Zur Strafe für die Sünden, die ich in einem früheren Dasein begangen habe," so erzählte die Meerfrau, „bin ich in dieser meiner jetzigen Gestalt wiedergeboren; die Belohnung meiner früheren guten Thaten wird mir so lange vorenthalten, als diese mir qualvolle Existenz dauert, während welcher ich schon lange gebüßt und tiefe Reue geübt habe. Immer noch habe ich meine Erlösung nicht erreichen können und habe daher meine ganze Hoffnung auf dich gesetzt." Schotoku versprach ihr Hülfe und fing nicht nur eifrig für sie zu beten an, sondern gelobte auch der Göttin Kwannon tausend Bildnisse, die er von ihr anfertigen wolle. Auch ging er eifrig ans Werk, und kaum hatte er die tausendste Statue der Kwannon in seinem benachbarten Tempel aufgestellt, so erschien ihm auch die Meerfrau, die nun erlöst und in den Wohnplatz der seligen Geister aufgenommen war, und dankte dem frommen Schotoku für seine wirksame Hülfe, ohne welche sie noch lange in ihrem früheren Zustande hätte verharren müssen.

Jikaku.

Vor mehr denn tauſend Jahren lebte in Japan ein buddhiſtiſcher Prieſter von großem Anſehen, Jikaku geheißen. Sein ſegensreiches Wirken ward aber dadurch gar ſehr beeinträchtigt, daß ihn ein äußerſt hartnäckiges Augenleiden befiel. Er wandte alle erdenklichen Mittel dagegen an, aber lange Zeit hatte keines derſelben irgend welchen Erfolg; als Jikaku jedoch ſich ein kleines Bildniß des erhabenen Gottes der Heilkunſt, des Yakuſchi Niurai, der mit Buddha nach Japan gekommen, angefertigt hatte und es in inbrünſtiger Verehrung bei ſich trug, da ſchwand das Uebel endlich. Jikaku behielt jenes Bildniß ſtets bei ſich, und es war das theuerſte, was er beſaß.

Fünf Jahre nach ſeiner Heilung ſah ſich Jikaku genöthigt, eine weite Reiſe über die See nach China zu machen. War ihm jenes Bildniß ſchon zuvor als ein heiliges Amulet erſchienen, ſo ſtieg doch auf dieſer Reiſe ſeine Verehrung für daſſelbe noch weit mehr; denn was für Gefahren ihn immer im fremden Lande in der Waldeinſamkeit bedrohen mochten, die er behuf ſeiner Studien und frommen Meditationen aufſuchte, ſtets ſchützte ihn jenes Bild. Weder Räuber, noch wilde Thiere, weder Krankheit noch Hunger vermochten ihm etwas anzuhaben.

So kam denn endlich — man ſagt, nach neun Jahren — die Zeit, wo Jikaku in ſeine Heimat zurückkehrte. Die Fahrt ging diesmal nicht ſo glücklich von Statten, als bei der Hinreiſe; es war, als ſei die Kraft des wunderthätigen Bildniſſes erſchöpft. Eben als das Fahrzeug eine felſige Inſel paſſiren wollte, an welcher Wirbelſtürme ſchon manches Schiff hatten ſcheitern laſſen, und welche deshalb im Munde des Volkes die Inſel der böſen Geiſter hieß, erhob ſich ein gräßliches Unwetter; aus den ſchäumenden Wogen aber erhob ein Meerungeheuer von ſchwarzer Farbe und erſchreckender Größe drohend ſein Haupt. Jikaku wußte keinen anderen Rath, als unabläſſig zu ſeinem ſonſt

immer erprobten Helfer Yakuſchi zu beten. Und da erſchien ihm dieſer auf dem Rücken eines großen Polypen oder Kraken, den die Japaner Tako nennen, inmitten der Wogen und ſprach: „Ich vermag dir diesmal nicht zu helfen; ſchleudere deshalb das liebſte, was du haſt, in das Meer, dann wird ohne Zweifel der Meeresgott verſöhnt ſein.“ Das koſtbarſte, was Jikaku beſaß, war unbedingt jenes Bildniß; blutenden Herzens warf er es ins Waſſer, und augenblicklich legte ſich der Sturm. Und ſo oft auch Jikaku in Zukunft noch über das Meer fuhr, niemals betraf ihn wieder auf ſeinen Fahrten der geringſte Unfall.

Unabläſſig aber trauerte er um ſein theures Amulet und betete viel zu Yakuſchi Niurai, er möchte es ihm doch wieder verſchaffen. Nach langen Jahren fand er Erhörung; Yakuſchi erſchien ihm im Traume und hieß ihn nach der Inſel Kiuſchiu reiſen und dort am Meeresufer ruhig das weitere erwarten. Jikaku ging denn auch ohne Säumen dorthin und nahm ſeinen Aufenthalt auf der Inſel Hirado, die ganz nahe der Küſte liegt, und hier verſäumte er nicht, beſtändig zu ſeinem Schutzpatron zu beten. Als er nun eines Abends dies am Strande mit Inbrunſt that, erſchien ihm auf dem Meere in überirdiſchem Lichte ein Polyp, ganz ähnlich dem, auf welchem er einſt den Yakuſchi hatte erſcheinen ſehen, und auf dem Rücken deſſelben lag ſein Amulet. Anderen Abends hatte er die nämliche Erſcheinung; als er aber um dieſelbe Zeit das dritte Mal an den Strand trat, kam der Polyp zu ihm herangeſchwommen und brachte ihm das Bildniß des Yakuſchi wieder.

Hiernach ward er immer berühmter durch die unfehlbare Heilkraft, welche er mit Hülfe dieſes Wunderbildes ausübte. Aber eiferſüchtig wachte Yakuſchi darüber, daß ihm überall von Jikaku Verehrung gezollt würde. Als dieſer einſtmals einem anderen Gotte aus Buddha's Gefolge, dem Kriegsgotte Fudoo, nicht weit von Yedo einen Tempel geweiht, brach eine Seuche aus, und Fudoo ſelber erſchien dem Jikaku und wies ihn an, dem Yakuſchi im nämlichen Tempel einen heiligen Schrein auf-

zuſtellen, und als dies geſchehen, hörte die Peſt auf. Nun aber fertigte Jikaku aus Dankbarkeit ein neues Bildniß des Gottes an, welches denſelben auf dem Rücken eines Polypen oder Tako darſtellte; er verſah daſſelbe mit einer Höhlung, in welche er ſein früheres Amulet that. Dies Wunderbild erwies ſich in der Folge als ganz vorzüglich heilkräftig, und ſo iſt es üblich geworden, den Yakuſchi Niurai ſtatt, wie früher, auf einer Lotosblume, auf einem Tako ſtehend abzubilden.

Tſuraïuki.

Vor grauen Jahren — ein Jahrtauſend mag ſeitdem verfloſſen ſein — lebte in Japan ein ſehr weiſer und frommer Schriftgelehrter, Namens Tſurayuki. Er war von hoher Geburt und gehörte dem kaiſerlichen Hauſe als Seitenverwandter an; er war jedoch frei von allem weltlichen Ehrgeize und ſuchte ſeinen Ruhm nur in der Abfaſſung nützlicher Bücher.

Einſtmals war derſelbe aber vom Kaiſer als Gouverneur in die Provinz Toſa geſchickt, wo ſeine Kenntniſſe und ſein Anſehen erforderlich waren, um allerhand Uebelſtänden abzuhelfen, welche ſich in die Verwaltung eingeſchlichen hatten. Als er aber alles wieder ins gleiche gebracht, kehrte er nach Einholung der Erlaubniß des Kaiſers in ſeine Heimat zurück. Er benutzte, um von der Inſel Schikoku, auf welcher Toſa liegt, nach Hauſe zu gelangen, in üblicher Weiſe nur ein kleines Schiff, das ſowohl mit Rudern, als durch Segel fortbewegt werden konnte. Als aber dies Schifflein mitten auf der See war, erhob ſich ein gewaltiger Sturm, und die Schiffer baten Tſurayuki flehentlich, ihnen durch ſeine Künſte Hülfe zu ſchaffen. Er fertigte auch allerhand Weihgeſchenke an, allein vergebens; der Sturm wüthete fort und fort und brachte das Fahrzeug beſtändig

in Gefahr, umzuſchlagen. Tſurayuki wußte nicht recht mehr, was zu thun ſei; er hielt Rath mit dem Führer des Schiffes, und dieſer ſagte endlich: „Opfert dem erzürnten Meeresgotte, was Euch am liebſten iſt; das allein wird ihn beſänftigen.“ Tſurayuki bedachte ſich nun und fand, daß die Erkenntniß ſeiner ſelbſt ihm als das höchſte gelte. Als Symbol derſelben hatte er nun ſeine Augen und ſeinen Spiegel; eines von beiden war er bereit zu opfern, doch fiel ihm die Wahl ſchwer. Endlich meinte er: „Ich habe zwei Augen und nur einen Spiegel, gewiß wird der Spiegel dem Gotte angenehmer ſein.“ Geſagt, gethan; der Spiegel flog, nicht ohne daß Tſurayuki ſich über den Verluſt des koſtbaren Gutes tief betrübt hätte, in die See. Kaum aber war er untergeſunken, ſo ſchwieg der Wind, es ebneten ſich die Wellen und bald war das Meer ſpiegelglatt. Und ſo blieb es, bis Tſurayuki in den Fluß von Oſaka einlief und, ſeiner Rettung froh, die Reſidenz Kioto erreichte.

Die Glocke von Miidera.

Die Heldenſage von Benkei berichtet, daß derſelbe einſt aus dem Kloſter von Miidera eine Glocke von rieſenhafter Größe, von fünf Fuß Durchmeſſer an dem unteren Rande, geraubt und ganz allein bis nach ſeinem Kloſter Hieſan getragen habe, und preiſt mit Recht die göttergleiche Stärke eines Mannes, der das vermochte. Die Mönche von Miidera hatten der Glocke, wie ferner ſchon berichtet wurde, den Klang weggezaubert, und man fügt hinzu, Benkei habe, durch dies Wunder erſchreckt, die Glocke wieder ganz allein zurückgetragen.

Von dieſer Glocke aber erzählt man noch wunderbareres. Anfangs, ſo heißt es, war ſie ſpiegelblank auf ihrer Oberfläche, und Jedermann freute ſich darüber und pries die Schönheit der

Glocke. Einſtmals aber kam eine vornehme Dame zum Tempel, und ſtatt fromm zu den Göttern zu beten, trat ſie an die ſpiegelnde Fläche der Glocke und benutzte dieſelbe, um ſich darin zu beſchauen und davor ihren Haarputz in Ordnung zu bringen. Darüber erzürnte die Glocke gewaltig, und ſo verzog ſich das Erz auf der ganzen Oberfläche von ſelbſt zu lauter feinen Runzeln, damit in Zukunft ein ſo läſterlicher Gebrauch des heiligen Geräthes ganz und gar unmöglich ſei. Die Mönche fügen hinzu, der herrliche Klang der Glocke, welche noch bis vor kurzer Zeit ſich im Kloſter befunden, habe durch dieſe Runzelung der Spiegelfläche durchaus nicht gelitten.

Kakekigo.

Unter den Helden, welche in dem großen Bürgerkriege zwiſchen den Familien der Minamoto und der Taira auf Seiten der letzteren kämpften, befand ſich der General Kakekigo, der von der Göttin Kwannon mit außerordentlicher Kraft und Stärke begabt war. Als die letzte Schlacht zur See bei Dannoura in der Meerenge von Schimonoſeki geſchlagen war, gelang es ihm vermöge ſeiner Körperkraft, ſich durch die feindlichen Kriegerſcharen einen Weg zu bahnen und in einem kleinen Boote zu entkommen. Dem Haupte ſeiner Gegner, Yoritomo, lag viel daran, den Kakekigo in ſeine Gewalt zu bekommen; er ſchätzte denſelben ganz beſonders hoch und wünſchte ſehnlich, ihn zu bewegen, daß er auf ſeine Seite überträte. Auch hoffte er, daß dies ihm nicht fehlſchlagen würde, wenn Kakekigo lebend in ſeine Hände geriethe und dann von ihm mit Güte und Wohlwollen behandelt würde.

Endlich gelang es ſeinen Soldaten, des Flüchtlings habhaft zu werden, und ſie brachten ihn frohlockend vor ihren Befehlshaber. Yoritomo ſprach ihm nun gütig zu und hielt ihn in

Ehren und mehr zum Scheine, als in Wirklichkeit gefangen. Kakekigo aber benutzte dies nur, um zu entfliehen. Yoritomo ließ ihn abermals verfolgen, es gelang auch, ihn wieder einzufangen, und wieder wurde ihm dieſelbe gütige Behandlung zu Theil. Kakekigo entfloh wiederum; aber auch diesmal ward er eingeholt und aufs neue vor Yoritomo geführt.

Nun redete ihm dieſer aufs eindringlichſte zu. Er bat ihn inſtändig, doch von ſeinem Haſſe gegen ihn und die Seinen abzulaſſen, und verſprach, ihm dann immerdar ein treuer Freund zu ſein. Kakekigo jedoch gab ihm zur Antwort: „Vergebens, o Fürſt, hoffeſt du, mich je zu verſöhnen. Ich bin einmal der treue Diener eines anderen gütigen Herren, deines Feindes, geweſen. Jetzt iſt er todt, aber dennoch ſoll ſich kein Anderer jemals meiner Freundſchaft rühmen, meine Treue vermag ich nicht zweimal zu verpfänden. Ich geſtehe ein, daß ich dir große Verbindlichkeiten ſchulde; mein Leben ſtand in deiner Hand, du haſt es mir wiederholt geſchenkt. Und trotz alledem vermag ich meine Augen nicht auf dich zu richten, ohne daß der Rachedurſt in mir aufſteigt und mich treibt, dir den Kopf abzuhauen. So will ich denn das einzige für dich thun, was ich vermag; nimm meine Augen, die mich ohne Unterlaß anſpornen, meines Herren Tod an dir zu rächen, als Opfer hin, als den einzigen Entgelt, den ich dir für deine Großmuth gegen mich zu bieten vermag!“ Nachdem er ſo geſprochen, riß er ſich, bevor man ihn daran zu hindern vermochte, beide Augen aus und bot ſie dem Yoritomo dar. Yoritomo beklagte dies tief und ſchenkte dem Erblindeten augenblicklich die Freiheit.

Kakekigo begab ſich nun nach Hiuga und ſtiftete dort eine religiöſe Geſellſchaft, welche nach dem Namen der Familie ſeines früheren Herren die der Taira- oder, wie man gewöhnlich in Japan mit einem chineſiſchen Worte ſagt, der Heiki-Blinden heißt. Er ward der erſte Prior oder Kengio des Ordens, der ſpäter ſehr zahlreich ward und alle übrigen Sekten blinder Mönche überflügelte, obgleich alle, die in Kakekigo's Orden eintreten, ſich auf Lebenszeit binden

müſſen, und obgleich ihnen auch das Betteln unterſagt iſt. Kakekigo lebte danach noch längere Zeit; er lernte ausgezeichnet die Laute ſpielen und ſuchte Troſt in den Tönen derſelben für den Untergang aller ſeiner Hoffnungen und den Verluſt ſeines Augenlichtes.

Nitſchiren.

Nitſchiren war ein gottergebener buddhiſtiſcher Prieſter, der im Jahre 1261 eine beſondere Sekte, die der Hokkoſchiu, unter den Anhängern ſeiner Religion gründete. Er hatte ſich jedoch des Wohlwollens und der Unterſtützung der damaligen Machthaber, der ehrgeizigen Häupter der Hojo-Familie, nicht zu erfreuen. Andere Sekten, die dem Nitſchiren feindlich geſinnt waren, wußten es ſogar zu veranſtalten, daß Soldaten ausgeſandt wurden, welche ihn fangen und ihm den Kopf abſchlagen ſollten. Sie trafen ihn auch wirklich, und als er ſie ſah, kniete er, ohne ein Wort zu verlieren, nieder und war bereit, inbrünſtig betend den Todesſtreich zu empfangen. Einer der Krieger trat vor und hieb zu, aber vergebens; ſo oft er es auch verſuchte, es war ihm unmöglich, den Kopf abzuſchlagen. Da ſah er wohl, daß Nitſchiren ein der Gottheit wohlgefälliger Heiliger ſei; er kehrte zurück und berichtete, was geſchehen. Die Oberhäupter des Staates begnügten ſich nun, den frommen Mann nach Idzu zu verbannen. Bald aber, nach dem Tode eines ſeiner Hauptgegner, ward er aus der Verbannung erlöſt und wirkte noch lange ſegensreich, bis er, im Alter von 63 Jahren, im Jahre 1285, eines friedlichen gottſeligen Todes ſtarb.

Der Priester Domei.

Vor alter Zeit lebte am kaiserlichen Hofe zu Kioto ein junger Priester, Domei, der Sohn eines der höchsten Staatsbeamten und ein stattlicher Mann, der namentlich eine sehr schöne Stimme hatte und deshalb beim Reden oder Singen großen Beifall zu erringen pflegte. Er war im Grunde gar nicht mit seiner Stellung als Priester zufrieden, sondern bereute oft, sich das Haupt haben scheren zu lassen, namentlich als er eine der Palastdamen des Kaisers, die schöne Idzumi, kennen lernte und bemerkte, daß dieselbe ihm wohlgesinnt sei. Sündige Gedanken kamen ihm deshalb, und statt dieselben zu verbannen und die Versuchung zu fliehen, war er leichtsinnig genug, sich oft in lange Gespräche mit der schönen Dame einzulassen, und besonders liebte er es, ihr aus seinen Büchern vorzulesen, nicht um sie und sich zu erbauen, sondern um mit seiner schönen Stimme einen vortheilhaften Eindruck auf sie zu machen.

Zu diesem Ende hatte er sich einstmals zur Abendzeit bei Idzumi eingefunden. Er freute sich sehr des ungestörten Zusammenseins mit ihr, so bedenklich dasselbe auch war, und begann mit Eifer seine Vorlesung, als ganz unerwartet ein alter, ihm gänzlich unbekannter Mann eintrat, sich höflich verbeugte und sich bescheiden in eine Ecke stellte. Sehr ägerlich fragte ihn Domei, wie er dazu komme, unaufgefordert hier einzutreten. Der Greis entgegnete: „Verzeihe, junger Herr, daß ich mich hier einfinde, aber ich konnte dem Verlangen nicht widerstehen, die schönen Sachen aus deinen Büchern von dir mit deiner herrlichen Stimme vortragen zu hören.“ „Warum,“ sprach der Priester „kommst du denn nicht in den Tempel, wenn dir dies so viel Vergnügen bereitet? Da kannst du mich ja tagtäglich hören.“ „Ach nein,“ antwortete der Alte, „das darf ich nicht! Ich bin nur ein armer Landgott, der die Straßen bewacht, und darf nicht daran denken, deinen erhabenen Gottheiten im Tempel zu nahen. Hier kann

ich jedoch dich ungeſcheut hören, denn heute biſt du ſelber unrein und fehleſt gegen die heiligen Gebote, welche dir jeden unkeuſchen Gedanken verbieten.“ Da ſchämte ſich Domei und meinte, er müſſe vor dem Geiſte in den Boden verſinken; dieſer aber verſchwand ſpurlos und überließ den nunmehr reuigen Prieſter ſeinen eigenen Gedanken. Domei ging in ſich und that eifrig Buße; er fehlte nie mehr gegen die göttlichen Gebote und gebrauchte ſeine ſchöne Stimme fortan nur zur Erbauung der Frommen und Gläubigen in ſeinem Tempel.

Ihatſchi.

Man erzählt, daß einſtmals im Norden von Japan ein Prieſter Namens Ihatſchi lebte, der viel fromme Werke that, viele Tempel — darunter auch den berühmten Tempel von Miyaſchima — gründete und im Rufe beſonderer Heiligkeit ſtand. Nicht ſelten ward er deshalb von weltlich Geſinnten verſpottet, und ein hoher Beamter, Kato mit Namen, ein Freigeiſt, veranſtaltete einſtmals eigens ein Gaſtmahl, durch welches er den frommen Ihatſchi in Verſuchung führen und zugleich lächerlich machen wollte. Er ſetzte ihm daher Vögel und Fiſche vor, deren Genuß den Prieſtern aufs ſtrengſte unterſagt iſt, und hatte zur Bedienung die ſchönſten jungen Mädchen beſtellt, die ihm zur Verfügung ſtanden. Ihatſchi blieb ganz ruhig; den Roſenkranz in den Händen und das Haupt geſenkt, machte er keine Bewegung, als daß er mit den Lippen ganz leiſe einige Worte vor ſich hin murmelte. Kaum aber ſahen die Umſtehenden, daß er den Mund bewegte, ſo wurden die Vögel, welche auf der Tafel zubereitet ſtanden, wieder lebendig und flogen mit frohem Geſchrei von dannen. Die Fiſche begannen zu zappeln; da ergriff ſie Ihatſchi und ſetzte ſie in einen Bach, der durch den Park des Kato dicht neben dem Zimmer, in welchem ſie ſaßen, dahinfloß,

und fröhlich plätschernd schwammen sie fort. Hierauf wandte er sein Antlitz auf die Dienerinnen, und sofort schien es allen Anwesenden, als ob sie zu Todtengerippen würden. Da war der ungläubige Wirth bekehrt; in tiefer Reue und Zerknirschung warf er sich vor Ihatschi zu Boden und flehete die Götter um Verzeihung an. Hierauf ließ Ihatschi den bösen Zauber verschwinden, und die Mädchen waren wieder jung und frisch wie vorher.

Einstmals sahen die Leute den Ihatschi zu ihrer großen Verwunderung von einer Anzahl sehr schöner Mädchen begleitet. Warum, so fragten sie, heuchelt der Priester Entsagung, wenn er nun doch nicht verschmäht, mit reizenden Frauen umzugehen? Als aber Ihatschi dies hörte, lächelte er und sprach zu seinem Gefolge: „Ihr seht, man verargt es mir, daß ihr um mich seid; ich entlasse euch eures Dienstes!“ Und im selben Augenblicke wurden die vermeintlichen Mädchen zu Meerdrachen, die unter Sturm und Unwetter dem nahen Ufer der See zueilten und in den Wellen verschwanden. Es waren dienstbare Geister des Drachen- und Meergottes gewesen, der den Ihatschi wegen seiner Frömmigkeit in hohen Ehren hielt und dies auch noch bei Ihatschi's Tode zeigte.

Als Ihatschi sein Ende herannahen fühlte, beschloß er, ein tausendtägiges Fasten anzutreten, um frei von allem irdischen Stoffe um so bälder und sicherer unter die seligen Geister versetzt zu werden. Er führte dasselbe aber nicht ganz zu Ende; schon fünfzig Tage vor Ablauf jener Zeit erschien eine rosenrothe Wolke, die einen herrlichen Wohlgeruch ausströmte, und trug seine Seele gen Himmel. Sein Leib ward, den Gebräuchen seiner Sekte gemäß, verbrannt; als man aber die Asche und die verbrannten Reste der Gebeine sammeln und bestatten wollte, kam vom nahen Meere eine hohe Fluthwelle und nahm alle irdischen Reste Ihatschi's bis auf die letzten Spuren mit sich fort. Diese Fluthwelle hatte der Drachengott eigens gesandt, um Ihatschi die letzte Ehre zu erweisen und alles, was von ihm hienieden geblieben war, an sich zu nehmen.

Die fromme Nonne.

In alter Zeit lebte einſt in einem Nonnenkloſter ein ſehr frommes Mädchen, daß mit großer Sehnſucht die Weihen des Kloſters zu erlangen wünſchte. Man wies es aber wiederholt zurück und ſagte, es ſei noch zu jung und möge warten, bis ſeine Züge zu altern begännen; dann ſei es an der Zeit, ganz und gar und unwiderbringlich der Welt zu entſagen. Die Novize aber wollte ſich dem Ausſpruche keineswegs fügen, und um ihre baldige Einweihung durchzuſetzen, entſtellte ſie ihr Angeſicht durch böſe Brandwunden, die ſie ſich beibrachte, damit ihre Vorgeſetzten ſähen, daß ſie in der That ſich gar nichts mehr aus den Eitelkeiten der Welt machte. Gerührt durch dieſe That, gab man ihr nun ſofort die Weihe; kaum aber hatte ſie dieſelbe empfangen, ſo verſchwanden die Narben ihrer Brandwunden augenblicklich bis auf die geringſte Spur. Man pries nun die fromme Nonne hoch, und oft iſt es noch in ſpätern Tagen geſchehen, daß Novizen in dem Beſtreben, bald die Weihe zu erlangen und ein recht gottgefälliges Leben zu führen, ihrem Beiſpiele gefolgt ſind.

Schiunſei.

Einſt lebte in der Provinz Tſchoſhiu ein Prieſter mit Namen Schiunſei, der ſtets mit äußerſter Gewiſſenhaftigkeit allen Verpflichtungen und frommen Bräuchen, die ihm oblagen, nachkam. Einmal aber fand er beim Erwachen, daß der Schlaf ihn allzuſehr übermannt und daß er die Stunde des Gebetes verſäumt hatte. Sein Schmerz darüber war außerordentlich groß, und er beſchloß, durch ſchwere Entſagungen für ſeine Unterlaſſungsſünde zu büßen. Er faſtete und kaſteiete ſich lange Zeit;

da aber erſchien ihm plötzlich Buddha ſelbſt. Der Glanz der Erſcheinung war zwar durch einen Nebel, ähnlich einem Weihrauchnebel, gemildert, aber Antlitz und Geſtalt des Erhabenen waren deutlich zu erkennen. In Entzücken darüber, daß die Gottheit ſelber ihm in ſolcher Weiſe Verzeihung verkündete, warf er ſich zum Gebete nieder. Um indeſſen das Bild Buddha's ſtets vor Augen zu haben, flehete er, derſelbe möchte ihm doch ein Andenken an dieſe tröſtliche Stunde ſchenken, und alsbald zeichnete ſich das Bild ganz von ſelbſt auf einem der Papierfenſter des Gemaches ab. Schiunſei bewahrte es ſorgſam und ward vom Volke als ein Liebling des großen Buddha geprieſen; noch höheren Ruhm erntete er aber für ſeine Frömmigkeit, als er in ſpäteren Jahren von einer ſchmerzhaften Ohrenkrankheit befallen und taub ward, und als dann nach einiger Zeit das eine Ohr zu klingen begann und aus demſelben ein Knöchelchen hervorkam, welches ganz und gar die Geſtalt Buddha's hatte, wie er daſitzt und die Menſchheit ſegnet.

Der Chriſtenbekehrer.

Vor etwa dreihundert Jahren verſuchten es fremde Prieſter, in Japan das Chriſtenthum einzuführen, und hatten im Beginne viele Anhänger. Auch der damalige Schogun Nobunaga neigte ſich dem fremden Glauben zu, als derſelbe aber von ſeinen Feinden umgebracht war, gingen ſeine Nachfolger daran, mit Gewalt das Chriſtenthum wieder auszurotten.

Das betrübte einen braven buddhiſtiſchen Prieſter ſehr, der der Lehren ſeines erhabenen Meiſters eingedenk und tief betrübt war, daß ſo viele ſeiner Landsleute wegen eines bloßen Irrweges, den ſie eingeſchlagen, ſo grauſam leiden ſollten. Er beſchloß daher, ſich die Erlaubniß auszuwirken, daß er zu den

Chriſten gehen und ſie, bevor man mit Feuer und Schwert gegen ſie vorginge, nach Kräften zu bekehren und in den Schooß ſeiner Religion zurückzuführen ſuchte. Als er dieſen Entſchluß gefaßt, erſchien ihm Buddha ſelber in der Stille der Nacht und belobte ihn ſehr wegen deſſelben. Er möge, ſo ſagte die göttliche Erſcheinung, nur unverzüglich und getroſt ausziehen; ſein Vorhaben werde von Erfolg gekrönt werden. Und in der That ſoll dieſer Prieſter viele Hunderte von Abtrünnigen der buddhiſtiſchen Lehre wieder zugeführt haben.

Sankei.

Sankei war ein ſehr frommer Mönch in einem Kloſter, das nicht ſehr weit von der Hauptſtadt Japans in der Provinz Schimoſa gelegen war. Sehr oft gelang es ihm, durch ſeine Gebete die Götter für Gläubige, die ihn um ſeine Vermittelung angingen, günſtig zu ſtimmen, und ſo kam es, daß die Landleute ihn oft baten, er möge günſtige Witterung für ſie erflehen.

So waren ſie einſtmals auch zu ihm gekommen, damit er ihnen nach einer ungewöhnlich lange anhaltenden Dürre zu Regen verhülfe, und er ſetzte ſich auch augenblicklich zum Gebete nieder. Anfangs blieb der Regen noch aus, und nun kamen die übrigen Mönche und Prieſter ſeines Kloſters, die ſchon lange auf ſein großes Anſehen unter den Umwohnenden neidiſch waren, und fingen ihn zu verhöhnen und zu verſpotten an. Kaum aber hatten ſie damit begonnen, ſo zog eine dunkle Wolke heran, die ſich gleichſam unter Sankei's Befehl ſtellte. Sie wetterleuchtete, aber kein Donner und kein Blitzſtrahl fuhr nieder, und alſobald begann ſie einen wohlthuenden Regen auf die ausgetrockneten Fluren herabzuſenden. Nun waren die neidiſchen Genoſſen Sankei's tief beſchämt, die Landleute aber prieſen ihn mehr als je zuvor.

Die göttliche Gnade offenbarte ſich aber noch weit mehr an ihm; der Donner, den die Wolke zurückbehalten, gehorchte ganz ſeinem Winke. Sankei hatte vor kurzem viele Klagen über den Vorſteher eines der naheliegenden Dörfer vernommen, der ſehr eigenmächtig verfahren war und ſich unrechtmäßiger Weiſe Land angeeignet hatte, welches Gemeingut und zu einem Wege beſtimmt war. Als Sankei davon hörte, hatte er dem Dorfälteſten befohlen, das, was er ſich unrechtmäßig angeeignet, wieder herauszugeben; dieſer aber weigerte ſich deſſen aufs hartnäckigſte. Als nun die Wolke über ſeinem Haupte ſtand, lenkte Sankei allen in ihr ſteckenden Donner auf das Haus des pflichtvergeſſenen Dorfvorſtehers, ohne gleichwohl dem Hauſe Schaden zu thun. Der Vorſteher merkte dies ſehr bald und ließ ſich daher das Donnergeräuſch wenig anfechten; er war ein verſtockter Sünder, und ſo dauerte es ſieben volle Tage, bis ihn endlich bei dem unaufhörlichen Poltern des Donners auf ſeinem Dache unheimlich zu Muthe ward und er reumüthig in ſich ging. Nun that er demüthig dem Sankei Abbitte, gab alles ungerechte Gut heraus und gelobte Beſſerung für alle Zeiten. Darauf hieß Sankei den Donner aufhören, und gehorſam dem Worte des frommen Prieſters ſchwieg derſelbe im nämlichen Augenblick.

Teoija und die Fröſche.

Teoyo, ein überaus frommer Beter, der in der Nähe von Oſaka wohnte, pflanzte ſich einen Fichtenhain, in dem er recht ungeſtört ſeinen frommen Beſchäftigungen ſich hingeben wollte. Es ſtörten ihn aber die Fröſche durch ihr Quaken, und ſo betete er, daß ſie verſtummen möchten. Dies geſchah auch, und die Gebete des frommen Teoyo drangen nun ungeſtört zum Himmel empor. Sobald Teoyo den Fröſchen das Quaken geſtattete, thaten ſie es wie zuvor; ſobald er es ihnen aber

verbot, ſchwiegen ſie ſtill, und dies blieb ſo bis an ſein Lebensende, das im Jahre 1696 nach Chriſto erfolgte. Danach ward er ſelig geſprochen und göttlich verehrt.

Woſchida Seoyemon ſieht ſeine verſtorbenen Eltern im Traum.

Im Sommer des Jahres 1700 ward in der Nähe von Yedo, der Hauptſtadt des japaniſchen Reiches, im buddhiſtiſchen Kloſter von Saga ein großes Feſt gefeiert, das 80 Tage dauerte. Ein Mann aus der Dienerſchaft des Schogun kam zu dem Feſte. Derſelbe hieß Woſchida Seoyemon und hatte das tiefe Herzleid, daß er weder Vater noch Mutter gekannt hatte; er ward ſchon in früher Jugend eine Waiſe. Deshalb betete er inbrünſtig zum Buddha, er möge ihn doch ſeine Eltern ſehen laſſen. In der Nacht des fünften Tages träumte ihm nun, er ſähe Buddha ſelbſt mit vielem Gefolge jeglichen Ranges. Ein Prieſter, der ſich darunter befand, blickte ſich nach Seoyemon um und ſprach zu ihm: „Ich bin dein Vater; du haſt gut gethan, an jedem der Feſttage in den Tempel zu kommen, denn Buddha geſtattet mir in Folge deiner frommen Gebete, mit dir zu reden.“ Nun ſetzte Seoyemon ſeine frommen Übungen und Tempelbeſuche eifriger fort denn je, und in der 30ſten Nacht träumte ihm wiederum, daß er ſeine Mutter beſuchte, die ihn mit Freuden bei ſich aufnähme. Aus Dankbarkeit für die Gnade Buddha's beſuchte nun Seoyemon den Tempel noch dreihundertmal, obgleich derſelbe mehr denn eine Wegſtunde von ſeinem Aufenthaltsorte entfernt war.

Die Bannung des böſen Geiſtes auf der Brücke von Tſchitta durch Kouſchi.

In uralten Zeiten, ſagt man, hauſte auf der großen Brücke von Tſchitta, über welche in der Nähe von Hamamatſu die große Heerſtraße des Oſtens führt, ein ſehr böſer Geiſt, der die Reiſenden und die Dorfbewohner oft zu beängſtigen und zu ſchädigen pflegte. Er wohnte in einer ſteinernen Säule, welche man jetzt noch zeigt, und pflegte dieſelbe zur Nachtzeit zu verlaſſen, um ſeine Spukereien zu vollführen.

Einſtmals nun, ſo erzählt die Sage, kam der berühmte chineſiſche Weltweiſe Confucius, den die Japaner Kouſchi nennen, des Weges, und die Leute, die von ſeiner Heiligkeit und großen Macht über die Geiſter gehört hatten, beſchworen ihn, den böſen Geiſt zu bannen, ſo daß er fortan ſeine ſteinerne Säule nicht verlaſſen könne. Confucius erklärte ſich ſofort bereit dazu; als ihm aber nun Räuchergefäße und andere ähnliche Vorrichtungen dargeboten wurden, da ſagte er: „Ihr lieben Freunde, viel Ceremonien, wie ihr ſie von mir erwartet, ſind nicht vonnöthen; der Glaube iſt es, der allmächtig iſt, und durch ihn allein verrichte ich meine Wunder.“ Mit dieſen Worten nahm er einfach ſeinen Lendengürtel ab und band ihn um die Säule, und fortan blieb der Geiſt auf ewige Zeiten gebannt.

Der Kirin oder das Einhorn.

Unter den göttlichen Weſen, deren Verehrung in Japan ſeit Einführung des Buddhismus üblich wurde, befindet ſich auch eine ganze Reihe von Thiergeſtalten, deren bekannteſte und am häufigſten genannte unſtreitig der Drache, als deren merkwürdigſte und bedeutungsvollſte aber wohl der Kirin zu bezeichnen iſt. Er ſtammt, wie es heißt, von einem Drachen und und von einer Kuh, und daher hat er von dieſer die Geſtalt und die Hufe, aber von jenem das mächtige Raubthiergebiß und ein Horn — nur eins ſtatt der zwei, welche der Drache trägt, was auch Veranlaſſung des Namens Einhorn iſt. Auch hat er die Schuppenbedeckung ſeines Vaters nebſt kurzen Flügeln an den Schultergelenken, und gleich demſelben vermag er Feuer zu ſpeien. Er iſt ſo flink, daß er nicht einmal die Thautropfen auf dem Graſe abſtreift, über das er dahin läuft. Ein Kirin kommt nur äußerſt ſelten zur Welt, und jedesmal verkündet ſein Erſcheinen das Auftreten eines außerordentlichen Mannes, welcher ein Wohlthäter der ganzen Menſchheit zu werden beſtimmt iſt. Man erzählt, daß ſolch ein heiliges Thier nicht nur der Geburt des Buddha ſelbſt, ſondern auch der des Darma und des Schotokudaiſchi, und lange vor letzteren auch der des Confucius und des Mencius, der größten aller chineſiſchen Weltweiſen, vorangegangen iſt.

Die Nio oder riesigen Tempelwächter.

Vor allen buddhistischen Tempeln stehen die Nio, zwei riesige, aus Holz geschnitzte Gestalten, rechts und links vom Eingange, von wildem Aussehen, mit löwenartigen Häuptern und Kronen darauf und mit Keulen bewaffnet.

Sie tragen nur eine breite Binde um die Lenden und höchstens noch ein fliegendes Gewand oder Fell, das über den Rücken hinabfällt, so daß man ihren athletischen Gliederbau deutlich sehen kann. Manchmal sind sie der eine grün, der andere roth bemalt, immer aber ist jeder für sich in einen mit Drahtgitter umzogenen Raum eingeschlossen.

Trotz ihres wilden Aussehens sind sie keineswegs den Menschen feindlich; nur den Bösen verwehren sie den Eintritt in die Heiligthümer. Wer sich aber frommen Sinnes naht, dem sind sie hold und geben auch bereitwillig den Besuchern des Tempels zu erkennen, ob ihre Gebete den Göttern angenehm sind und Erhörung finden werden. Wer sie darum befragen will, braucht nur sein Gebet auf einen Papierstreifen aufzuschreiben, diesen zu kauen und den feuchten Klumpen durch das Gitter einem der Riesen anzuwerfen. Haftet das Papier an der Oberfläche der Bildsäule, so findet der Bittende Gehör im Tempel, fällt es aber ab, so zieht er betrübt von dannen, denn alsdann kann er für diesmal nicht auf Gewährung seiner Bitten rechnen.

Peirun.

Einſt lag, nicht weit von Taiwan oder Formoſa, im äußerſten Südweſten des Lutſchu-Archipels eine Inſel, Maurigaſchima, deren Einwohner von den Göttern mit vielen herrlichen Gaben beſchenkt waren, ſich lange Zeit deren nach Gebühr freueten und durch Fleiß und Geſchicklichkeit ihren Wohlſtand immerfort zu mehren wußten. So lernten ſie namentlich ausgezeichnete Töpfe aus Thon bereiten und trieben mit denſelben und mit der vorzüglichen Porzellanerde, die man bei ihnen grub, einen ſo ausgedehnten Handel, daß dieſer allein ſchon die ganze Inſel mit Reichthum erfüllte.

Der Reichthum indeſſen machte die Inſelbewohner zuletzt hochmüthig und gottlos; ſie trieben einen zügelloſen Luxus und dachten dabei nicht daran, den Göttern den ſchuldigen Tribut zu entrichten. Der einzige Fromme und Gerechte auf der ganzen Inſel war der König derſelben, Peirun; ſo große Anſtrengungen derſelbe in ſeiner angeborenen Milde und Menſchenliebe machte, ſeine Unterthanen zu beſſern, es kehrte ſich Niemand an ſeine Lehren, und zuletzt wurden ſelbſt ſeine Beamten von der herrſchenden Gottloſigkeit angeſteckt.

Nun beſchloſſen die Götter den Untergang der ganzen Inſel, welche der übrigen Menſchheit ein ſo ſchlechtes Beiſpiel gab; nur Peirun ſollte von dem Strafgerichte ausgeſchloſſen ſein. Daher erſchien ihm einer der Unſterblichen im Traume und ſagte ihm, was der Götter Rathſchluß über ſeine pflichtvergeſſenen Unterthanen verhängt habe. Er ſelber ſolle entfliehen; er habe zu dem Behufe ein leichtes, ſchnelles Schiff in Bereitſchaft zu halten und darauf zu achten, ob das Antlitz der Statuen der löwenhäuptigen Tempelwächter, welche zu beiden Seiten des Haupttempels der Reſidenz Angeſichts ſeines Palaſtes ſtänden, noch ihre bisherige weiße Farbe hätten. So lange dies der Fall ſei, habe er nichts zu befürchten, ſobald aber die Geſichter der Tempelwächterſtatuen roth ſeien, ſolle er eilen, davon zu kommen.

Nachdem das Traumgebild ihm dies verkündet, verſchwand es; Peirun aber erhob ſich in tiefen Sorgen anderen Morgens von ſeinem Lager und eilte in ſeinen Rathsſaal, um dort ſeinen Miniſtern und ſonſtigen hohen Beamten zu eröffnen, was ihm offenbart ſei. Aber auch jetzt noch gingen die Ungläubigen nicht in ſich, ſondern ſie antworteten dem Könige mit einem ſpöttiſchen Lachen. Um ihn aber ſo recht zu verhöhnen, ſchlich kurze Zeit darauf bei nächtlicher Weile einer der Spötter zu dem Tempel heran und bemalte die Geſichter der Bildſäulen, welche dem Könige als Warnungszeichen dienen ſollten, mit rother Farbe. Als Peirun erwachte und die rothen Geſichter ſah, ſchiffte er ſich mit ſeiner Familie ſchleunigſt ein; die Spötter aber lachten hinter ihm her, denn ſie wußten ja, daß einer von ihnen die Bemalung mit eigener Hand vorgenommen, daß alſo das angekündigte Wunder gar nicht geſchehen ſei. Aber gerade das, was durch ſie geſchehen, war von der Gottheit gemeint, und während ſie in vermeinter Sicherheit fortſchlemmten und es ſich wohl ſein ließen, ereilte ſie das verkündete Gericht. Die Inſel verſank ins Meer mit allem, was darauf war, und iſt jetzt nur noch eine Untiefe, auf der man von Zeit zu Zeit einen oder ein paar der trefflichen Töpfe findet, welche ehedem von den Inſelbewohnern angefertigt wurden. Gewöhnlich bringen ſie die Fiſcher, die ſie finden, an den kaiſerlichen Hof von China oder Japan oder zu einem der Landesfürſten und erhalten hohe Summen dafür. Bei ganz ruhigem Wetter ſoll man noch Häuſer und Straßen der Hauptſtadt tief unter der Oberfläche des Waſſers erblicken können.

Peirun kam nach der gegenüberliegenden Küſte Chinas und erzählte ſeine wunderbare Rettung aus dem Untergange ſeines ganzen Reiches, den er vom Schiffe her noch von ferne hatte ſehen können. Die Chineſen dieſer Gegend, und ebenſo die Japaner, feierten ſeitdem noch lange Zeit alljährlich das Andenken dieſes merkwürdigen Ereigniſſes und verherrlichen den frommen Peirun, den die Götter in ſo ausgezeichneter Weiſe durch ihre Gunſt geehrt haben.

Die Nothhelfer.

In Nöthen und Bedrängniſſen wenden ſich die Japaner mit Vorliebe an die Jizo oder Nothhelfer, welche, ſechs an Zahl, mit dem erhabenen Buddha in Japan einzogen. Am eifrigſten beten die Kranken zu ihnen, und dieſe ſechs Götter vermögen nicht nur die Krankheiten zu heben und den Leidenden Erleichterung zu verſchaffen, ſondern beſchirmen auch die Häuſer, wenn Peſt und Seuchen herrſchen. Einſt flehete ein frommer Mann zu ihnen, und da ſandten ſie ihm einen mächtigen Gott von ſchwärzlichem Antlitze, auf deſſen Scheitel zwei gewaltige Ochſenhörner ſtanden, und dieſer ſchirmte das ihm anvertraute Haus vor Peſtilenz und vor allen böſen Geiſtern ſo wirkſam, daß man ſeitdem an vielen Orten ſein Bildniß oder wenigſtens zwei Ochſenhörner, wie er ſie getragen, zum Schutze der Häuſer anbringt.

Erliegt endlich ein Kranker ſeinen Leiden, dann ſind es die Nothhelfer, die ihn auf ſeinem Pfade zu dem göttlichen Richter der Unterwelt, dem ernſten und finſteren, aber gerechten Yema geleiten und vor böſen Geiſtern, welche ihn unterwegs überfallen könnten, beſchützen, und deshalb betet jeder, der in Bedrängniß iſt, mit doppelter Hingebung zu ihnen.

Die geköpften Bildsäulen Buddha's.

Nicht selten trifft man in Japan unter den vielen Steinbildern des Buddha auch solche, denen der Kopf abgeschlagen ist. Diese gottlose That ward anfänglich nur von Missethätern verübt, namentlich von den vielen Räubern, welche ehedem das Land durchstreiften. Falls dieselben eingefangen wurden, büßten sie stets mit dem Kopfe für ihre Frevelthaten, und wenn sie nun fürchteten, erwischt zu werden, so fleheten sie zu einem der Steinbilder Buddha's, daß dieser gütige göttliche Heilige an ihrer Stelle das Strafgericht auf sich nehmen und erdulden möge, und schlugen ihm dann zum Zeichen dessen den Kopf ab.

Nun ereignete es sich aber, daß Räuber solch ein abgeschlagenes Haupt unter sich getheilt hatten, so daß jeder von ihnen ein Stückchen davon bei sich führte. Und da ereignete es sich ferner, daß sie sämmtlich viel Glück hatten, so daß sie namentlich im Spiele mit Anderen stets gewannen. Seitdem nun gilt es für gewinnbringend, ein Steinstückchen, das früher einem abgeschlagenen Buddhakopfe angehört, bei sich zu tragen; jeder Spieler wünscht ein solches zu besitzen, und deshalb ist jene Unsitte, die Buddhabildnisse zu verstümmeln, zum Leidwesen aller Wohlgesinnten in Japan noch immer sehr verbreitet.

Lokalsagen

Der Fuji-Yama und der Biwa-See.

Der höchste Berg in ganz Japan ist der Fuji-Yama. Er ist ein himmelhoher Bergkegel, der bis in die Wolken reicht; er ist der Berg, dessen begeistertes Lob alle Reisenden verkünden, denn er heißt sie schon aus weiter, weiter Ferne willkommen, ehe sie noch den Strand des lieblichen Inselreiches betreten haben.

Mit recht sind die Japaner stolz auf den wunderbaren Berg, den die goldene Abendsonne so herrlich bestrahlt, den sie im Scheiden mit zauberhaftem Purpur übergießt. Rings um ihn strahlt die Luft in goldigem Nebel, der Berg scheint, wie von liebenden Händen getragen, in magischem Glanze höher und höher zu steigen, bis er sich im dunklen Nachthimmel verliert.

Das ist der Berg, zu dem alljährlich tausende von frommen Pilgern wallfahrten, um Segen und Heil für sich und ihre Lieben vom heiligen Gipfel zu holen. Das ist auch derselbe Berg, den man allüberall auf den Bildwerken der Japaner dargestellt sieht.

Doch wie der Riesenberg entstanden, darüber berichtet die Sage gar wundersames.

Bis zum Jahre 376 nach der Gründung des japaniſchen Reiches, ſo erzählt man, gab es keinen Fuji-Yama; die Stelle, an der er ſich jetzt weit, weit über die niederen Berge der Umgegend erhebt, war flach und hatte nicht den kleinſten Hügel. Aber in einer einzigen Nacht iſt er entſtanden. Urplötzlich erhob er ſich in ſeiner ganzen Größe, und die Menſchen ſtaunten gewaltig über das Wunder und ſahen mit Schrecken, wie er aus ſeinem Gipfel Feuer und loſe Steine ausſpie, die ſich rings um den offenen Schlund auf ſeinen Gipfel lagerten. Wie lange dies Feuerſpeien dauerte, weiß man nicht mehr; nur berichten die alten Geſchichten, daß es ſich noch mehrmals in ſpäteren Tagen wiederholte. Jetzt aber iſt dort oben ſeit vielen Menſchenaltern alles erkaltet.

Das urplötzliche Erſcheinen des Rieſenberges war indeſſen durch ein Ereigniß hervorgerufen, daß ſich in derſelben Nacht weit ab im Weſten, nicht weit von der Hauptſtadt Kioto, vollzog. In ſelbiger Nacht wurden die Menſchen auf eine weite, weite Strecke, im Nordoſten jener Stadt, durch ein entſetzliches Getöſe geweckt, das die ganze Nacht hindurch anhielt und alle Welt über die Maßen ängſtigte. Neugierig traten die Leute anderen Morgens aus ihren Häuſern, um zu erſpähen, was ſich zugetragen haben könnte, und, Wunder über Wunder, alle Berge, welche ſich in jener Gegend befunden, und welche die Bewohner der Hauptſtadt dort von jeher hatten emporragen ſehen, waren auf unerklärliche Weiſe verſchwunden. An ihrer Statt war ein prachtvoller, großer See entſtanden, deſſen Waſſermaſſen ſich einen Weg nach Südweſten bis zum Meere hin bahnten und noch heutigen Tages an der Hauptſtadt Kioto vorbeiſtrömen. Die Bergmaſſen aber, welche an der Stelle jenes Sees, den man den Biwa-See nennt, geſtanden hatten und in jener Schreckensnacht einſtürzten, die eben waren es, welche in weiter Ferne wieder emporſtiegen und den Fuji-Yama aus dem Erdboden erhoben.

Auf dieſe Weiſe iſt der herrliche, blaue Biwa-See und der

rieſige Fuji-Yama entſtanden; noch heute erzählt Jung und Alt in Japan dieſe merkwürdige Geſchichte, und Niemand bezweifelt, daß ſie ſich ſo und nicht anders zugetragen hat.

Tawaratoda.

Nicht weit von Hamamatſu, einer öſtlich von Kioto in der Provinz Totomi an der Oſtſtraße Japans belegenen Stadt liegt das Dorf Tſchitta, in deſſen Nähe eine große Brücke über den Yokatagawa führt, deren Länge um ſo auffälliger iſt, als ſie durch eine Flußinſel in zwei Theile getrennt wird.

In der Nähe dieſer Brücke, welche nach jenem Dorfe Tſchitta-nohaſchi, die Brücke von Tſchitta, genannt wird, lebte einſt ein grauſiges Ungeheuer, ein rieſiger Tauſendfuß oder, wie ihn die Japaner nennen, Mukade; daher man auch den Hügel, auf dem er hauſte, den Mukade-Berg nennt. Dieſer giftige Tauſendfuß machte die Heerſtraße ſehr unſicher, und Niemand wagte es, ihm Trotz zu bieten. Ganz beſonders gefährlich war er zur Nachtzeit, und alsdann wuchs ſeine Kühnheit ſo ſehr, daß er ſich ſogar an der Brut der Drachen vergriff, welche im Waſſer unter der Brücke wohnten, und daß er ohne alle Scheu vor der gewaltigen Stärke dieſer Drachen die hülfloſen Jungen umbrachte. Daraus entſtand nun ein hartnäckiger, grimmiger Streit zwiſchen dem Mukade und den Drachen.

Trotz ihrer göttlichen Kraft vermochten dieſe dem Tauſendfuß in ſeinem Verſtecke nichts anzuhaben; deshalb triumphirte er und ſetzte ſeine nächtlichen Raubzüge fort, bis endlich dem Drachengeſchlecht eine unerwartete Hülfe zu Theil ward. Ein Held aus dem berühmten Geſchlechte der Minamoto, Tawaratoda mit Namen, kam des Weges und hörte von den Drangſalen, welche die Bewohner der Gegend von dem Tauſendfuße zu er-

dulden hatten, und kühnen Sinnes zog er vor die Höhle desſelben und erlegte ihn mit ſeinen Pfeilen, welche er ſo kräftig abſchoß, daß ſie durch die dicke Haut des Ungethüms drangen und es endlich todt zu den Füßen des Helden niederſtreckten. Man ſagt, daß die Länge des Tauſendfußes die doppelte Mannshöhe noch übertroffen habe.

Als die Drachen und Meeresgötter dieſe herrliche That wahrnahmen, kamen ſie zu dem Helden und brachten ihm ihre Huldigungen dar. Sie prophezeiten ihm, daß ſein Geſchlecht die größte Macht auf Erden erlangen würde. Dies traf dann auch ein, denn etwa 250 Jahre ſpäter riß Yoritomo, demſelben Geſchlechte entſproſſen, alle weltliche Macht als Schogun an ſich, und ſpäter noch gelang es zweimal Zweigen ſeiner Familie, den Aſchikaga und den Tokugawa, auf Jahrhunderte jene Würde und damit alle Herrſchermacht an ſich zu bringen.

Ein kleiner Tempel, in nächſter Nähe des Dorfes Tſchitta und am Mukade-Berge belegen, bewahrt noch heutzutage den Namen des tapferen Tawaratoda.

Der Baum am Mondfluſſe.

Unter der Regierung des Kaiſers Nintoku, des Sohnes des berühmten, nach ſeinem Tode als Hatſchiman unter die Götter erhobenen Ojin, ſtand am Geſtade des Meeres da, wo die Provinzen Kii und Idzumi zuſammenſtoßen und ein ſchöner Strom, damals der Mondfluß genannt, ſich ins Meer ergießt, grade der Inſel Awaji gegenüber der höchſte Baum, von welchem man je gehört. Wenn die Sonne aufging, ſo fiel ſein Schatten bis auf die Inſel Awaji; wenn ſie unterging, ſo reichte er bis auf den Takayaſuberg, der ſich weit im Oſten von jenem Geſtade erhebt. Als man den Rieſenbaum fällte und ein Schiff

aus ſeinem Holze zimmerte, war dies Schiff nicht minder wunderbar; es übertraf an Schnelle jedes andere Fahrzeug bei weitem. Der Kaiſer ordnete an, daß auf demſelben jeden Morgen ihm das erfriſchende Quellwaſſer gebracht werde, das auf der Inſel Awaji hervorſprudelt, und er klagte ſehr, als endlich auch dieſes Schiff zerfiel und aus einander genommen werden mußte. Zum Andenken an daſſelbe ließ er aber einen Koto*) aus einem Theile des Holzes anfertigen, und dieſer Koto hatte einen zauberhaften Klang von ſolcher Stärke, daß man ihn ſieben Wegſtunden weit hören konnte, ſo weit, als das Röhricht am Geſtade von Oſaka rauſcht, wie der Kaiſer zum Lobe ſeines Koto ſang.

Joo und Uba.

Nahe bei Koba in der Provinz Harima liegt eine kleine Inſel mit Namen Takaſago, und auf dieſer Inſel ſteht eine große Fichte, welche ihre Zweige nach allen Seiten weithin ausbreitet und ſchon von ferne einen majeſtätiſchen Anblick gewährt. Sie hat zwei mächtige Stämme, welche aus einer Wurzel ſprießen.

Unter dem Schatten dieſes Baumes lebte vor alten Zeiten ein Ehepaar, das ein hohes Alter erreichte. Sie ließen es ſich Jahr aus, Jahr ein angelegen ſein, den ganzen Raum, welchen die Fichtenzweige überdeckten, aufs ſorgfältigſte zu reinigen. Dazu fertigten ſie eine beſondere Art von Harke an, mit wenigen, großen Zacken, die man Matſubabaki nennt und jetzt noch zu dem nämlichen Zwecke zu benutzen pflegt.

Wegen ihrer großen Frömmigkeit wurden die beiden alten Leute, Joo und Uba mit Namen, ſichtlich von den Göttern beſchützt, und nicht leicht erreichte ein Ehepaar, ohne durch den

*) Saiteninſtrument, ſ. Seite 56.

Tod getrennt zu werden, ein ſo hohes Alter. Als ſie aber geſtorben waren, da wurden ſie die Schutzgeiſter des Ortes und der Fichte, und man meint, daß ſie die Gabe beſitzen, frommen Ehepaaren ein hohes, freudvolles Alter zu gewähren.

So werden ſie denn in ganz Japan hoch verehrt; man nennt ſie Großvater und Großmutter von Takaſago, und allüberall ſieht man ihre Bilder, wie ſie unter der alten Fichte ſorgſam die Harke handhaben, während in den Zweigen des Baumes Kraniche ſitzen und zu den Füßen der alten Leute ſich Schildkröten tummeln, denn auch dieſe Thiere ſollen ein langes Leben beſcheren. Die Fichte aber gilt als Symbol der Kraft und Geſundheit.

Der Mineralquell am Catojama.

Vor mehr denn tauſend Jahren lebte in den Bergen der Provinz Minaſaka, welche weſtlich von Harima und ſüdlich von Inaba belegen iſt, ein armer Holzhauer mit ſeinem Sohne, und beide nährten ſich kümmerlich von ihrer Hände Fleiß. Der Alte ward aber allmälig ſchwach und ſteif, und endlich konnte er ſeinen Sohn nicht mehr begleiten, wenn derſelbe in die Berge ging und Holz holte. Der junge Mann ließ ſich dies jedoch nicht verdrießen und arbeitete um ſo emſiger; er wußte für ſeinen Vater und ſich ſelber ſtets ſo viel zu verdienen, daß ſie ſich gehörig ſättigen konnten, und hatte ſtets noch ein paar Kupfermünzen übrig, um ſeinem Vater ein Fläſchchen von dem bei den Japanern ſo beliebten Sake oder Reiswein mitzubringen, ſo oft er in eine der benachbarten Ortſchaften ging, um Holz zu verkaufen. Dieſe Stärkung war denn auch die einzige Freude des alten Mannes, der ſtets behauptete, nur der Sake erhalte ihn am Leben und ſeine Glieder einigermaßen geſchmeidig.

Einmal aber war der Winter nicht nur sehr hart gewesen, sondern es fiel auch noch bis weit in das Frühjahr hinein Schnee, der schwer auf den Bambuszweigen lastete und manches Stämmchen zerbrach. Alle Wege waren mit einer dicken Schneelage bedeckt, und so fiel denn auch der Ertrag des jungen Holzhauers sehr knapp aus. Nur ein kleines Bündel vermochte er zum Verkaufe auszubieten, und als er seine Baarschaft überzählte, da genügte sie kaum für das nothwendigste; er konnte nicht daran denken, dem kranken Vater das gewohnte Labsal, den Sake, mitzubringen.

So ging er traurig seines Weges und bat wiederholt die Götter um Beistand. Als er aber in die Nähe seiner Wohnung, an den Fuß des Tato-Yama gelangte, da stieg ein sonderbarer Broden vor ihm auf, der ihn an gewärmten Sake mahnte, doch aber einen anderen, fremdartigen Geruch hatte. Er schritt heran und gewahrte staunend ein Wunder. An einer Stelle, wo er bisher nie einen Quell gesehen, sprudelte warmes Wasser von sonderbarer Beschaffenheit hervor. Wie, wenn dies ein Geschenk der Götter wäre? so dachte er und füllte seine Flasche mit dem Nasse der Quelle.

Zu Hause angelangt, theilte er seinem Vater die sonderbare Begebenheit mit, und dieser kostete mit Verlangen das Quellwasser, von dem er auch überzeugt war, daß es eine besondere Gabe gnädiger Götter sei. Es that ihm außerordentlich gut; er konnte wieder aufstehen, und als der Schnee vergangen, da ging er, gestützt von seinem Sohne, zu der Wunderquelle hin und badete darin, und nun dauerte es nicht lange, so vermochte er seinen Sohn wieder auf die Arbeit zu begleiten, und sie verdienten mehr als sie bedurften. Der Alte konnte fortan in Behaglichkeit leben und sich Sake zur Genüge kaufen.

Die Wundermär durchflog bald das ganze Land, und Kranke kamen von allen Seiten heran, welche von der Quelle Genesung hofften und erlangten. So kam die Kunde zuletzt zum Ohre des Kaisers selber, und dieser ordnete an, daß — gemäß der

alten Gewohnheit der Japaner und Chineſen, von beſonders wichtigen Ereigniſſen an Zeitepochen zu datiren und ſie nach ihnen zu benennen — die damalige Zeit nach dem Wunderquell „Yoro“ heißen ſolle, das bedeutet: Kräftigung des Alters. Dieſe Begebenheit, welche in den alten Schriften ſorgfältig aufgezeichnet ward, geſchah im Jahre 717 der chriſtlichen Zeitrechnung.

Der Geſundbrunnen von Arima.

Nicht weit von Hiogo, weſtwärts von der Hauptſtadt Kioto, ſprudelt ein heißer Quell aus der Erde, der große Heilkraft beſitzt und die Veranlaſſung ward, daß viele Leute ſich in der Nähe niederließen und den Ort Arima gründeten. Dieſe Heilquelle ward von Niemand anders als von dem erhabenen Begleiter Buddha's, von dem heilkundigen Yakuſchi Niurai, einem frommen Manne offenbart, der durch Krankheit in ſeinem täglichen Gewerbe ſehr behindert war und deshalb eifrig zu den Göttern flehete, ihm die Geſundheit wieder zu ſchenken. Yakuſchi verwandelte ſich, um die fromme Geſinnung des Mannes in Wahrheit zu erproben, in einen zerlumpten Bettler und ſprach ihn um ein Almoſen an. Als der Mann nun trotz der bedrängten Lage, in welche ihn ſeine Krankheit gebracht, dem Bettler eine reiche Gabe ſpendete, da offenbarte ſich der Gott und wies dem Kranken den Heilquell von Arima, der die Geſundheit deſſelben bald und vollſtändig wieder herſtellte.

Kiohime.

Vor langen, langen Jahren, so erzählen sich die Leute, lebte ein armer junger Mönch, der sich durch Weissagen ernährte und zu dem Orden der Bergpriester gehörte. Er wohnte in einem Dorfe, das Kayane hieß; dasselbe liegt in der Provinz Mitschinoku und ist ungefähr eine Stunde weit von der Stadt Schirakawa entfernt, welche seither dort erbaut ist.

Antschin, das war der Name des jungen Priesters, verbrachte in stiller Zurückgezogenheit seine Tage und verblieb das ganze Jahr in seinem Dorfe mit Ausnahme einiger Wochen, welche er zu einer Wallfahrt benutzte. Diese Wallfahrt machte er alljährlich nach dem Tempel von Mikumano, der sich in dem hohen Gebirge von Murogori in der Provinz Kii befindet. Es war ein weiter, beschwerlicher Weg, den er zurückzulegen hatte, doch unverdrossen pilgerte er fort und fort; von der Wanderung hing das Heil seiner Seele ab, und deshalb wurde sie ihm leicht; sie war ihm ein Bedürfniß, das er befriedigen mußte, um die einsamen Tage in seinem heimatlichen Dorfe für sich und Andere segensreich zu gestalten.

Noch funfzehn Wegstunden von dem Ziele seiner Pilgerfahrt entfernt, kehrte er regelmäßig in einem Dorfe ein, das Manago hieß, und übernachtete bei dem Ortsvorsteher. Die Leute kannten ihn schon von fern und hießen ihn stets freundlich willkommen, und er wiederum fühlte sich bei ihnen bald so zu Hause, daß er sich stets auf seine kurze Rast freuete und seine Schritte beschleunigte, wenn er das Dorf von weitem vor sich liegen sah. Der Ortsvorsteher hatte unter anderen Kindern auch ein kleines merkwürdiges Töchterchen. Dasselbe war unschön, ja mißgestaltet, dafür aber hatte es einen scharfen Verstand, lernte sehr früh lesen und schreiben und besaß so große Kenntnisse in der Litteratur, daß es weit und breit berühmt war. Das kleine verkrüppelte Mädchen hieß Kiohime. Es war der Stolz seiner Eltern, die

es vor jedem Luftzuge bewahrten und es wie ihren Augapfel hüteten. Wenn Antschin die gelehrte kleine Kiohime erblickte, welche ihn stets freundlich begrüßte, so war er hocherfreut: er setzte sich zu ihr nieder, hörte aufmerksam zu, wenn sie ihre selbstgedichteten Lieder vorlas, und erzählte ihr in liebenswürdiger Weise Geschichten, die sie noch nicht kannte. Voller Aufmerksamkeit richtete das arme Geschöpfchen seine klugen, großen Augen auf den Erzähler, und als er einst im Spaße sagte: „Kiohime, wenn du erst groß und erwachsen bist, so will ich dich heiraten, du sollst meine Frau werden und mit mir in meine Heimat ziehen," da lachte sie voll Freude hell auf.

So verstrich die Zeit; alle Jahre kehrte Antschin wieder, Kiohime wurde nicht schöner, aber älter, und als sie ihr dreizehntes Jahr zurückgelegt hatte und Antschin abermals bei ihrem Vater eingekehrt war, da trat sie um Mitternacht, als alles still im Hause war, vor sein Lager. Sie weckte ihn aus tiefem Schlaf und sprach zu seinem nicht geringen Erstaunen: „Nun ist die Zeit gekommen, Antschin, ich bin erwachsen; halte nun dein Versprechen, das du mir vor langer Zeit gegeben, und heirate mich; ich bin bereit, morgen, wenn du fortgehst, mit dir zu ziehen." Antschin, als er ihre Worte vernahm, war sehr bestürzt und sagte ihr ganz ehrlich, er habe damals nur im Scherze gesprochen und dürfe auch gar nicht heiraten; er habe geglaubt, daß sie das wisse, und deshalb habe er auch nicht daran gedacht, seine damalige scherzhafte Aeußerung zurückzunehmen. Der arme Antschin mochte aber zu seiner Entschuldigung sagen, was er wollte: Kiohime achtete nicht auf seine Worte und bestand darauf, daß er sie mit sich nehme und zu seiner Frau mache. Sie war sehr leidenschaftlich und ganz außer sich bei dem Gedanken, daß er sein Wort nicht halten wolle; sie geberdete sich wie von einem bösen Geiste besessen und hätte das ganze Haus in Aufruhr gebracht, wenn Antschin sie nicht noch zu rechter Zeit beruhigt hätte. Es war ihm höchst unlieb, daß Lärm und Gezänk entstehen könnte, und deshalb

entſchloß er ſich, Kiohime abermals zu hintergehen. Er verſprach ihr, wenn er von ſeiner Wallfahrt zurückkäme, wolle er ſie heiraten und in ſeine Heimat mitnehmen; am Wallfahrtsorte wolle er die Gottheit um ihre Erlaubniß dazu und um ihren Segen anflehen. Nun war das Mädchen zufrieden. Sie hatte zu wenig von der Welt geſehen und wußte nichts von Verrath; deshalb glaubte ſie auch ſteif und feſt an Antſchin's Worte und legte ſich beruhigt und glücklich ſchlafen.

Am andern Morgen, als Antſchin fortging und auch der Kiohime Lebewohl ſagte, reichte dieſe ihm einen Fuji-Zweig*), an dem ein Papier hing. Antſchin nahm den Zweig und dankte ihr; doch als er das Papier betrachtete, ſah er, daß es mit Verſen beſchrieben war, die alſo lauteten:

„Wohl warte ich ruhig auf den künftigen Bund, ich habe dein Verſprechen! Warum ſoll nicht der Gott von Mikumano, der ſo vielen Menſchen hilft, auch uns glücklich zum Ziele leiten?“

Antſchin war froh, daß Kiohime ſich beruhigt hatte und ihn ohne Aufenthalt ziehen laſſen wollte, und ſo beantwortete er ohne Beſinnen ihre Verſe mit folgenden, die er raſch auf ein Papier ſchrieb und ihr darreichte:

„Was ich vernehme von des Gottes von Mikumano gütiger Fürſorge, das läßt mich nur frohes erhoffen für unſere Zukunft.“

Sie las den Vers und ihre Augen leuchteten; ſie war nun ganz getröſtet, und Antſchin konnte unbehelligt dahinziehen. Es währte ja nicht lange, dann mußte er zurückkehren, ſo dachte ſie, und dann war das Glück ihres Lebens, von dem ſie nie und nimmer zu laſſen vermochte, geſichert, ihre heißeſten Wünſche waren erfüllt! So kehrte ſie in ihr Zimmer zurück und harrte geduldig der Zurückkunft ihres Geliebten.

Antſchin aber, als er das Haus im Rücken hatte, athmete erleichtert auf und gelobte ſich, nie und nimmer wieder die

*) Wiſtarie oder Glycine; ſ. Götterſage von Herbſt und Frühling, S. 166.

Schwelle zu betreten. Um keinen Preis wollte er das seltsame Mädchen wiedersehen; ein Abscheu befiel ihn, wenn er an dasselbe dachte. Langsamer, als sonst, pilgerte er dem Ziele seiner Wallfahrt zu.

Kiohime, die mit Ungeduld der Zeit entgegengesehen hatte, wo ihr geliebter Antschin wiederkehren würde, war sehr betreten, als Tag um Tag verstrich, ohne daß sie etwas von ihm hörte. Der Zeitpunkt, wo er hätte zurückkommen müssen, war längst verstrichen, und so erreichte ihre Sehnsucht endlich einen so hohen Grad, daß es sie nicht mehr im Hause litt und sie Antschin entgegenlief.

Als sie schon eine gute Strecke auf der Straße von Mikumano zurückgelegt hatte, ohne Jemand zu begegnen, sah sie von weitem die ehrwürdige Gestalt eines alten Priesters. Sie stand still, mäßigte ihre Ungeduld und fragte den Priester, als er ihr nahe gekommen, ob er nicht einen jungen Priester Namens Antschin gesehen hätte. Und dabei beschrieb sie denselben so genau, wie es nicht leicht Jemand anders als sie gekonnt hätte. Der Priester dachte ein Weilchen nach, und dann flog ein freundliches Lächeln um seine Züge. Ja, er konnte ihr Auskunft über den Gesuchten geben; der, von welchem sie sprach, kam etwa eine Viertelstunde hinter ihm her. Kiohime war hocherfreut; sie dankte dem Priester und ging rasch weiter, dem Antschin entgegen.

Und dieser, der allerdings des Weges kam, sah sie schon von weitem mit Entsetzen. Er fühlte wohl, daß er auf geradem Wege nicht von dem Mädchen loskommen konnte, und deshalb nahm er zu Zauberkünsten, die er verstand, seine Zuflucht. Rasch verwandelte er sein Gesicht in das eines Fremden, und als Kiohime ihm entgegentrat, da kannte sie ihn in der That nicht und erkundigte sich, ängstlich und enttäuscht, wieder nach Antschin, den sie schon geglaubt hatte vor sich zu haben, und der ihr nun auf einmal wieder entschwunden war. Antschin aber beruhigte sie mit denselben Worten, wie der vorige Priester, und sagte ihr, eine Viertelstunde hinter ihm käme der, den sie suche. Kiohime

ſtürmte an ihm vorüber, ohne ein Wort zu erwidern, und er eilte in entgegengeſetzter Richtung fort. Doch als das arme Mädchen lange weiter gewandert war, ohne einen Prieſter zu ſehen, da fiel es ihr plötzlich wie Schuppen von den Augen, und nun ſah ſie ein, daß ſie betrogen war. Sie war ganz erfüllt von Leidenſchaft und Zorn, ein Krampf durchzog ihren Körper, aus ihren ſonſt ſo freundlichen Augen blitzten Rachegedanken, und wie ein wüthiger Kobold lief ſie zurück, hinter dem letzten Prieſter her. Sie ſah nicht rechts, noch links und kümmerte ſich nicht darum, daß die Leute ſie für einen böſen Geiſt hielten; fort und fort lief ſie, ſo ſchnell ſie vermochte, bis ſie an den großen Amada-Fluß kam. Hier ſah ſie eben noch, wie ein Schiffer den verrätheriſchen Antſchin überſetzte und dieſer wieder am anderen Ufer ans Land ſtieg. Sie winkte dem Schiffer, zurückzufahren, ſie rief und bat flehentlich, auch ſie hinüberzuholen; vergebens — der Fiſcher, den Antſchin beſtochen hatte, war taub gegen ihre Bitten und blieb am jenſeitigen Ufer. Immer wildere Verzweiflung packte nun das Mädchen. Sie geberdete ſich wie eine Wahnſinnige, das Haar ſträubte ſich auf ihrem Kopfe, ihre Augen waren blutunterlaufen, aus Mund und Naſe ſchien Feuer zu ſprühen. Antſchin entſchwand ſchon in der Ferne ihren Augen; er lief in einen naheliegenden Tempel und bat die Prieſter um Schutz vor dem nachfolgenden wüthenden Mädchen. Kiohime, die keine Hülfe ſah, kein Mittel, über den breiten, reißenden Strom zu gelangen, ſtürzte ſich in die Wogen und wäre unfehlbar ertrunken, wenn nicht die Gottheiten der Fluthen, aus Mitleid mit ihr oder aus Zorn über Antſchins Verrath, ein Wunder gethan und ſie in einen mächtigen Drachen verwandelt hätten. Nun durchſchwamm ſie den Fluß und ſetzte am anderen Ufer die Verfolgung Antſchins fort. Als ſie zu dem Tempel gelangte, hatten die Prieſter denſelben bereits unter die große, ſchwere Glocke verſteckt und ſuchten ihn ſo zu retten. Eitel Bemühen! Der Drache verſchlang ſie alle, ringelte ſich dann ſieben und ein halbes Mal um die Glocke, packte dieſe

mitſammt dem darin verſteckten Opfer und flog damit fort. So verſchwand er hoch oben in den Wolken, und Niemand vermag zu ſagen, was aus ihm und aus Antſchin geworden.

Dicht bei Kayane aber, in einem freundlichen kleinen Bambusdickicht, wird noch jetzt der Platz gezeigt, wo Antſchin wohnte; auch ein Gedenkſtein mit unleſerlicher Inſchrift iſt dort zu ſehen und ein uralter Fuji-Baum, der von dem Zweige herrühren ſoll, welchen Kiohime ihrem Geliebten bei ſeinem letzten Abſchiede ſchenkte.

Der Tempel unweit des Amada-Fluſſes aber hat bis auf den heutigen Tag keine Glocke wieder bekommen, und wenn Jemand ſich darüber wundert und nach dem Grunde fragt, dann erzählen die Leute ihm die Geſchichte von Antſchin und von dem Drachen, der die Glocke mit ſich fortgenommen hat.

Das Mädchen von Unnai.

In alter Zeit lebte in Settſu ein ſchönes Mädchen, das zu gleicher Zeit von zwei Freiern umworben wurde. Dieſe Freier liebten das Mädchen gleich leidenſchaftlich, und jeder beeiferte ſich, durch unzählige Beweiſe hingebender Liebe die Neigung ſeiner Schönen zu gewinnen. Der eine derſelben hieß Muburo, ſtammte gleich ſeiner Angebeteten aus Settſu und wohnte in ihrer Nachbarſchaft. Der andere aber, der Tſchinu hieß, war aus der Provinz Idzumi hergezogen, die weiter nach Süden hin liegt. Er war alſo ein Fremder; aber das hinderte nicht, daß er eben ſo gern im Hauſe der Eltern des Mädchens geſehen ward, denn auch er weihete all ſeine Zeit, all ſein Dichten und Trachten dem Mädchen, und er dachte nicht daran, in ſeine Heimat zurückzukehren.

Nun war es in der That merkwürdig, daß beide jungen

Männer von gleichem Alter, gleich kräftig und ſchön waren, und ſoviel ſich das Mädchen auch bemühete, einen Unterſchied zu entdecken, es vermochte keinen zu finden. Auch zeigten beide die nämlichen trefflichen Eigenſchaften des Herzens und des Geiſtes, und wenn das Mädchen verſtohlen den einen oder den anderen beobachtete, um zu erſpähen, wer von ihnen der Beſſere ſei, ſo konnte es auch darin keinen Unterſchied erkennen. So kam es endlich zu dem Entſchluſſe, dem die Hand zu reichen, deſſen Liebe die größere ſei. Aber auch hiermit war nichts gewonnen; denn kaum dämmerte der Abend, ſo kam jeder von beiden ſeines Weges daher und brachte reiche Geſchenke, und auch dieſe und die Art und Weiſe, wie ſie dargeboten wurden, waren und blieben ſich gleich.

Was war zu thun? Das Mädchen wußte keinen Rath und ließ ſchwermüthig den Kopf hängen, während die beiden Freier monatelang ihre Bemühungen geduldig und unabläſſig fortſetzten.

Da ſagten eines Tages die Eltern des Mädchens: „Dein Benehmen iſt unpaſſend dieſen jungen Männern gegenüber; wir ſind darüber ſehr betrübt und erſuchen dich, endlich eine entſcheidende Wahl zu treffen. Nimm den einen oder den anderen und ſei getroſt unſerem Willen gehorſam; denn reichſt du einem die Hand, ſo wird die Liebe des anderen bald vergehen!“

Das Mädchen ſeufzte und betheuerte, wie gern es den Willen der Eltern befolgen wolle; aber die beiden Freier waren ſo gänzlich gleich, daß es nicht dazu kommen konnte, eine Wahl zu treffen. „Dann wollen wir dir helfen,“ ſprachen die Eltern, und demgemäß nahmen ſie nun ihrerſeiis die Angelegenheit in die Hand.

Damals war es Sitte in jener Gegend, die Häuſer auf Pfählen in den Fluß hinein zu bauen, und ſo ſtand das Haus der Eltern des Mädchens ebenfalls auf mächtigen Holzpfählen über dem Ikuta-Fluſſe. Als nun eines Tages beide jungen Männer anweſend waren, ſprachen die Eltern: „Unſere Tochter verzehrt ſich in getheilter Liebe in Folge der zwiefachen Bewerbung eurerſeits; deshalb wollen wir heute auf alle Fälle

die Sache zur Entſcheidung bringen. Einer von euch iſt unſer Nachbar, der andere kommt aus der Ferne; das ſoll indeſſen keinen Unterſchied machen, denn ihr ſeid beide des gleichen Mitgefühls werth. Nehmt alſo jeder ſeinen Bogen; dort in einiger Entfernung ſchwimmt eine weiße Möwe auf dem Fluſſe — zielt gut! Wer den Vogel trifft, bekommt unſere Tochter zur Frau."

„Wohl geſprochen!" riefen beide freudig aus. Schnell ſprangen ſie auf, nahmen den Bogen zur Hand und ſchoſſen beide zu gleicher Zeit den Pfeil ab, der mit pfeifendem Tone die Luft durchſchnitt.

Doch wie war der Ausgang? Der Pfeil des einen durchbohrte des Vogels Kopf, der des anderen ging mitten durch den Leib; wer konnte alſo ſagen, welcher von beiden der beſſere Schütze ſei?

„Genug der Qual!" rief das Mädchen. „Die flüchtige Woge ſoll meine Seele aus dieſem Zwieſpalte befreien! Wohl nennt man unſeren geliebten Strom von Settſu Lebensſpender — aber jetzt ſoll er mir den Tod geben und mein Grab ſein!" Mit dieſen Worten ſtürzte ſie ſich, ohne daß ihre Eltern es hindern konnten, von der Plattform des Hauſes, auf der ſie alle ſtanden, hinab in den Strom.

Vater und Mutter waren außer ſich; ſie ſchrieen und rangen die Hände, zerriſſen in ohnmächtigem Schmerz ihre Kleider und riefen vergebens nach ihrem geliebten Kinde. Die Freier ſtürzten ohne ſich zu beſinnen dem Mädchen nach in die ſchäumenden Wogen. Der eine ergriff ihre Hand, der andere ihren Fuß, und ſo ſanken ſie mit einander in die Tiefe hinab.

Am andern Tage wurden die Leichen aus dem Waſſer gezogen, und mit heißen Thränen beſtatteten die Eltern ihre Tochter. Auch die Eltern der Jünglinge kamen herbei und gruben jedem ein Grab, zu beiden Seiten vom Grabe des Mädchens; ſo ſollte es ſein. Aber wie durfte dies dem Fremden geſtattet werden? Er gehörte nicht hierher; durfte man es zugeben, daß der heimiſche Boden mit ſeiner Leiche verunreinigt würde? Die Eltern des

fremden Jünglings löſten jedoch dieſe Schwierigkeiten bald; ſie zogen nach Idzumi in ihre Heimat und beluden ein Schiff mit heimiſcher Erde, und dieſe brachten ſie herbei, um ihren Sohn darin zu beſtatten. Und ſo befindet ſich bis auf den heutigen Tag zwiſchen Kauba und Oſaka des Mädchens Grab unter einem Hügel, der zugleich die Gräber der beiden getreuen Jünglinge deckt. Das Volk nennt ihn Otomodzuka, der Jungfrau Todtenhügel, und hört nicht auf, davon zu erzählen und durch Dichtungen die wunderbare Begebenheit zu feiern, welche mit dem Tode der drei Liebenden noch nicht ihr Ende gefunden hatte.

Die Sitte verlangte es in Japan, daß man den Verſtorbenen ihre Lieblingshabe in das Grab mitgab. Mit den Männern begrub man außer ihren Prachtgewändern, welche man ſorgſam in einen hohlen Bambus that, auch ihre Waffen, Bogen, Pfeile und namentlich ein Schwert. Dieſe Vorſchrift hatte man nun bei dem Manne aus Settſu richtig erfüllt, aber nicht ſo bei dem aus Idzumi; der arme Tſchinu hatte weder Bogen noch Pfeile, weder Schwert noch Lanze mitbekommen, und ſo konnte ſein Geiſt unmöglich Ruhe finden, denn er vermochte ſich gegen ſeinen Nebenbuhler nicht zu vertheidigen, der ihn nun nach dem Tode mit Haß und grimmiger Feindſchaft verfolgte.

Einſt zog ein Reiſender mit ſeinem Gefolge an dem Grabe vorüber. Die Dunkelheit war bereits hereingebrochen, und er ſah ſich genöthigt, hier für die Nacht zu raſten. Bevor er jedoch Anſtalten dazu traf, hörte er deutlich ein entſetzliches Waffengeklirr und Kampfgetöſe von dem Hügel her. Erſchrocken ſandte er ſeine Leute hin, damit ſie zuſähen, was es gäbe; aber ſie kamen zurück, ohne etwas entdeckt zu haben. Der Reiſende legte ſich nieder und ſchlief in Gedanken an den ſonderbaren Vorfall ein. Und da, mitten in der Nacht, wurde er geweckt von einem Manne, der in blutgetränkten Kleidern an ſeinem Lager kniete. „Ich werde von einem Feinde hart bedrängt,“ ſprach er bittend und leiſe, „o, borge mir gütig dein Schwert, damit ich mich vertheidigen kann und Ruhe finde.“ Der Reiſende war ſehr

bestürzt, doch erfüllte er die Bitte des Mannes und gab ihm sein Schwert, mit dem dieser sofort verschwand. Der Reisende sprang auf und glaubte, ein schwerer Traum triebe seinen Spott mit ihm; doch sein Schwert war fort, und abermals hörte er ganz in der Nähe das unheimliche Kampfgetöse. Dasselbe dauerte indeß nur kurze Zeit; dann kam das Gespenst zurück und rief frohlockend: „Durch deinen rühmenswerthen Beistand ist es mir gelungen, meinen Feind zu besiegen, der mich so hart bedrängte! Zum Danke dafür will ich nun für dich und dein Wohlergehen unabläſſig wachen, so lange du lebst.“ Das Gespenst verschwand — der Morgen grauete. Der Reisende saß tief in Gedanken über sein Abenteuer; als es heller ward, sah er, wie aus dem Grabhügel an der einen Seite ein Blutstrom geflossen war, und sein Schwert betrachtend, fand er auch dieses mit Blut bedeckt. Er erzählte die unheimliche Begebenheit seinen Genossen, als sie erwachten; diese erzählten sie weiter, und bis auf den heutigen Tag ist dieselbe im Verein mit der Geschichte des Mädchens von Unnai in Japan in gutem Andenken geblieben, und die Jungfrau und die beiden Liebenden, welche unter jenem Hügel ruhen, werden wohl immerdar im Munde des Volkes fortleben.

Kaitaro.

Der Donnergott Raiden wird von den Japanern hochverehrt, weil er der segenspendende Gott ist, der den Feldern zu rechter Zeit Regen giebt und den sengenden Sonnenstrahlen durch seine Wolken Halt gebietet. Oft erscheint er in Gestalt eines Drachen, und er ist der Herrscher der Wolkendrachen, eines wunderbaren, theils in den Lüften, theils in den Fluthen und auf der Erde hausenden Geschlechtes, das an der Verehrung, die man ihrem Oberhaupte zollt, reichen Antheil nimmt.

In der Umgegend des Hakuſan, eines der höchſten Berge im Nordoſten von dem großen Biwa-See, erzählt man, daß der Donnergott ſich einſt einem armen Bauern beſonders hold gezeigt habe, der ſich ſein Leben lang geplagt hatte und nie zu Glück und Wohlſtand gelangt war. Vor allem ſchmerzte es ihn, daß ihm die Götter das Glück, Kinder zu beſitzen, verſagt hatten, und ſammt ſeiner alten guten Frau trug er zu ſeinen übrigen Sorgen auch noch dieſen Herzenskummer mit ſich herum. Nun begab er ſich eines Tages auf ſein Reisfeld, das hoch in einer Schlucht lag, und arbeitete aufs emſigſte. Er hatte das kleine Feld ſehr mühevoll und ſorgſam in Terraſſen abgetheilt und mit Steinmauern umgeben und es, ſo viel in ſeiner Macht lag, geſchützt, damit es ihm ſicheren Lebensunterhalt geben möchte. Aber all ſein Mühen ſchien in dieſem Jahre vergeblich zu ſein, denn die Sonne brannte einen Tag wie den anderen, und der ſegenbringende Regen blieb aus. Der arme Bauer ſeufzte oft und ſchwer bei ſeiner Arbeit; er blickte zum Himmel auf und bat, die Götter möchten doch ein Einſehen haben und ſeine Feldfrucht nicht verdorren laſſen. Und da wurde plötzlich der Himmel trübe; ſchwarze, ſchwere Wolken zogen von allen Seiten heran, und ehe der Bauer es ſich verſah, fiel der Regen in dicken Tropfen nieder, Blitze zuckten und ringsum erdröhnte der Donner. Der Bauer flüchtete in ein Dickicht, um ſich ein wenig vor dem Unwetter zu ſchützen, und kaum hatte er ein ſicheres Plätzchen gefunden, ſo fuhr dicht neben ihm ein greller Blitz in die Erde, ſo daß er geblendet die Augen ſchloß. Faſt mit dem Blitze zugleich krachte der Donner, als ſolle die Erde in Stücke zerriſſen werden, und der geängſtigte Bauer, der auf den Boden geſunken war, konnte nichts thun als beten. Das that er denn auch ſehr inbrünſtig, und als er endlich gewahrte, daß das Wetter ſich verzogen hatte, und daß Ruhe und Stille um ihn herrſchte, da ſtand er auf und ſchauete umher. Aber was erblickten ſeine Augen? Ein wunderſchönes Knäblein lag an eben der Stelle, wo der Blitz in die Erde gefahren war. Der Bauer war im erſten Augenblicke ſehr ver-

wundert, doch hielt er ſich nicht lange mit Grübeln auf, ſondern nahm das Kind von Freude beſeelt in ſeine Arme. Er machte ſich ſogleich damit auf den Heimweg und brachte es ſeiner nichts ahnenden Frau. Dieſe war über das Ereigniß nicht minder erfreut, und beide zogen den Knaben mit zärtlicher Liebe auf, als wäre es ihr leibliches Kind. So wuchs er zu einem ſchönen, kräftigen Jüngling heran, an dem die ganze Welt Freude hatte, und weil er doch ein Geſchenk des Donnergottes war, ſo nannten ihn die Leute nicht anders als Raitaro, das heißt Donnerſohn. Mit ihm war aber auch bei den armen alten Bauersleuten ein gewiſſer Wohlſtand eingezogen, ſo daß ſie ſich nicht mehr zu beklagen brauchten, und wenn der Bauer ins Feld ging, ſo begleitete Raitaro ihn jedesmal, denn der Junge fand kein Vergnügen daran, ſich mit anderen Kindern ſpielend umherzutreiben; er war froh und glücklich, wenn er draußen in den Feldern umherſtreifen konnte, wenn er durch felſige Schluchten klettern, Berge erſteigen und in die Wolken ſchauen konnte. Obgleich das Ehepaar ſeinen Pflegeſohn in dieſem Vergnügen nicht ſtörte und ihm alles zu Gefallen that, ſo wurde Raitaro doch auf einmal ſtill und traurig. Niemand vermochte ihn aufzuheitern, und da ſeine Pflegeeltern großen Kummer darüber empfanden, ſo beſchloſſen ſie, am Jahrestage ſeiner Auffindung ein Feſt zu geben, damit er wieder fröhlich würde. Der Tag kam heran und das Feſt ward gefeiert; man aß und trank nach Herzensluſt, es wurde geſpielt, gelacht und geſungen. Der alte Bauer erzählte viel Scherze aus früheren Zeiten und gedachte mit beſonderer Freude des Tages, wo Raitaro aus den Wolken vom Blitze herabgeſchleudert ward. Doch alle Freude und Luſtigkeit half nichts; Raitaro wurde nicht vergnügter, im Gegentheil, er wurde ſtiller und ſtiller, und endlich ſtand er auf und ſagte ſeinen Pflegeeltern Lebewohl. „Ja," ſagte er, „meine Zeit iſt um! Es thut mir ſchmerzlich leid, daß ich euch verlaſſen muß, aber ich kann nicht länger bei euch weilen!" Und als die erſtaunte Menge noch über ſeine Worte nachſann, da verwandelte er ſich in einen Drachen, mit Flügeln verſehen, die er

entfaltete und mit deren Hülfe er seinen heimatlichen Gefilden, den Wolken, zuflog.

Sprachlos standen Alle da und blickten ihm staunend nach. Der Bauer war nun wieder allein mit seiner Frau und sehnte sich sehr nach seinem lieben Raitaro. Allein sie waren nicht mehr arm und verlebten in Wohlstand und Behaglichkeit ihren Lebensabend.

Dem Raitaro aber und dem ganzen Drachengeschlechte, das ihre Felder zu rechter Zeit mit Regen erquickt, und das seine Huld und Macht an dem frommen und fleißigen armen Bauern so schön bewährt hatte, blieb das ganze Volk in doppelter Liebe und Verehrung zugethan bis auf den heutigen Tag.

Das Federkleid.

An der Küste von Suruga, zu Miwo, wohnte einst ein Fischer Namens Hakurioo. Als dieser eines Tages im Sonnenschein am Gestade von seiner Arbeit ausruhete, sah er ein hellglänzendes, weißes Gewand vor sich liegen, zart und durchscheinend und ganz aus Federn zusammengewoben. An den Stellen, wo die Schultern sich befinden mußten, hingen zwei Flügel an dem Wunderkleide. Begierig nahm er es zu sich und wollte es nach Hause nehmen und sorgfältig verwahren, als ein wunderschönes Mädchen vor ihm erschien und laut jammernd ihr Gewand von ihm zurückforderte. Hakurioo war Anfangs gar nicht gewillt, seine Beute fahren zu lassen; doch das Mädchen sagte unter fortwährenden Klagen und Thränen, sie sei eine Himmelsgöttin, müsse aber elendiglich auf Erden weilen, so lange sie ihr Federkleid nicht habe, das sie beim Baden abgelegt, und das auf diese Weise widerrechtlich in seine Hände gekommen sei. Da ward der Fischer von Mitleid bewegt und sprach: „Wohlan

denn, ich will dir dein Gewand zurückgeben, wenn du mir dafür den himmlischen Tanz vortanzest, mit dem ihr Himmelstöchter durch die Wolken schwebt.“ Die Maid erwiderte: „Ja, gieb mir mein Gewand, und du sollst den schönsten Tanz erschauen, den ich zu tanzen vermag.“ Der Fischer bedachte sich aber noch und sagte: „Nein, erst tanze, dann gebe ich dir dein Kleid!“ Darauf aber erzürnte sich die himmlische Maid und rief: „O schäme dich, das Wort einer Göttin zu bezweifeln! Geschwind, gieb mir das Gewand, denn ohne dasselbe vermag ich nicht zu tanzen; es soll dich nicht gereuen, das verspreche ich dir!“ Darauf reichte ihr denn Hakurioo das Federgewand; sie legte es sofort an und erhob sich in die Lüfte. Allein getreu ihrem Worte führte sie vor des Fischers erstaunten Blicken den herrlichsten Tanz auf, den man sich nur denken kann, und dabei sang sie so wunderschöne, sinnberauschende Melodien, daß Hakurioo nicht wußte, wie ihm geschah. In immer schöneren Windungen erhob sie sich höher und höher, allein es dauerte lange, bevor sie den Blicken des entzückten Fischers entschwand, und bis in einem lichten Gewölk, das dem Haupte des Fuji-Yama zuschwebte, die letzten Töne des Götterfanges vor seinen Ohren verklangen.

Der Kesselpfuhl bei Numadsu.

Bei den großen Jagden, welche die Helden der alten Zeit, insbesondere Yoritomo und Yoschitsune, in den Dickungen der Umgebungen des Fuji-Yama gehalten haben, gebrauchten sie oft ungeheuer große Kessel. Ein besonders großer Jagdkessel der alten Helden ward nebst anderen derselben Art vor Alters in einem Tempel bei Numadzu — westwärts von Odawara — aufbewahrt. Jener eine größte aber ist abhanden gekommen; er wurde einst von Räubern entwendet und fortgeschleppt. Diese

vermochten ihren Raub indeſſen nicht in Sicherheit zu bringen, denn der Keſſel ward ihnen ſchwerer und ſchwerer, und als ſie den nahe gelegenen Fluß durchſchritten, ward er ſo ſchwer, daß ſie ihn von ſich werfen mußten. Der Keſſel ſank in das Waſſer, und ſo bildete ſich an dieſer Stelle ein großer Pfuhl, deſſen Tiefe man nicht zu ergründen vermocht hat, und in dem der Keſſel noch heutzutage liegt. Dieſer Pfuhl heißt ſeitdem Kamagafutſchi oder Keſſelpfuhl und iſt von einem ſchützenden Geiſte bewohnt, den man mit dem Namen Kama, das heißt Keſſel, benennt.

Die Kinderſeelen im Flußbette bei Odawara.

Im Flußlaufe bei Odawara, in welchem ſich zu beiden Seiten des rinnenden Waſſers Streifen finden, die von loſen Steinen bedeckt ſind und von den Hochfluthen jedesmal überſpült werden, hauſen die Seelen der Kinder, welche in einem Alter unter ſieben Jahren geſtorben ſind, ſo lange, bis ſie durch Buße ihrer Verwandten oder durch Fürbitten erlöſt werden. Die Prieſter eines nahe liegenden Tempels verkaufen den Gläubigen Amulete, Papierſtreifen mit darauf geſchriebenen Gebeten, und verſichern, daß jedesmal, wenn das Waſſer die Schrift eines ſolchen Papieres getilgt hat, einer ſolchen Kinderſeele Erlöſung zu Theil wird. Die vorüberziehenden Japaner verfehlen daher nie, ſolche Amulete zu kaufen und, mit einem Steine beſchwert, nahe dem Waſſerſtrome niederzulegen, ſei es, daß ſie Seelen ihrer eigenen Familie damit zu erlöſen hoffen oder überhaupt ein frommes Werk verrichten wollen.

Der Hakone-See.

Nicht weit von den höchsten Punkten der Berglandschaft, die sich ostwärts vom Fuji-Yama, nahe der Küste, ausbreitet, liegt an einem malerischen See die Stadt Hakone. Dieser See, aus welchem derselbe Fluß entspringt, der bei Odawara in das Meer mündet, entstand in alter Zeit durch ein Erdbeben. Bei klarem Wetter und ruhiger Fluth sieht man in der Tiefe ebensolche Kryptomerienstämme, wie sie in der Umgebung des Sees noch heutzutage in besonderer Schönheit wachsen, und oft haben Taucher solche Baumstämme, zuweilen auch allerhand Kostbarkeiten, vom Grunde des Sees hervorgeholt.

Der Teich der geschwollenen Füße.

Am Fuße des Fuji-Yama liegt ein Dorf, Namens Kohike-mura, das heißt Dorf beim Teiche der geschwollenen Füße. Das Wasser dieses Teiches hat nämlich, wie das Volk erzählt, die Eigenschaft, daß jeder, der darin badet, geschwollene Füße bekommt.

Aehnliche Wässer soll es auch an einigen anderen Orten in Satsuma geben, am Fuße des Yano-Berges und in Tajima; doch sind es hier Bäche, welchen jene schädliche Wirkung zugeschrieben wird.

Denksteine der pflichtgetreuen Söhne.

Zur Zeit, als der berühmte, vielgepriesene Schogun Yoritomo Japan beherrschte, ward ein Edler, Namens Kuwadzu, von einem bösen Feinde, Kudo, meuchlerisch umgebracht, und Kuwadzu's Freunde vermochten dessen Tod nicht zu rächen, da sich der hinterlistige Kudo in die Gunst Yoritomo's einzuschmeicheln gewußt hatte. Kuwadzu hinterließ zwei unmündige Söhne; der ältere derselben schien dem Mörder indessen schon einigermaßen gefährlich, da er alt genug war, den ganzen Vorgang zu begreifen. Es ward ihm daher von Kudo's Anhängern sehr nachgestellt, und um sein Leben zu retten und damit die Möglichkeit zu wahren, später die ihm obliegende Rachepflicht auszuüben, entschloß er sich, buddhistischer Priester zu werden. Er ließ sich das Haar abscheren und lebte nun in einem kleinen Tempel in der Nähe von Hakone unbeachtet und ungefährdet. Der jüngere Bruder ward von einem geschickten Fechtmeister adoptirt und in dessen Kunst unterichtet; er war, als sein Vater umkam, so jung, daß Kudo ihn nicht weiter beachtete.

So ging Jahr auf Jahr dahin. Der ältere Sohn Kuwadzu's, der Priester, war beinahe herangewachsen und hatte sich zugleich, ohne Aufsehen zu erregen, in der Kunst des Fechtens und des Bogenschießens geübt und durch Streifzüge im Gebirge seinen Körper gestählt, um ihn zu der Ausübung der Rachethat geeignet zu machen, die sein einziges Dichten und Trachten war. Unablässig bemühte er sich auch, seinen Bruder aufzufinden, den er seit dem unseligen Tode seines Vaters nicht gesehen. Endlich gelang ihm dies auf einer Reise, die er weit nach Osten zu machen hatte, in der kleinen Stadt Oiso. Als er seinem Bruder Kunde von seiner Herkunft gegeben, als er ihm berichtet, wie schandbar Kudo an ihrem Vater gehandelt, und als er ihn aufgefordert, bei dem Rachewerke zu helfen, da loderte auch in dem jüngern Bruder, der bis dahin arglos da-

hingelebt, die Wuth gegen den Mörder in hellen Flammen empor, und beide Brüder gelobten sich, nicht zu rasten, bis sie dem Kudo vergolten hätten, was er einstmals ihrem Vater angethan.

Die Zeit war gerade günstig, denn Yoritomo hatte mit seinem Gefolge eine der großen Jagden am Fujiyama veranstaltet, welche seine besondere Freude waren. Auch Kudo war dabei, und die Brüder durften hoffen, ihn in dem Lager, das man bei solchen Gelegenheiten oft im freien Felde aufzuschlagen genöthigt war, überfallen zu können und ihn in nicht allzu zahlreicher Begleitung anzutreffen. So wanderten sie heimlicher Weise heran und erspäheten eines Abends mit Geschick, wo Kudo's Zelt sich befand. Gewappnet, wie es Kriegern geziemt, stürzten sie auf dasselbe zu; die Diener und Wachen, welche es umstanden, fielen sehr bald unter ihren ergrimmten Hieben, und so drangen sie bei Kudo ein, den sie, bevor sie ihn tödteten, aus dem Schlafe erweckten, um ihm zu eröffnen, von wem und weshalb er getödtet werde. Kudo war Anfangs ergrimmt und rief unter Drohungen und Schmähungen gegen die Eindringlinge sein Gefolge herbei; als aber Niemand auf sein Rufen erschien und die zwei Brüder seiner Drohworte spotteten, verließ ihn der Muth. Schon ahnte er, daß sie die Rächer Kuwadzu's seien, allein sie ließen ihm nicht den geringsten Zweifel, sondern warfen ihm seine treulose That mit den härtesten Worten vor. Nun lähmte der Schrecken vollends seine Glieder; widerstandslos ließ er sich morden, und triumphirend hielten die tapferen Jünglinge das Haupt des Feiglings empor.

Dieselben verschmähten es, zu entfliehen; vielmehr gaben sie den herbeieilenden Jagdgefährten des Kudo genaue Kunde von allem, was geschehen, und verübten dann, bevor man sie daran hindern konnte, Selbstmord durch Bauchaufschlitzen, da sie meinten, ihre That würde, obwohl berechtigt, doch von Yoritomo bestraft werden, weil Kudo hoch in dessen Gunst gestanden habe.

Die Edlen des Gefolges des Schogun aber beweinten sie sehr, und das Volk pries ihre That noch mehr und setzte ihnen

zwei Steine zum ewigen Andenken in der Nähe eben jenes Tempels, deſſen Prieſter der ältere der beiden Brüder längere Zeit hindurch geweſen war.

Die Schlangen der Göttin Benten.

Inmitten der jetzigen Hauptſtadt des japaniſchen Reiches, Tokio, liegt ein herrlicher, großer Park, der Park von Uyeno, der durch ſeine ſchönen, ſchattigen Baumgruppen, durch ſeine Tempel und Anlagen weit und breit berühmt iſt. Ein Teich von ſtattlichem Umfange, einem See vergleichbar, deſſen klare Fluthen die eine Seite des Parkes beſpülen, trägt nicht wenig dazu bei, zu jeder Zeit des Tages zahlloſe Spaziergänger in dieſe Gegend der Stadt zu führen, die ſich der mannigfaltigſten Reize der Natur erfreut.

Doch noch ehe die große Stadt Tokio entſtand, ehe man an die Schöpfung des prächtigen Parkes von Uyeno dachte, lag ſchon der Teich in ſeiner ruhigen Größe da, und auch ein Tempel, den man vor uralter Zeit in die Mitte des Waſſerſpiegels gebauet, war bereits vorhanden. Dieſer Tempel nun iſt der Göttin Benten geweiht, von der es heißt, daß ſie Schönheit, Glück und Kinderſegen verleiht, und deshalb pilgern viel tauſend Menſchen dorthin, um der Göttin ihre Wünſche vorzutragen. Vornemlich ſind dies außer der Jugend kinderloſe Eheleute.

Und ſo geſchah es denn auch einſtmals, daß zwei Ehepaare, welche keine Kinder beſaßen und ſich ſehnlichſt Nachkommen wünſchten, zum Tempel der Benten wallfahrteten, ihr Geſchenke weiheten und inbrünſtige Gebete an ſie richteten. Die Göttin erhörte denn auch die Wünſche beider Ehepaare und beſcherte dem einen derſelben einen bildſchönen Sohn, dem anderen eine überaus ſchöne Tochter. Das Glück der Eltern war unbeſchreib-

lich groß, und ſie waren der Göttin für die Erhörung ihrer Gebete ſo dankbar, daß kein Jahr verging, ohne daß ſie zum Tempel zogen und mit den Kindern vereint ihr Dankgebet verrichteten.

Als nun aber die Kinder, welche mit denſelben Gefühlen der Verehrung wie ihre Eltern zum Tempel kamen, ſich dort öfter und öfter ſahen, da erwachte eine tiefe Zuneigung in beider Herzen, und als ſie erwachſen waren, da ward dieſelbe ſo groß, daß ſie meinten, ohne einander nicht leben zu können, und beſchloſſen, einander zu heiraten. Die Eltern waren beiderſeits über dieſen Entſchluß ihrer ſchönen Kinder erfreut und machten nicht die geringſten Einwendungen; allein trotzdem wurde die Abſicht der Liebenden immer und immer wieder durch unzählige Hinderniſſe vereitelt. Und dieſe unvorhergeſehenen Hinderniſſe hatten in nichts geringerem ihren Grund, als in dem Widerſtreben der Göttin ſelber gegen die Heirat der jungen Leute. Sie betrachtete dieſe beiden Kinder, welche zur nämlichen Zeit durch ihre beſondere Gunſt das Licht der Welt erblickt hatten, gleichſam als ihre eigenen und daher als Geſchwiſter, und da es ſündhaft und höchſt verwerflich wäre, wenn Schweſter und Bruder ſich heiraten wollten, ſo trat die Göttin ihnen hindernd in den Weg. Das unglückliche Liebespaar ſammt den Eltern hatte von dieſer Willensmeinung der Göttin natürlich keine Ahnung, und ſo pilgerten ſie Alle, als der Tag kam, an dem ſie alljährlich den Tempel zu beſuchen pflegten, gläubigen Herzens dorthin, um noch einmal in brünſtigem Gebete der Göttin ihren Wunſch recht ſehr ans Herz zu legen.

Die Göttin blickte denn auch mit Milde zu den Flehenden herab; da ſie aber von ihrer Entſcheidung nicht abweichen konnte, ſo machte ſie in anderer Art der Qual der Liebenden ein Ende und verwandelte beide, den ſtattlichen Bräutigam und die liebliche Braut, in ein Paar große Schlangen, welche raſch durch das Gras am Wege fortkrochen und ſich in den klaren Fluthen des Teiches verloren.

Als die beiden Kinder vor den Augen ihrer Eltern verſchwanden, waren dieſe erſchrocken und achteten kaum der Schlangen, die ſie ſich entfernen ſahen; ſie ſtießen laute Klagetöne aus: wo waren ihre Kinder geblieben? wo ſollten ſie dieſelben ſuchen, wo ſie finden? Jammernd irrten ſie umher, ſahen aber nirgends ihre Kinder, auch in ihren Wohnungen nicht, die ſie endlich wehklagend wieder aufſuchten. Da, in der Nacht, erſchien endlich das Mädchen ſeiner Mutter im Traume und verkündete ihr, daß die Göttin allerdings ihr Gebet erhört habe, denn ſie lebe mit ihrem Geliebten bei der Benten und ſei gleich ihm in eine Schlange verwandelt. Die Göttin, welche ſie beide damals ihren Eltern geſchenkt, habe ſie nun wieder zu ſich genommen, und habe auf ſolche Weiſe ihrem Liebesleid ein Ende gemacht.

Und da wurden Alle wieder zufrieden, als die Mutter des ſchönes Mädchens dies ihrem Gatten und dem anderen Ehepaar erzählte, und folgſam und ruhig fügten ſie ſich dem Willen der Göttin. Die Schlangen aber wurden hochverehrt. Man bauete ihnen dicht am Tempel der Göttin Benten ein kleines Tempelchen mit niedriger Thür, das noch heute vorhanden iſt, und wenn die Prieſter darauf Acht geben, ſehen ſie oft die Schlangen durch die kleine Thür in ihr Heiligthum kriechen. Doch nur ſelten ſehen andre Menſchen die heiligen Thiere, denn nach kurzer Friſt gehen beide Schlangen ſtets in den See zurück, wo ſie, namentlich im Sommer, wenn die breiten Lotosblätter den Teich bedecken, bald jedem Auge entſchwunden ſind.

Die Weide von Mukoschima.*)

Zur Zeit, als noch Räuberbanden ungehindert das japanische Land durchzogen, da ward einst ein kleiner Knabe, Namens Umewaka, in der Gegend von Kioto geraubt. Der Räuber schlich sich Nachts in das Haus, er nahm das Kind sacht und leise von der Seite seiner ruhig schlafenden Mutter und lief mit ihm davon.

Als am Morgen die Mutter Umewaka's erwachte und den Raub des Kindes entdeckte, da stieß sie jammervolle Klagetöne aus und suchte vergebens überall ihren Knaben; er war und blieb verschwunden.

Nicht minder als seine Mutter klagte der arme Umewaka selber, doch der Räuber kehrte sich nicht daran. Er schleppte ihn zu seinen Genossen, und diese bewachten den Aermsten streng, so daß er nicht entfliehen konnte und unter den größten Beschwerden und Anstrengungen mit ihnen durch ganz Japan, bis weit in den Norden und wieder fort von da, ziehen mußte. Als der Knabe aber endlich, von Heimweh geplagt, seinen Mühsalen erlag und die Räuber einsahen, daß ihm nicht mehr zu helfen war, da ließen sie ihn liegen, wo sie sich eben befanden. Ein mitleidiger Mann fand den sterbenden Knaben vor seiner Thür; er wollte ihm alle mögliche Hülfe angedeihen lassen, allein es war zu spät. Der arme Umewaka bat ihn noch, eine Weide auf sein Grab zu pflanzen, dann schloß er unter Klagen, daß er seine Mutter nicht mehr sehen könne, die müden Augen für immer. Der Mann, ein Einwohner von Mukoschima, erfüllte nicht nur die Bitte Umewaka's und pflanzte eine schöne Weide auf dessen Grab, sondern er veranstaltete auch eine würdige Todtenfeier.

Gerade als dieselbe begangen ward, kam Umewaka's Mutter in Mukoschima an. Die arme Frau, von Kummer und Sehn-

*) Eine der Vorstädte von Tokio.

laßt nach ihrem gewohnten Brauche gutmüthig. Auch Ihre Mutter ist durch Leiden und Alter sehr matt und schwach geworden. Ich bitte Sie durch diese Verhältnisse bestimmt, mir Ihr Verhältniß zu Ihrer Familie darzustellen, und ob Sie in Wirklichkeit Ihren Vater verlassen haben, um Ihre Mutter zu ernähren. Ich bin überzeugt, Sie werden mir diese Angelegenheit in einem Ihrer nächsten Briefe ausführlich darstellen. Indessen ist aber meine gute Meinung, Ihnen Ihre Mutter zu ernähren, Ihnen nicht zu viel gewesen

Die Salzpfannen von Schiogama.

Unweit Sendai, im Norden der Insel Nippon, liegt ein Ort Schiogama, der diesen Namen von vier uralten großen eisernen Kesseln hat, in welchen Salz gesotten wurde. Von diesen Kesseln, welche ihres Zweckes halber Salzkessel oder Salzpfannen, Schiogama, genannt werden, erzählt man, daß der König des Meeres, der Herrscher im Palaste Riugu, der in den Tiefen des Oceans liegt, sie vor undenklicher Zeit den Schutzgöttern jener Gegend geschenkt habe. Früher seien es sieben gewesen, einst aber hätten Diebe drei davon gestohlen und in ein Boot geschleppt, um damit von dannen zu fahren. Der Meeresgott aber hatte Hundegebell in der Nähe der Salzpfannen gehört und war herbei geeilt. Er sah, wie die Räuber mit dem Boote von dannen fuhren und erregte, um sie zu strafen, augenblicklich einen heftigen Sturm, der das Boot umwarf. Die Räuber ertranken, die drei Salzpfannen versanken in die Tiefe und blieben daselbst. Seitdem aber hält man die vier noch übrigen Kessel in hohen Ehren; man hat sie außer Gebrauch gesetzt und bewahrt sie sorgsam auf geweihter Stätte, bei einem kleinen Tempel, wo sie auf Steinsockeln stehen und von den Gläubigen voll Andacht bewundert werden.

Tamura-Maro und das Siegesmal bei Mariota.

Bekannt iſt es, daß vor etwa 600 Jahren die Mongolen einen Verſuch machten, die Inſeln von Japan zu unterjochen und auf einer großen Flotte heranzogen, daß aber ein Sturm dieſe zerſtörte und die Tapferkeit der Japaner den Theil des Heeres, der ſchon gelandet war, vernichtete. Wenig bekannt und vom Dunkel der Sage umhüllt iſt aber der Verſuch, den ſchon weit früher, um das Jahr 800 unſerer Zeitrechnung, ein mächtiges Volk vom Feſtlande machte, auf den nördlichen Theil der Inſel Nippon zu dringen und ſich dort feſtzuſetzen. Alle Anſtrengungen der Japaner, ſich dieſer Gegner zu entledigen, waren vergebens; keine Tapferkeit half, denn die Fremdlinge waren geſchickte Zauberer und wußten ihre Todten ſtets wieder zu beleben, und auf dieſe Weiſe konnten ſie mit immer größerer Uebermacht ins Feld rücken, da außerdem fortwährender Zuzug der Ihrigen von Norden herankam.

Fünfzehn Jahre hatten die Japaner mit aufopferndem Muthe gegen dieſe Unholde geſtritten, als ſich endlich die Götter ihnen gnädig zeigten. Tamura-Maro war ihr Oberfeldherr und ein außerordentlich frommer Mann, der unabläſſig zu den Göttern flehete. Und ihn erhörte endlich die mächtige, gnadenſpendende Kwannon. Sie erregte einen gewaltigen Sturm, dem die Flotte der Feinde erlag. Kwannon ſelbſt verſenkte eine Menge der Kriegsſchiffe der Eindringlinge, die an der Küſte lagen, und eine große Anzahl derſelben ertrank. Tamura-Maro zögerte nun keinen Augenblick länger; kaum dämmerte der Morgen, ſo rückte er mit dem ganzen Heere aus, und dieſes war durch die Gewißheit der göttlichen Hülfe ſo begeiſtert, daß es mit Ungeſtüm bis in die Mitte der feindlichen Stellung drang und überall Verwirrung in die Reihen der Gegner brachte. Bald verzweifelten die Feinde und ließen ſich wehrlos dahinmorden; nicht einer

Die Höhle von Hiye.

Nicht weit von einem Dorfe in Idzumo, Namens Hiye, liegt ein hoher, wild zerklüfteter Berg, den man den Schwertberg nennt, und an deſſen Hängen ſich ein Tempel befindet, der einem beſonderen Gotte, Schwertgott geheißen, gewidmet iſt. Dieſer Gottheit opfert man vor einer großen, dunklen Höhle; es iſt jedoch Niemand geſtattet, in dieſelbe hineinzugehen.

Trotz dieſes Verbotes, ſo erzählen die Leute von Idzumo, hatte einſt einer der Prieſter, dem die Verehrung jenes einheimiſchen Stammesgottes übertragen war, es gewagt, in die Höhle einzudringen. Er hieß Utſchiſono und war aus Hiye gebürtig. Indeſſen hatte er ſich gebührend durch Gebet und Kaſteiung auf dies Wagniß vorbereitet und deshalb auch ſieben Tage und ſieben Nächte aufs ſtrengſte gefaſtet.

So geſchah ihm denn nichts böſes, als er in die dunkle Höhle trat. Lange Zeit vermochte er gar nichts zu unterſcheiden; endlich aber gewahrte er in einem Winkel einen Greis von ſehr ehrwürdigem Ausſehen. Dieſer redete ihn gütig an und geſtattete ihm, näher zu treten und die Höhle ſammt allem, was darinnen war, gehörig in Augenſchein zu nehmen. Nur verbot er ihm aufs allerſtrengſte, jemals auch nur ein Wort von dem, was er geſehen, irgend Jemand zu ſagen.

Als danach aber der erſte Feſttag kam, an welchem der Prieſter Beſchwörungen und Gebete in ſeinem Tempel vornahm, hatte ſich die Nachricht von dem Betreten der Höhle ſeinerſeits unter der Menge verbreitet, und deshalb beſtürmte ihn Jedermann, doch etwas von den merkwürdigen Dingen mitzutheilen, welche er geſehen habe. Lange Zeit weigerte er ſich hartnäckig, endlich aber trug die Eitelkeit den Sieg davon, und ſo wollte er eben den Mund öffnen, um die Geheimniſſe der Höhle zu

offenbaren, als er todt zu Boden ſtürzte. Kein Wort von dem, was die Höhle barg, war über ſeine Lippen gekommen.

Man ſagt, daß es jedem ähnlich ergehe, der durch irgend einen Zufall in eine Höhle oder an einſame Stellen tiefer Thäler geräth und dort die Gottheit des Ortes erblickt. Es geſchieht ihm nichts, ſo lange er die dort erſchauten Dinge für ſich behält; will er aber den Verſuch machen, davon zu reden, ſo ſtirbt er eines jähen Todes, bevor er ihn zur Ausführung gebracht hat.

Yoſchibe's Gedenkſtein bei Schimonoſeki.

Bei Schimonoſeki, demſelben Orte, der nachmals durch den letzten Sieg Yoſchitſune's über die Flotte der Taira und durch den Tod des Prinzen von Antoku berühmt ward, befindet ſich, wie man ſagt, ſeit faſt tauſend Jahren auf einer ſteilen Klippe ein Gedenkſtein, über deſſen Bedeutung eine alte Sage Auskunft giebt. Er iſt das Denkmal eines armen Schiffers, Yoſchibe, der den berühmten Kaiſer Daigo, welcher während ſeiner glorreichen Regierung viel für Kunſt und Wiſſenſchaft that, nach Kiuſchiu überzuſetzen hatte, als derſelbe dort eine Rebellion unterdrücken wollte. Die Barke kam durch plötzlich eintretenden Sturm in große Gefahr, und Daigo bedrohte den Schiffer, der ſich nicht zu helfen wußte, mit dem Tode, wenn er ihn nicht glücklich ans Land brächte. Yoſchibe, in Verzweiflung, tödtete ſich augenblicklich durch Bauchaufſchlitzen. Mochten nun die Meeresgötter durch das Opfer, das ihnen auf dieſe Weiſe gebracht wurde, befriedigt ſein, oder mochte wirklich, wie Daigo glaubte, Yoſchibe's Ungeſchick die Gefahr vergrößert haben: die Barke, die den Kaiſer trug, landete glücklich. Die Schiffer der Gegend aber unterließen nicht, ihrem Gefährten, der, wie ſie

meinten, ungerechter Weiſe zu Tode gekommen war, jenen Denkſtein zu ſetzen, in deſſen Nähe ſeine Seele ſeitdem weilt und oft gefährdeten Schiffern Rettung gebracht hat.

Der Tempel von Tomo.

In der Nähe des Fleckens Tomo in der Provinz Bingo auf der Inſel Kiuſchiu liegt am Seeſtrande ein Tempel, deſſen Gottheiten keine anderen ſind, als Buddha und Kwannon; ſie haben jedoch hier beſondere Macht, Krankheiten zu heilen und zugleich allen Schiffern günſtigen Wind zu verleihen. Um dieſen von ihnen zu erflehen, opfern ihnen die Seefahrer, welche den Ort paſſiren, Münzen, die ſie auf ein Stück Holz binden, ſo daß ſie ſchwimmen, und dann ins Waſſer werfen. Alle dieſe Gaben, ſo ſagt man, werden von Wind und Wellen unbedingt ſtets jenem Tempel zugetrieben.

Luwen.

Im Tendai-Gebirge, in den höchſten Theilen des Nanling, der mächtigſten Bergkette, welche China durchzieht, lebte vor alter, alter Zeit ein frommer Holzhauer, Luwen mit Namen. Tag für Tag ging er aus, um Holz zu fällen, von deſſen Erlös er lebte; unverdroſſen zog er ins Gebirge, und ebenſo unverdroſſen kehrte er, mit ſchwerem Bündel auf dem Rücken, wieder heim.

Es war es eine Lippe um Lippe, gemeinsam mit Gebet und Lob, weiter von Glück zu zum unendlichen Glück. Und Gott wollte heute so will, der Himmel war so blau, daß er nicht blauer sein konnte, und die Sonne schien so warm, daß sie ihre Wärme auf einen Kuß, auf einen Blick, auf ein Wort, auf ein Lächeln, auf ein Seufzen, auf ein Schweigen, auf ein Erwachen, auf ein Einschlafen, auf ein Erwachen, auf ein Einschlafen, auf ein Erwachen, auf ein Einschlaf

Söhne den Vätern gefolgt, während er droben kaum ſieben Stunden verweilt zu haben glaubte.

Luwen zog ſich von der ihm fremden Welt zurück und verbrachte den kurzen Reſt ſeiner Tage als frommer Einſiedler. Seit ſeinem Tode aber verehrt ihn das Volk als einen Seligen, deſſen Geiſt noch heute als Wohlthäter der Menſchen in jenen Bergen weilt.

Dies. Exemplar wurde digitalisiert durch

Die ſpukenden Füchſe im Moor.

Es ſaß einmal eine luſtige Geſellſchaft junger Leute beiſammen, die ſich Spukgeſchichten erzählten. Dabei wurde tüchtig gezecht, viel gegeſſen und getrunken, und das Vergnügen dieſes Abends ließ für die munteren Jünglinge nichts zu wünſchen übrig.

Bei den vielerlei Erzählungen wurde namentlich der geſpenſtiſchen Füchſe gedacht, die durch ihre Zauberkraft unglaubliche Dinge vollführen, der Menſchen Sinne vollkommen gefangen halten und oft die ärgſten Neckereien, ja grauſame Quälereien ausüben. Hin und her ward über dieſe Füchſe, welche gewöhnlich weiß von Farbe ſind, geredet; doch einer der jungen Leute, Namens Tokutaro, war ungläubig und wollte durchaus nichts von ſolchen Dingen hören. Er behauptete, es ſei lächerlich, ſich vor Füchſen zu fürchten. „Ich mache mich anheiſchig," rief er prahleriſch, „durch das nächſte Moor zu gehen, wo die Füchſe doch beſonders zahlreich hauſen ſollen, ohne daß mir einer derſelben ein Haar krümmt." „Sei kein Narr," entgegnete ihm einer der Anderen, „und ſei nicht ſo vermeſſen! Wenn du das thun wollteſt und zwar um Mitternacht, ſo würdeſt du gewiß das Abenteuer nicht ungefährdet beſtehen, und die Füchſe würden

es ſchwerlich dabei bewenden laſſen, dir blos ein Haar zu krümmen.“ Dieſe Worte ſtachelten den Ungläubigen erſt recht zum Widerſpruch an; es wurde noch ein Weilchen hin und her geredet und ſchließlich eine Wette eingegangen, deren Betrag Tokutaro zu zahlen hatte, wenn die Füchſe ihm einen Streich ſpielten; im umgekehrten Falle, wenn er unangefochten zurückkehrte, waren die anderen verpflichtet, ein Fäßchen Wein zu bezahlen, das in jedem Falle getrunken werden ſollte.

Als die Mitternacht herankam, machte ſich der muthige Tokutaro auf den Weg; wohlgemuth ſchritt er auf das Moor zu, welches mit Sumpfeibengeſtrüpp bewachſen war, durch deſſen Zweige der Wind ſtrich und unheimlich rauſchte. Doch der junge Mann behielt kaltes Blut; ihn däuchte die Mitternacht nicht eben anders als die Zeit des hellen Tages, und deshalb ging er ruhig weiter. Freilich dauerte es nicht lange, bis er einen weißen Fuchs nicht weit von ſich in das Dickicht ſchlüpfen ſah, und als gleich darauf ein hübſches Mädchen aus demſelben Dickicht auf ihn zu trat, mußte er lachen. „Ich kenne eure Schliche,“ dachte er, „und laſſe mich nicht ſo leicht anführen!“ Das junge Mädchen, das ihm bekannt war, bat ihn um ſeine Begleitung, und da das Haus ihrer Eltern nicht weit entfernt war, ſo war Tokutaro gern bereit, dieſem Wunſche nachzukommen. Er ging neben dem Mädchen und ſprach mit ihm dies und jenes, war aber dabei feſt überzeugt, daß ſeine Bekannte nur eine Täuſchung und daß es in Wahrheit ein verzauberter Fuchs ſei. Als ſie nun die Wohnung der Eltern des Mädchens erreicht hatten, trat er mit demſelben ein und begrüßte die Eltern, die ihm verbindlichſt dankten, daß er ihre Tochter beſchützt und nach Hauſe begleitet habe. Doch kaum hatte das Mädchen für einen Augenblick den Rücken gewandt, ſo winkte Tokutaro den Eltern geheimnißvoll zu, und als ſie ſich mit ihm in ein anderes Gemach begeben, verkündete er ihnen ohne alle Umſtände, daß dies Mädchen, das er zu ihnen gebracht, gar nicht ihre Tochter ſei, ſondern ein verzauberter Fuchs, den er in dem unheimlichen

Moore getroffen habe. Die Eltern des Mädchens hörten dieſe Worte mit großer Verwunderung; doch als er ihnen die Sache ſo glaubwürdig er konnte und mit allen Einzelheiten vorſtellte, da überzeugten ſie ſich, daß es damit ſeine Richtigkeit habe. Was hatten ſie nicht ſchon für Streiche erzählen hören, welche die geſpenſtiſchen Füchſe den Menſchen geſpielt hatten, mit denen ſie um Mitternacht zuſammen gekommen waren? Ihre Tochter, welche zu Freunden gegangen war, hatte ohnedies erſt am folgenden Tage zurückzukehren verſprochen; nein, es war in der That nicht wohl möglich, daß ſie ſelbſt es war, obgleich die Geſtalt und die Manieren des Spukgebildes ganz die ihrigen waren. So erlaubten ſie denn dem Tokutaro, den verzauberten Fuchs aus ſeiner angenommenen Geſtalt herauszutreiben, wenn er es vermöchte. Tokutaro ging ſogleich ans Werk. „Ich will dem Schelme ſchon forthelfen," ſprach er und begann dem Mädchen, das ſich ſo eben auf ſein Lager zur Ruhe gelegt hatte, mit verſchiedenen Quälereien zuzuſetzen. Er verbrannte ihm die Haut mit glühenden Kohlen, ſchlug es, bis die Haut wund ward, doch der Fuchs zeigte ſich nicht. Da endlich fing Tokutaro an, das Mädchen zu würgen. Das arme Geſchöpf ſchrie mörderlich, allein er hörte nicht darauf und dämpfte ihm die Kehle ſo gewaltig, daß es ſeinen Geiſt aufgab. Mit den Worten: „Ich kann es nicht länger aushalten, ich muß ſterben!" ließ es ſeinen Kopf ſinken und war todt.

Nun ſah die Sache freilich ſehr böſe für Tokutaro aus, denn die Leiche des Mädchens gab den ſchlagendſten Beweis, daß es wirklich die Tochter des Hauſes geweſen war. Ein Fuchs wäre vermuthlich längſt davongelaufen, und man hätte von dem Mädchen nichts mehr geſehen; kam aber der Fuchs ums Leben, ſo war der Zauber gebrochen, und ſeine Leiche wäre alsdann an die Stelle des Spukgebildes getreten. Als nun aber die Eltern den ſchrecklichen Tod ihrer Tochter erkannten, da fingen ſie an, gar jämmerlich zu wehklagen, und machten den jungen Tokutaro verantwortlich für ſeine Unthat, wie ſie ſagten. „Du mußt nun

auch ſterben," riefen ſie, „denn du allein biſt Schuld an ihrem frühen Tode!" Und dann überfielen ſie ihn, banden ihm Hände und Füße und wollten ihm grade den Garaus machen, als plötzlich heftig an die Schutzläden des Hauſes geklopft wurde. Die alten Leute ſahen nach der Urſache und führten einen Prieſter herein, der um Einlaß gebeten hatte. Der Prieſter ſah die unglückliche Lage des armen Tokutaro und erkundigte ſich nach der Urſache derſelben. Die Eltern erzählten die ſchreckliche Begebenheit von Anfang bis zu Ende; Tokutaro hörte geſenkten Hauptes zu, ohne ein Wort hineinzureden, denn er war vor Schrecken über den Ausgang ſeines Abenteuers ganz ſtarr. Der Prieſter aber, als er alles gehört, redete kraft ſeines Amtes zum Frieden und bat um Tokutaro's Leben. „Was nützt euch ſein Tod?" ſprach er. „Was hilft euch das Bewußtſein, eure Tochter gerächt zu haben? Nein, ich mache euch einen anderen Vorſchlag, wie ihr den jungen, lebensluſtigen Mann ſtrafen könnt, der allerdings ſehr unklug, aber doch in guter Abſicht gehandelt hat. Ueberlaßt ihn mir! Ich will ihn zum Prieſter weihen; dann hat er die beſte Zeit und Gelegenheit, ſeine That zu bereuen und abzubüßen!" Nach kurzem Bedenken gingen die alten Leute auf den Vorſchlag ein, und damit ſie auch ſehen ſollten, daß es dem Prieſter Ernſt ſei, ſein Vorhaben auszuführen, rief er einen in der Nähe befindlichen Mann herbei, der ſofort Tokutaro's Haupt kahl ſcheren mußte. Der Mann ſchien ein Begleiter des Prieſters zu ſein, der ſich auf die Prieſtertonſur wohl verſtand, denn er machte ſeine Sache ſehr gut. Zuerſt fiel das ſchöne Zöpfchen auf Tokutaro's Scheitel, darauf der übrige Haarwuchs an den Seiten und rückwärts, und alsdann wurde der kahle Schädel noch einmal ſpiegelglatt raſirt, ſo daß Tokutaro ausſah, als wäre er ſchon ſeit langer Zeit Prieſter geweſen. Während der Procedur murmelte der Prieſter unaufhörlich Gebete, die in ihrer eintönigen Weiſe fort und fort ertönten, bis das Schermeſſer den letzten Schnitt auf Tokutaro's Schädel gethan hatte. Da verſchwand aber plötzlich alles rings

umher; das Haus, die Eltern, der Prieſter und ſein Begleiter, alle waren fort, und Tokutaro ſah ſich mitten in dem unheimlichen Moor und hörte das gellende Gebell der Füchſe, das wie ein Gelächter durch die Einöde wiederhallte. Er blickte ſich nach allen Seiten verwundert um, er ſeufzte tief auf und war ſchon froh und glücklich, mit dem bloßen Schrecken dieſem Zauberſpuk entronnen zu ſein. Da aber ſtrich er mit der Hand über ſeinen Kopf und fühlte ſtatt ſeines ſchönen Haares die ſpiegelglatte Haut des geſchorenen Schädels. Beſchämt und ſehr verlegen kam er in dieſem Zuſtande zu ſeinen Freunden zurück, die ihn jubelnd empfingen und wacker verſpotteten. Er aber ließ ſie lachen und ſpotten, erzählte umſtändlich die ganze Begebenheit und bezahlte ſeine Wette. Später aber, als er zu Hauſe ruhig über die Geſchichte nachgedacht, ging er hin und meldete ſich zum Prieſteramt. Er wollte in Wirklichkeit das ſein, wozu man ihn in ſeinen ſchweren Aengſten beſtimmt hatte, und da er nun doch einmal geſchoren war, ſo machte er ſich nichts daraus, auch die übrigen Ceremonien durchzumachen, durch welche er zum Prieſter geweiht ward.

Das iſt ſo ein Streich der geſpenſtiſchen Füchſe, der immerfort mit ſichtlichem Vergnügen von den Japanern erzählt wird.

Die geſpenſtiſche Füchſin.

Es war einmal ein Prinz, der noch jung war und ſich zu vermählen wünſchte. So ſehr er aber auch ſich nach einer Lebensgefährtin umſchauete, er fand kein Mädchen in der ganzen Umgegend, das ihm ſchön genug war, und ſo waren einige Jahre vergangen, ohne daß er ſich zu einem Ehebündniß hatte entſchließen können.

Als er nun eines Tages auszog, und ihn in ſeinem prächtigen Kago, ſeinem von acht Dienern getragenen Tragkorbe, ein glänzen-

des, zahlreiches Gefolge geleitete, begegnete ihm ein anderer Zug, der ebenso lang und ebenso prachtvoll war, wie der seinige. Verwundert blickte er auf den Kago, welchen das ihm entgegen kommende Gefolge eskortirte, und da gewahrte er eine wunderschöne junge Dame, die, als sein Auge auf sie fiel, ihr Antlitz rasch hinter ihren Fächer verbarg. Sie war aber so schön, daß der Prinz sich augenblicklich in sie verliebte und einen Cavalier seines Gefolges absandte, der sie um eine Unterredung bitten sollte. Diese Bitte wurde gewährt, und der Prinz fand die Dame ebenso anmuthig und unterhaltend als schön und beschloß daher ohne Zögern, ihr seine Hand anzutragen. Zunächst fragte er nach ihrer Herkunft und Familie; sie entgegnete, sie sei aus einem vornehmen Hause, nannte aber als ihren Vater einen hochgestellten Adligen am Hofe eines Fürsten, dessen Herrschaft im allerentferntesten Theile des Landes belegen war. Sie habe jedoch, so sagte die junge Dame ferner, nahe Verwandte in einer anderen Provinz, zu welcher der Weg durch die Besitzungen des jungen Fürsten führte, und sie müsse diese besuchen, weil dort ein bedenklicher Krankheitsfall in der Familie vorgekommen sei. Der Prinz war aber schon so sehr von Leidenschaft ergriffen, daß er den Gedanken nicht ertragen konnte, die Schöne nochmals in weite Ferne ziehen zu sehen, und so entschloß er sich, sie zu bitten, gleich bei ihm zu bleiben und seine Gemahlin zu werden. Die Dame machte zwar noch einige Einwendungen und wollte die Sache von der Einwilligung ihres Vaters abhängig machen; allein der Prinz rechnete ihr vor, wie lange Zeit darüber verstreichen würde, bis ein Bote den weiten Weg zweimal zurückgelegt hätte, und so gab sie endlich seinem Ungestüm nach und willigte in die Vermählung.

Der Prinz widmete sich nun, wie erklärlich, ganz und gar seiner jungen Frau. Jede Stunde, die er nicht seinen Geschäften oder der Jagd und anderen ritterlichen Uebungen zu widmen hatte, brachte er bei ihr zu und fand stets die vollste Befriedigung an ihrer Unterhaltung.

Einſtmals trat er — es war an einem warmen Sommertage — unvermuthet in ihr Gemach. Er war ſehr verwundert, als er ſie nicht traf, da er wußte, daß ſie ſonſt ſtets um dieſe Zeit in ihrem Zimmer der Ruhe pflegte; noch mehr erſtaunte er aber, als er auf einem koſtbaren Kiſſen, das mit den in Japan ſehr beliebten Chryſanthemum-Blumen oder Kiku reich verziert war, einen großen Fuchs ſchlafend erblickte. Leiſe trat er zurück, holte ſeinen Bogen und ſchoß auf den Fuchs. Auch traf er ihn richtig, und zwar mitten auf die Stirn, allein der Pfeil war zu eilig abgeſchoſſen und hatte nicht die Kraft, durch den Knochen zu dringen, ſondern prallte von demſelben ab. Der Fuchs entſprang und entſchlüpfte in ein Dickicht des fürſtlichen Parkes, in dem man ihn nicht aufzufinden vermochte, obwohl der Prinz bis zum ſpäten Abend ihm nachſpürte.

Als er nun aber ins Haus zurückkehrte, bemerkte er, wie ſeine geliebte Frau eine Wunde an der Stirn hatte, und ſonderbarer Weiſe genau an der Stelle, welche derjenigen entſprach, an welcher der Fuchs von ihm getroffen war. Er ſtutzte; auf der anderen Seite aber bedachte er, das könne doch auch blos ein Zufall ſein. Ein Fuchs, der in den Dickichten des Parkes ſich herumgetrieben, könne ſehr wohl in die Nähe des Hauſes gerathen ſein und ſich dann auf den Kikublumen, welche die Füchſe ſehr lieben, haben ausruhen wollen. Er fragte daher ſeine Gemahlin ganz ruhig und ohne jeden böſen Verdacht, woher ihre Wunde auf der Stirn rühre. Da aber ward die ſonſt ſo ſanfte Frau von einer wahren Wuth ergriffen; ihre Augen funkelten unheimlich, und wilde Rachſucht ſchoß aus ihren Blicken. Von der Veranlaſſung ihrer Verwundung wußte ſie keine gehörige Auskunft zu geben, und ſo ſah der Prinz wohl ein, daß er von einem böſen Zauber umſtrickt geweſen ſein müſſe, und daß ſeine Gattin doch wohl nichts anderes als jener Fuchs ſei. Sofort rief er ſeine Wache herbei und ließ das vermeintliche Weib ergreifen und einkerkern. Dann ſchickte er zu einem Prieſter, der in dem Rufe ſtand, in allerlei Beſchwörungen böſer Geiſter und in Entzauberungen wohl erfahren

zu ſein, und kaum hatte dieſer ſeine Räucherungen und Gebete begonnen, ſo verſchwand auch der Spuk, und ſtatt der ſchönen Frau zeigte ſich vor Aller Augen derſelbe große Fuchs, welchem der Prinz die Schußwunde am Kopfe beigebracht hatte. Nun aber war noch große Vorſicht nöthig, damit nicht, wenn man den Fuchs tödtete, ſein Geiſt noch größeren Schaden ſtiftete, als das Thier es bisher durch ſeine Zauberkünſte vermocht, und ſo ward das unheimliche Geſchöpf unter Anleitung des Prieſters in einem dicht verſchloſſenen Raume zu Aſche verbrannt und dieſe in fließendes Waſſer geſtreut. Danach wurde niemals wieder etwas von ihm gehört.

Die Vampyrkatze.

Unter den Frauen eines der Fürſten von Hizen, aus dem Hauſe Nabeſchima, befand ſich vor vielen Jahren eine Dame von ſo hervorragender Schönheit und Anmuth, daß der Fürſt ſie vor allen anderen hochſchätzte. Eines Tages ſaß Otoyo, das war ihr Name, allein in ihren Zimmer mit einer Stickerei beſchäftigt; eine große Katze, welche ſchon ſeit einiger Zeit im Schloſſe geſehen war, ſaß neben ihr, und Otoyo hatte um ſo weniger arg daraus, als das Thier ihr beſonders zugethan ſchien. Doch plötzlich, als ſie von ihrer Arbeit einmal aufſah und zu der Katze hinüber blickte, ſah dieſelbe ſie mit einem ſo gehäſſigen, böſen Blicke an, daß Otoyo unwillkürlich laut aufſchrie. Kaum aber war der Aufſchrei über ihre Lippen gekommen, ſo ſprang auch das Ungethüm der ſchönen Otoyo an den Hals, biß ihr eine tiefe Wunde und ſog ihr das Blut aus; damit aber nicht zufrieden, nahm die abſcheuliche Katze ſofort die Geſtalt der todten Otoyo an und beerdigte den Leichnam in aller Eile im Garten dicht neben dem Zimmer. Und alles dies ging ſo raſch vor

Es soll heißt: Schritt vorwärts, daß Niemand ein Hinderniß daraus mache. Die allgemeine Klage wurde nun auch über Hrn. Mr. Gildas Thomas ausgedehnt, indem der Antrag gestellt ward, denselben auch seiner Aemter zu entsetzen, weil er sich nicht nur in Gesellschaft der Verräther befinde, sondern auch selbst einen Verrath an seinen Mitbürgern begangen habe. Hr. Mr. Gildas Thomas, der sich in dem Saale befand, stand auf, und sagte, daß er sich nicht vertheidigen wolle, weil man ihn für schuldig halte, daß er aber, wenn man ihn dazu auffordere, sich vertheidigen werde. Hr. Mr. Gildas Thomas wurde nun von dem Präsidenten aufgefordert, sich zu vertheidigen, und sagte, daß er sich nicht vertheidigen könne, indem er nicht wisse, worüber er sich vertheidigen solle, und daß er sich nicht vertheidigen werde, weil man ihn für schuldig halte

ſetzte. Ito-Soda hatte die hohe Ehre, unter die Zahl der Wachthabenden an des Fürſten Lager aufgenommen zu werden.

Als er nun merkte, wie alle Krieger, und er ſelbſt nicht minder, in tiefen Schlaf verſanken, trotz des feſteſten Vorſatzes, wach zu bleiben, da ſetzte er alles daran, ſein Einſchlafen zu verhindern. Er ſtieß ſich ſein Meſſer tief ins Bein, damit der Schmerz der Wunde ihn wach erhalten ſollte, und wenn trotzdem der Schlaf ihn übermannen wollte, ſo drehte der Tapfre das Meſſer in der Wunde um. Auf dieſe Weiſe blieb er ſelbſtredend wach, denn der furchtbare Schmerz verhinderte jeglichen Schlaf, und als die vermeintliche Otoyo nun kam und den Krieger munter fand, da belobte ſie ihn ſchlauer Weiſe wegen ſeiner Wachſamkeit und zog ſich raſch wieder in ihre Gemächer zurück. Ito-Soda hatte wohl Acht auf ſie gehabt, und trotz ihrer freundlichen Worte ſchlich ſich ein Verdacht gegen die ſchöne Dame in ſein Herz. Jeden Abend hielt er ſich durch ſeine peinvolle Marter wach; Otoyo blieb fort, und der Fürſt erholte ſich. Doch eines Abends, als Ito-Soda abermals tapfer Stand hielt, die Vampyrkatze aber wohl glauben mochte, daß er die Qual nicht länger ertragen könne und wieder wie ſeine Gefährten im Schlafe liege, ſah er, wie ſie vorſichtig durch eine Thür trat und nach dem Lager des Fürſten hinüberſchielte. Da ſchwand ihm jeder Zweifel daran, daß ſie allein an der Krankheit des Fürſten ſchuld ſei. Entſchloſſen ſprang er auf; doch noch ehe er ſie erreichte, flüchtete ſie in ihr Zimmer. Ito-Soda folgte ihr auch dorthin, und nun entſpann ſich zwiſchen ihnen ein verzweifelter Kampf. Mehrmals packte er ſie mit feſter Hand, doch ſie entwand ſich ihm immer wieder; ſchließlich aber, als ſie ſah, daß er nicht nachließ und ſie zuletzt ſicher mit ſeinem ſtarken Arme überwinden würde, nahm ſie unverſehens ihre Katzengeſtalt wieder an und ſprang mit einem Satze aus dem Zimmer ins Freie, wo ſie bald ihrem Verfolger entkam.

Seit dieſer Nacht beſſerte ſich der Zuſtand des Fürſten mehr und mehr, ſo daß er bald ſeine früheren Kräfte wieder

bekam. Ito-Soda wurde höchlichſt wegen ſeiner Treue und Standhaftigkeit belohnt, und der Fürſt war ſo freigebig und huldvoll gegen ihn, daß er ſeine That nie zu bereuen brauchte.

Als endlich der Fürſt nach einiger Zeit auf einer Jagd eine große Katze erlegte und Ito-Soda feſt verſicherte, daß dies die nämliche Vampyrkatze ſei, welche er in jener Nacht verjagt habe, da lebte alles im Schloſſe auf, und ein Jeder freute ſich der Zuverſicht, daß das Ungethüm nun niemals wiederkommen würde.

Des tapferen Ito-Soda That aber ward nicht vergeſſen, und ſeine aufopfernde Treue wird bis auf den heutigen Tag geprieſen.

Der geſpenſtiſche Canuki.

Einſt hatte einer der Fürſten von Toſa aus der Familie Yamanutſchi einen Sohn, der ſchon in früher Jugend einen ſehr ſcharfen Verſtand zeigte und dadurch alle Welt in Erſtaunen ſetzte. Da er ebenſo gut von Gemüthsart als weiſe und zugleich in allen ritterlichen Künſten erfahren war, ſo wuchs er zu großer Freude ſeines Vaters heran, der ihm, als er zum Jüngling heranreifte, viel Freiheit ließ und volles Vertrauen ſchenkte.

Eine ſeiner Lieblingsbeſchäftigungen war das Fiſchen, und ſehr oft machte er, von nur wenigen Vaſallen begleitet, weite Ausflüge, um dieſes Vergnügens ſich erfreuen zu können. So war er denn einſtmals mit nur einem Edlen ſeines Gefolges aufgebrochen und war zu einem benachbarten großen Fluſſe gegangen. Allein das Wetter ward ſehr ſchlecht; unerwartet kamen dunkle Wolken heran, der Wind begann zu heulen, und der Prinz

und ſein Begleiter mußten gar bald ihre Angelgeräthe und ihre geringe Beute zuſammenpacken und ſich ſchleunig auf den Heimweg machen. Allein der Regen überfiel ſie und war ſo heftig, daß er die Pfade ſehr bald durchweichte, und es vermochten die beiden nur mühſam, bis auf die Haut durchnäßt, ihren Weg zu verfolgen. So langten ſie, etwa halbwegs, an einer kleinen Brücke an, und hier ſahen ſie, mitten im ſtrömenden Regen, ein ſehr ſchönes Mädchen ſtehen, deſſen Alter ſie auf etwa ſechzehn Jahre ſchätzten. Als ſie näher kamen, begann das Mädchen zu wehklagen und ſagte: „Ich bin unterwegs nach Hauſe, habe mich aber verirrt und bin außer Stande, noch lange zu marſchiren; bitte, nehmt mich mit euch, habt Erbarmen und laßt mich hier nicht in der Einöde verkommen!“ Der Begleiter des Prinzen war ſehr erſtaunt, als dieſer nicht mit ſeiner gewohnten Leutſeligkeit antwortete, ſondern ſich begnügte, das Mädchen ſcharf ins Auge zu faſſen. Ihm ſelber flößte die junge Schöne nicht nur Mitleid, ſondern auch heftige Zuneigung ein, und er drang deshalb in den Prinzen, er möchte doch das hülfsbedürftige Weſen mitgehen laſſen oder ihm ſelber geſtatten, ſich deſſelben anzunehmen. Als der Prinz aber dieſe Worte hörte, verriethen ſeine Mienen große Beſorgniß. Er trat noch näher an die Unbekannte heran, dann aber flog ſein Schwert aus der Scheide, und von einem wuchtigen Hiebe zu Tode getroffen, ſank das Mädchen zu Boden. Entſetzt ſchrie der Begleiter des Prinzen auf; er überhäufte ihn mit den heftigſten Vorwürfen und ſagte, für ſolch abſcheuliche That müſſe er aufs ſtrengſte zur Verantwortung gezogen werden. „Das wird ſich finden,“ entgegnete der Prinz ganz ruhig, „jetzt folge mir und trag unſere Geräthe und Fiſche vollends heim!“ Grollend folgte der Andere, und kaum waren ſie im Palaſte des Fürſten angelangt, ſo eilte er auch ſchon zu demſelben und erhob die Klage wegen des grauſamen Mordes eines hülfloſen Weibes gegen den Prinzen. Der Fürſt war darüber ſehr erſtaunt und zugleich betrübt und ließ ſofort ſeinen Sohn herbeiholen. Er theilte ihm mit, was er ſo eben

vernommen und herrſchte ihn mit zornigen Worten an, er möge ſich verantworten. Der Prinz aber ſprach mit derſelben Ruhe, die ihn ſeit dem Vorfalle nicht verlaſſen: „Glaubt nicht, hoher Vater, daß ich aus böſer Mordluſt oder aus Uebereilung gehandelt habe; ich hatte gewichtige Gründe und habe durchaus recht gethan. Das Mädchen, das wir trafen, war kein wirkliches Mädchen, ſondern eine Spukgeſtalt, und ſie wird ſich ganz gewiß als eine ſolche enthüllen, wenn an dem Orte, wo ich ſie tödtete, nachgeforſcht wird; vermuthlich rührt dieſer Zauberſpuk von den Tanuki her, welche dort hauſen, und von denen einer durch die Fiſchbeute angelockt ſein mochte, die er bei uns witterte. Als ich daher ſah, wie das angebliche Frauenzimmer meinen Gefährten ſchon umgarnt hatte, und fürchten mußte, daß er in einen böſen Handel gerieth, da zögerte ich nicht und rettete ihn durch Tödtung des unheimlichen Weſens.“ Augenblicklich begab ſich nun der Begleiter des Prinzen nebſt zwei anderen Kriegern des fürſtlichen Gefolges wieder auf den Weg zu der Brücke, auf welcher die Begegnung ſtattgefunden, und da ſahen ſie denn auch an eben der Stelle, an welcher der Prinz das Mädchen niedergehauen, die Leiche eines großen Tanuki, und dieſer war durch einen Schwerthieb genau ſo wie damals das Mädchen getroffen. Nun war kein Zweifel mehr; der Prinz ward von Allen belobt und geprieſen. Sein Vater, der Fürſt, befragte ihn aber noch, wie er denn habe wiſſen können, daß das Mädchen eine Zaubergeſtalt ſei. Er erwiderte, argwöhniſch ſei er von Anfang an geweſen, denn die Stelle ſei von jeder menſchlichen Wohnung viel zu weit entfernt, als daß man ohne weiteres der Erzählung der angeblich Verirrten hätte Glauben ſchenken können. Deshalb habe er ſehr ſcharf aufgemerkt und, als er näher herangetreten ſei, ſofort bemerkt, daß die Kleider des Mädchens trocken geweſen ſeien. Das aber wäre bei einem anderen als einem Spukgebilde in dem abſcheulichen Regenwetter geradezu eine Unmöglichkeit geweſen, und ſo habe er die geſpenſtiſche Natur des vermeintlichen Mädchens klar erkannt. Nun belobte ihn auch

ſein Vater und zollte ſeinem Scharfſinn nicht minder Lob als ſeiner Entſchloſſenheit; er hielt ihn fortan für würdig, an den wichtigſten Berathungen Theil zu nehmen.

Der Jäger und die Affen.

Ein Einwohner des Dorfes Irunoya in der Provinz Schinano ging einſt an einem kalten Wintertage auf die Jagd; ſeine Hoffnung auf Beute war jedoch vergebens, und verdrießlich machte er ſich auf den Rückweg. Als er ſo dahinſchritt, bemerkte er mit einem Male einen großen, alten Affen, der auf einem Baume ganz nahe am Wege ſaß. Nun ſchießen zwar nicht alle Jäger gern auf Affen, denen man nicht ohne Grund einen faſt menſchlichen Verſtand zuſchreibt. Auch erzählen ſich die Jäger allerhand Geſchichten, wie Affen, die durch Dazwiſchenkunft eines Menſchen vor einem Wolf oder Bären geſchützt werden, ihrem Retter ein Knäuel zuwerfen, um ſich dankbar zu bezeigen, und daß man in ſolchen Knäueln oft werthvolle Dinge, Münzen oder ſonſtige Stücke Gold oder Silber gefunden hat. Nicht ſelten haben die Affen auch Jägern derartige Knäuel zugeworfen, um ſich damit der Verfolgung zu entziehen. Solche und ähnliche Erzählungen halten gar manchen davon ab, auf Affen Jagd zu machen; auch bedachte ſich der Jäger aus Irunoya, bevor er auf das Thier, das bei ſeinem Herannahen arglos auf dem Baume ſitzen blieb, ſeine Flinte anlegte; allein der Gedanke an ſeine leere Jagdtaſche war doch zu mächtig, und ſo erlegte er den Affen und nahm ihn mit.

Unterdeſſen war es Abend geworden; es war dem Jäger unmöglich, ſein Dorf zu erreichen, und er war froh, ein einſames Haus anzutreffen, in dem er ungefährdet die Nacht zubringen konnte. Als er ſeinen Affen vom Rücken nahm, freute

er ſich über das feiſte, große Stück Wild; es war indeſſen ſchon zu dunkel und er ſelbſt war zu müde, als daß er noch daran hätte denken können, den Affen gehörig abzuhäuten und auszuweiden. Er meinte, das ſei beſſer morgen früh gethan, aber nun kam ihm das Bedenken, daß dann der Affe ſteif gefroren ſein würde, wenn er ihn draußen hängen ließe. So nahm er ihn mit in das Zimmer, in dem er übernachtete, und befeſtigte ihn an einen Haken nicht weit vom Feuertopfe, auf welchem er ein kleines Feuer brennen ließ, denn die Nacht war recht kalt.

Er ſchlief ein, ward aber nach einiger Zeit wieder munter, und da ſah er etwas ſehr merkwürdiges. Der Schein des Feuers ward bald vor ſeinen Augen verdunkelt, bald wieder hell; unhörbar huſchten ſchwärzliche Geſtalten vor demſelben hin und her. Aengſtlich und neugierig blickte er aufmerkſamer hin, und da ſah er denn, wie zwei junge Affen, die ſich bis dahin, von ihm unbemerkt, unter den Achſeln des alten Affen feſtgehalten hatten, unaufhörlich zum Feuer hinabſtiegen, ihre Hände am Feuer wärmten und dann raſch zu dem alten Affen wieder hinaufkletterten. Hier legten ſie ihm dann die erwärmten Händchen auf ſein kaltes Geſicht, auf ſeine Bruſt und beſonders auf die Schußwunde, die ihm den Tod gebracht hatte.

Als der Jäger dies ſah, ward er von tiefer Rührung und innigem Mitleid ergriffen. Es war ihm nun klar, wie ſchweres Unrecht er dieſen Aeffchen angethan hatte, deren treue Kindesliebe ſelbſt den Tod überdauerte. Eine reumüthige Trauer bemächtigte ſich ſeiner, und da ihn der Gedanke an die Scene, deren Zeuge er in jener Nacht geweſen, nie und nimmer verlaſſen wollte, ſo beſchloß er, fortan als frommer Büßer zu leben. Er mied die Welt, ließ Frau und Kind in Stich und durchzog als armer, betender Pilger geſchorenen Hauptes und im Bettlergewande alle Provinzen des Reiches, um an den geweiheten Stätten des erhabenen Buddha Vergebung und Seelenruhe zu finden.

Der treue Kater.

In Osaka wohnte einst ein wohlhabender Kaufmann, der nur eine Tochter hatte. Diese aber war sehr schön und deshalb ihrem Vater um so theurer, so daß er sie gleich seinem Augapfel hütete. Nun hatte er auch einen sehr schönen Kater, der von allen Leuten im Hause sehr geliebt und gehätschelt ward, aber das Thier war Niemand so zugethan als der Tochter des Hausherrn. Auf Schritt und Tritt folgte er ihr; legte sie sich schlafen, so trachtete er danach, im Zimmer zu bleiben, und fast nie war sie allein, ohne daß der Kater bei ihr war. Sie selbst hatte weiter kein Arg daraus; ihr Vater jedoch fing endlich an, den guten Kater zu beargwöhnen. „Das ist am Ende," so dachte er, „einer der bösen Geister oder ein zauberkundiger Nichtswürdiger, der sich in dieser Gestalt in mein Haus eingeschlichen hat, um meiner Tochter nachstellen und sie am Ende wohl gar mir entführen zu können. Das beste wird sein, ich mache diesem Spuk ein Ende und tödte das Thier." Diesen Entschluß hatte er aber kaum gefaßt, als er einen sonderbaren Traum hatte. In demselben erschien ihm sein Kater und sagte mit sehr betrübter Miene: „Lieber Herr, ich muß nun schon im Traume dir erscheinen und dir deinen bösen Verdacht gegen mich benehmen; denn es ist ja so weit gekommen, daß du mich ums Leben bringen willst. Damit aber würdest du nicht nur schweres Unrecht begehen, sondern die Gefahr, der du zu entrinnen meinst, erst recht heraufbeschwören. Wisse denn, in deinen Vorrathsräumen haust eine Ratte, nicht eine Ratte von der gewöhnlichen Art, sondern groß und bös, und diese Ratte ist es, von welcher deinem Kinde Unheil droht. Ich bin sein treuer Wächter, von einer dir wohl gewogenen Gottheit eigens dazu bestellt; ich bin indessen viel zu schwach, die Ratte angreifen zu können und muß mich damit begnügen, bei deiner Tochter Wacht zu halten. Dadurch habe ich sie bisher vor

jedem Leid bewahrt, und nun willſt du mir mit ſchwärzeſtem Undanke lohnen und mich mit Schmach bedeckt aus der Welt ſchaffen. Höre aber, was ich dir rathe. Schicke zu deinem Freund und Handelsgenoſſen in Ajikawa; der hat eine große, ſchöne Katze, Namens Butſchi. Laß dir dieſe Katze geben und laß uns beide, Butſchi und mich, in deinem Speicher der böſen Ratte zu Leibe gehen; alsdann wollen wir dem unheimlichen Handel ſchon ein Ende machen.“ Als am andern Morgen der Kaufmann erwachte, ſäumte er nicht, dem Rathe zu folgen, der ihm im Traume zu Theil geworden. Er ſchickte zu ſeinem Freunde, der ſich über die Botſchaft ſehr verwunderte, und bat ihn, die Katze Butſchi auf einen oder ein paar Tage ihm zu leihen; der Freund gab ſie auch willig her, und ſo that man die beiden Katzen Abends in den Vorrathsraum, in welchem die Ratte hauſte. Als man nun am anderen Morgen die Thür öffnete, da fand man alle drei Thiere feſt in einander verbiſſen und verkrallt, ſo daß keines ſich zu rühren vermochte. Die Ratte machte, als ſie Menſchen kommen hörte, noch einmal verzweifelte Anſtrengungen, zu entrinnen, allein es ging nicht; die Katzen hatten ſich beide feſt in ihr Fell gekrallt und in ihren Hals gebiſſen, ſo daß ſie nicht fortzulaufen vermochte. Sie war größer, als jede der beiden Katzen, und der Kater hatte daher vollkommen recht gehabt, wenn er ſagte, er allein könne des Unthieres nicht Herr werden. Sofort nahm man ein ſcharfes Meſſer, durchſchnitt der Ratte die Kehle und warf die Leiche ins Waſſer. Die Katzen waren nun frei, aber ſo ſchwach, daß ſie ſich kaum rühren konnten; ſo ſehr man ſie pflegte, erlagen ſie doch beide den ſchweren Wunden, die ſie in dem verzweifelten Kampfe mit der Ratte davongetragen hatten. Man gab ihnen aber ein Begräbniß mit allen Ehren und ſtellte ihre Bildniſſe zum Andenken an ihre Treue und Tapferkeit auf den Gräbern auf.

Prinz Yaſchima und ſeine Gattin.

Ein junger Prinz aus dem fürſtlichen Geſchlechte der Abe, Namens Yaſchima, war einſtmals ausgegangen und hatte ſich in einen Tempel der Gottheit von Inari begeben, um dort ſeine Andacht zu verrichten, als ein junger Fuchs in die Kapelle gelaufen kam, in welcher er ſich befand, und ängſtlich ſich in den Falten ſeines Gewandes zu bergen ſuchte. Obgleich die Füchſe bei der Inari-Gottheit in hoher Gunſt ſtehen, ſo war Prinz Yaſchima doch ſehr erſtaunt über dieſe Begebenheit. Er ſuchte das arme Thier, mit dem er aufrichtiges Mitleid fühlte, ſo gut er konnte zu beruhigen und ſagte demſelben, er wolle es ſchützen; das Füchslein ſchien ihn zu verſtehen und blickte ihn dankbar an. Was der Grund der Todesangſt des Fuchſes war, das wurde ihm bald klar; denn als er aus der Kapelle heraustrat, in welcher er gebetet, kamen zwei hochgeſtellte Hofbeamte, die ihm wohlbekannt waren, auf ihn zu und fragten ihn, ob er keinen Fuchs geſehen. Sie ſeien auf der Jagd nach demſelben begriffen, ſo erzählten ſie, und es liege ihnen viel daran, des Thieres habhaft zu werden, weil ſie nach Vorſchrift ihres Arztes für einen Kranken in ihrer Familie der Lunge eines Fuchſes zur Herſtellung von Arzneien bedürften. Yaſchima war trotzdem nicht gewillt, den Fuchs zu verrathen und ihnen auszuliefern, und erwiderte, er habe kein Thier der Art geſehen. Die beiden Jäger aber glaubten ihrer Sache ſicher zu ſein, daß der von ihnen verfolgte Fuchs nicht fern ſein könne; ſie ſahen nach und bemerkten ihn hinter Yaſchima in der Kapelle. Ungeſtüm verlangten ſie ihn nun zu haben, und als Yaſchima ſich fortdauernd weigerte und trotz aller Spottreden, mit welchen ihn die beiden überhäuften, bei ſeiner Meinung blieb, da fingen ſie einen ernſthaften Streit mit ihm an. Yaſchima mußte ſein Schwert ziehen und ſich vertheidigen; gerade in dieſem Augenblick aber kam ſein Vater her-

zu und ſchlug ſich natürlicher Weiſe ohne weiteres auf ſeines Sohnes Seite. Der Kampf hatte einen ſehr blutigen Ausgang; zuerſt fiel Yaſchima's Vater, dann aber erſchlug Yaſchima ſeine beiden Gegner und erfüllte damit die vorgeſchriebene Rachepflicht.

Traurig ging er nun aber von dannen; der Verluſt ſeines geliebten Vaters bekümmerte ihn tief, und wenn er ſich auch nicht in laute Klagen ergoß, ſo nagte doch der Kummer um ſo ſchmerzlicher in ſeiner Bruſt.

Als er nun ſo im Tempelhaine wandelte, ſah er plötzlich ein wunderſchönes Mädchen vor ſich ſtehen, das ihm freundlich zuredete und ihn, nachdem er ihr den Grund ſeiner Betrübniß mitgetheilt, auf das liebreichſte zu tröſten ſuchte. Er hörte denn auch ihren Troſtreden gern und willig zu, und da er bald gewahr wurde, daß ſie ebenſo gut und klug als ſchön war, ſo gewann ſie ſchnell ſein ganzes Herz. Um ſie nicht zu verlieren, trug er ihr ſofort ſeine Hand an; ſie willigte augenblicklich mit hingebender Zärtlichkeit ein und ging mit ihm in ſein Haus, wo die Hochzeit gefeiert ward und die beiden Neuvermählten im höchſten Glücke mit einander lebten.

Nach einiger Zeit ſchenkte die geliebte Gattin dem Yaſchima einen Sohn, dem die Eltern den Namen Seimei gaben; als aber dies geſchehen, ward die junge Frau traurig. Endlich ſagte ſie dem Yaſchima, der ſich darüber ſehr betrübte, ſie könne nicht länger bei ihm weilen; die Zeit, welche die Göttin von Inari ihr verſtattet, um ihn für den Verluſt ſeines Vaters zu tröſten, ſei nunmehr abgelaufen. Sie ſei derſelbe Fuchs, dem er im Tempel jener Gottheit das Leben gerettet, und daher habe er ſeinen Vater eigentlich ihrethalb verloren. Die Pflicht der Dankbarkeit, welche ihr obgelegen, ſei von der Göttin als vollberechtigt anerkannt, und ſo habe dieſelbe ihre zweite Begegnung und Vermählung ausdrücklich zu ſeinem Troſte veranſtaltet.

Danach wurde ſie wieder zum Fuchſe und verließ den tief betrübten Prinzen Yaſchima. Ihr Sohn aber, der ihm blieb, ward von ihm aufs innigſte geliebt und ſorgſam behütet und

ward in ſpäteren Jahren ſo weiſe, wie es ſonſt nur göttliche Weſen zu ſein pflegen, ſo daß er viele der wichtigſten und heilſamſten Lehren und Zauberſprüche der Menſchheit hinterlaſſen hat.

Die Rache des Affen.

Vor vielen Jahren lebte abwechſelnd in der Stadt und auf einem ihm gehörigen Landgute bei Dohara in Kitayama ein vornehmer Herr Namens Kuſchige, der ein leidenſchaftlicher Jäger war. Einſtmals tödtete er auf einer Jagdpartie, die er auf ſeinem Gute veranſtaltete, unter anderem auch einen Affen; kurze Zeit darnach zog er in die Stadt hinüber. Kaum aber war er daſelbſt angelangt, als er heftig erkrankte, und obgleich ſein Arzt die dringendſte Gefahr beſeitigte, ſo blieb er doch fortwährend leidend. Der Arzt bemühete ſich vergebens, ein Mittel ausfindig zu machen, das ihm die Geſundheit wieder verſchaffen könnte, und ſagte ihm endlich, er möge doch eine Natter zu bekommen ſuchen, dieſelbe auf eine beſondere Weiſe zubereiten und genießen; alsdann würde es wohl offenbar werden, woran er eigentlich litte, und man könne dann hoffen, die Krankheit zu beſeitigen.

Während Herr Kuſchige noch darauf ſann, wie er wohl am bäldeſten in den Beſitz einer Natter gelangen könnte, ließ ſich der Dorfvorſteher von Dohara bei ihm melden und überreichte ihm eine Natter mit den Worten, er habe gehört, daß ihm der Genuß derſelben vom Arzte angerathen ſei. Sehr erfreut, dankte der Kranke für die Aufmerkſamkeit des Dorfvorſtehers; er ließ die Natter genau nach der Vorſchrift ſeines Arztes zubereiten und verſpeiſte ſie. Dies hatte jedoch keine andere Folge, als daß die Krankheit einen viel gefährlicheren Charakter annahm. Der Arzt war darüber ſehr erſtaunt und muthmaßte, daß etwas übernatürliches im Spiele ſein müſſe,

und als er hierauf aufmerksam geworden, ermittelte er sehr bald, daß der Ortsvorsteher von Oohara während der ganzen Zeit, daß Herr Kuschige krank gelegen, gar nicht in die Stadt gekommen war, daß also ein böses Gespenst dessen Rolle gespielt haben mußte. Er wandte sich an die Brüder Kuschige's, welche buddhistische Priester waren, und bat sie um Hülfe. Dieselben stellten denn auch mit größtem Eifer Betübungen an und errichteten zu dem Endzwecke einen Altar aus Erde, die sie eigens zu diesem Behuf ausgruben.

Kaum hatten sie nun vor diesem Altar ihre Beschwörungen und Gebetformeln abzulesen begonnen, so zeigte sich auf demselben ein großer Affe. Ohne Zögern packten ihn die beiden Priester und suchten ihn festzuhalten, aber vergebens; er entfloh ihren Händen und verschwand spurlos.

Jetzt erkannten die Priester klar, daß ihrem Bruder nicht mehr zu helfen sei; er war der Rache jenes Affen unrettbar verfallen. Sie stellten ihr Beten ein und trugen den Altar ab. Auch ward ihnen alsbald gemeldet, daß in dem nämlichen Augenblicke, wo der gespenstische Affe sich ihnen gezeigt hatte und ihnen entwischt war, Kuschige verschieden sei.

Die Rache der Schlange.

Man erzählt, daß einstmals ein Mann, Namens Zinfei, eine Wasserfahrt machte und dabei eine ungewöhnlich große Schlange sah. Er schlug nach ihr, und der Schlag war auch wohlgezielt und so kräftig, daß ihr der Kopf abflog. Kaum aber war dies geschehen, so that es ihm wieder leid, denn er gedachte der vielen Geschichten, die er von solchen Schlangen gehört, und in denen es heißt, daß diese Thiere nach ihrer Tödtung oft als Gespenster umgehen und sich empfindlich rächen. Um

dieſer Gefahr zu entgehen, zerſtückte er den Kopf und den Leib der Schlange ſehr ſorgfältig und vergrub die Stücke tief in die Erde. Aber alles dies vermochte ihn nicht zu retten; genau am Jahrestage der Tödtung jener Schlange fand man ihn auf unerklärliche Weiſe ums Leben gebracht.

Die ſpukende Schlange.

Sataro, ein Färber, lebte mit ſeiner Frau und einer Magd allein in ſeinem kleinen Hauſe; die Magd aber hatte ohne ihres Herren Wiſſen einen Bräutigam, der ſie eines Abends beſuchte und zum Unglücke von Sataro geſehen ward. Sataro meinte, es ſei ein Räuber, packte ihn und lieferte ihn der Polizei aus. Die Polizeileute indeſſen vermochten trotz der ſorgfältigſten Nachforſchungen nichts verdächtiges an dem Manne aufzufinden; man ermittelte ſeine Wohnung und fragte bei dem Vorſteher des Stadtviertels nach, in welchem ſein Haus ſich befand, und überall hörte man nur günſtiges von ihm berichten. Da aber Sataro immer noch von ſeinem erſten Verdachte nicht zurückkommen wollte, als ob der Eindringling in in einer böſen, feindſeligen Abſicht in ſeine Wohnung gedrungen ſei, ſo verfiel man auf den unſeligen Gedanken, der Mann könne durch die Magd verleitet oder wohl gar durch Zaubertränke von ihr bethört ſein, und ſo zog man ſie ein und inquirirte ſie ſcharf. Wiederum aber ergab ſich nicht die geringſte Beſtätigung eines Verdachtes, obwohl man der Aermſten ſo zugeſetzt hatte, daß ſie ſchwer erkrankte. Die Polizei ſchickte ſie deshalb wieder dem Sataro zu. Hier aber widerſetzte ſich Sataro's Frau aufs entſchiedenſte ihrer Wiederaufnahme ins Haus; das Mädchen blieb ohne alle Pflege und ſtarb in Folge deſſen bald. Als man nun ihre Leiche dem Sataro brachte, damit er ſie ordnungsmäßig

beſtatten laſſe, weigerte er ſich auch deſſen, und mitleidige Menſchen ließen ſie endlich beerdigen.

Kaum aber war dies geſchehen, ſo klagte Sataro's Frau, daß jede Nacht eine Schlange zu ihr komme und ſie auf alle erdenkliche Weiſe quäle. Morgens früh war dieſelbe verſchwunden, um in der nächſten Nacht wiederzukommen. Sataro lauerte dem Thier auf und es gelang ihm auch bald, es zu fangen und zu tödten; allein es kam nichts deſtoweniger in der folgenden Nacht, und der Spuk wurde nur noch ſchlimmer. Sataro fing die Schlange aber und abermals, es half jedoch nichts, und zuletzt wurden die Quälereien ſo arg, daß die Frau ſtarb.

Als Sataro trauernd die Leiche betrachtete, ſah er, wie eine Schlange um ihren Hals geringelt lag und ruhig liegen blieb, obgleich er nahe herzu trat. Dies entſetzte ihn über alle Maßen und erinnerte ihn zugleich ſo ſehr an die Schuld, die er der unglücklichen Magd gegenüber auf ſich geladen, daß er in ſich ging und als Büßer den Reſt ſeiner Tage verbrachte.

Der Thierquäler.

Ein Bürger der Hauptſtadt Japans, der auf einer der belebteſten Straßen das Gewerbe eines Fächermachers betrieb, kam einſtmals auf den Gedanken, ein Kalb in ein Tigerfell zu nähen und es dem Volke als eine angebliche Merkwürdigkeit für Geld zu zeigen. Es kamen auch viel Leute in die Bude, die er hergerichtet, um den vermeinten zahmen und harmloſen Tiger anzuſehen, und der Fächermacher hatte großen Gewinn von ſeinem ſonderbaren Unternehmen. Um nun aber nicht durch das Blöken des Kalbes entlarvt zu werden, hatte er die Grauſamkeit begangen, des Thieres Maul zuzunähen. Der fortwährende Zuſpruch des Volkes, das vom früheſten Morgen bis tief in die

Nacht ſich zu der Schaubude drängte, machte es ganz unmöglich, daß dem armen Kalbe zeitweilig das Maul wieder geöffnet und daß ihm Futter gereicht werden konnte, und ſo ſtarb daſſelbe nach ſechs oder ſieben Tagen vor Hunger. Der große Vortheil, den der gewiſſenloſe Fächermacher gehabt, verleitete ihn indeſſen, immer wieder denſelben Verſuch zu machen, ſo daß er nach und nach nicht weniger als ſechs Kälber auf die nämliche unbarmherzige Weiſe umkommen ließ. Darauf aber ereilte ihn die gerechte Strafe. Er erkrankte ſchwer und blökte dabei fortwährend wie ein Kalb, bis er — ſchon nach kurzer Friſt — elendiglich ſtarb.

Beſtrafung der Mißhandlung von Pferden.

Ein vornehmer Herr, Namens Hara Sangayemon, hatte die grauſame Gewohnheit, die Schweifſehnen und Kopfſehnen ſeiner Pferde zu durchſchneiden, damit die Thiere eine ſchönere Haltung bekämen. Die Strafe dafür blieb nicht aus; der Sohn Sangayemon's, der ſeinem Vater bei den Mißhandlungen der Pferde geholfen, wollte an einem Neujahrstage in den Tempel gehen; er war jedoch nicht im Stande, das äußere Balkenthor, den Torii, zu paſſiren und rief, er ſähe überall Pferdeblut. Man führte ihn nach Hauſe; hier legte er ſich nieder und ſtarb, nachdem er zuvor noch erklärt hatte, ſein Tod ſei nur die Folge der von ſeinem Vater und ihm verübten Thierquälereien.

Beſtrafter Pferdeknecht.

Einer der vornehmſten Beamten des Reiches, ein Statthalter von Awa auf der Inſel Schikoku mit Namen Matſuhira, hatte einſt ein junges Pferd, das er dreſſiren wollte. Als er es nun zum erſten Male hinausführte, da dachte er wohl daran, daß das Thier ſehr angeſtrengt werden könnte, und befragte den Pferdeknecht, dem die Wartung deſſelben oblag, ob es auch gehörig gefüttert ſei. Der Pferdeknecht war zu nachläſſig geweſen und hatte das Pferd nicht gefüttert; er wollte aber ſein Vergehen nicht eingeſtehen und behauptete, es hätte vollauf zu freſſen gehabt. Darauf hin nahm Herr Matſuhira das Thier ſehr ſcharf in Dreſſur, und da war es dieſen Strapazen in ſeinem ausgehungerten Zuſtande nicht gewachſen und ſtarb. Herr Matſuhira war ſehr zornig gegen den Knecht, fand jedoch bald, daß derſelbe ohne ſein Zuthun eine ſehr ſchwere Strafe für ſein Verſchulden zu erdulden hatte. Der Geiſt des Pferdes fuhr in ihn, er ward irrſinnig und ſtarb nach kurzer Friſt.

Der Rattenbiß.

In einem Kloſter zu Yedo (Tokio) befand ſich ein junger Geiſtlicher, Riſatſu mit Namen, der in früher Jugend einſt Nachmittags um die ſiebente oder die Affenſtunde eine Ratte hatte fangen wollen. Er packte ſie auch mit der rechten Hand; die Ratte aber drehte ſich um und biß ihn, bevor er ſie getödtet hatte, in einen Finger. Er machte ſich nichts aus dem Biſſe, und dieſer heilte wirklich ſehr bald; aber jeden Nachmittag um dieſelbe Stunde ſchmerzte ihn der gebiſſene Finger, und wenn dies auch oft nur in geringem Grade der Fall war, ſo hörte

es doch ſein ganzes Leben hindurch nicht auf, und er wurde dadurch bis an ſeinen Tod an jene von ihm getödtete Ratte erinnert.

Der Schuldner als Hund.

Einſtmals war ein Mann einem ſeiner Nachbaren eine nicht ganz unbeträchtliche Summe Geldes ſchuldig, um welche der Gläubiger, der ſich keineswegs in guten Vermögensverhältniſſen befand, ihn oftmals vergebens gemahnt hatte. Da ſtarb der Schuldner, und nun meinte der Andere, die Erben, welche von der Schuld volle Kenntniß hatten, ja oft Zeugen davon geweſen waren, wie er den Verſtorbenen gemahnt hatte, würden nach Recht und Pflicht das Geld ihm wiedergeben. Indeſſen thaten ſie nichts der Art, und der Schuldner mußte ſich bekümmerten Herzens in den Verluſt fügen.

Kurze Zeit danach kam ein ſehr nettes Hündchen zu ihm; es ſchmeichelte ihm ſehr, wedelte mit dem Schweife und war ſichtlich bemüht, ihn um Aufnahme zu bitten. Dem Manne gefiel der kleine Hund nicht nur, ſondern er fühlte auch Mitleid mit dem verlaſſenen Thiere, ſo daß er ihn in ſein Haus nahm, ſo ſchwer es ihm auch ward, in den engen Räumen, die ihm zu Gebote ſtanden, den Hund unterzubringen. Nun aber ereignete es ſich nicht lange nachher, daß ein Räuber in das Haus einbrach. Schon hatte er ſich der Barſchaft des Mannes bemächtigt, als der Hund ſich wüthend auf ihn ſtürzte, durch lautes und anhaltendes Gebell ſeinen Herren und die nächſten Nachbaren weckte und, während dieſe herzueilten, ſeiner Kleinheit ungeachtet den Räuber ſo feſt zu halten wußte, daß man ihn ergreifen und ihm ſeinen Raub wieder abnehmen konnte. Sehr bald darauf verſchwand der Hund ſpurlos, und nun erſt wurde es ſeinem Herren klar, daß derſelbe Niemand anders als der

Geiſt ſeines Schuldners geweſen ſei, der eigens gekommen war, um ſeine Schuld abzutragen. Das hatte er nun redlich gethan, denn die Summe, welche man dem Räuber wieder abgenommen, welche der Hund ihm alſo gerettet hatte, war genau ſo groß, wie die unerledigte Schuld ſammt ihren Zinſen. Als daher der Geiſt des Verſtorbenen auf dieſe Weiſe ſeinen Verpflichtungen nachgekommen war, hatte er Ruhe und war und blieb verſchwunden.

Bekehrter Geizhals.

Vor Jahren lebte ein Mann, der war ſo erpicht auf das Anhäufen von Geld, daß er keinem Bettler auch nur das geringſte Almoſen ſpendete und nie einem Prieſter oder einem Tempel eine noch ſo kleine Opfergabe ſchenkte. Zuletzt ging er ſogar damit um, alle ſeine Diener zu entlaſſen, obgleich ſie ihm treu dienten; denn er meinte, er könnte das Geld ſparen, das er ihnen geben und auf ihren Lebensunterhalt verwenden mußte.

Da geſchah es, daß er ſchwer erkrankte, und nun war er zwar ſehr froh, ſeine Dienerſchaft noch nicht weggeſchickt zu haben, aber er verharrte immer noch bei ſeiner ſchmutzigen, geizigen Denkungsart und verſchob jenen Vorſatz nur bis auf beſſere Tage. Seine Krankheit nahm indeſſen immerfort zu, und zuletzt war er rathlos, was er dagegen anwenden ſollte. Eines Nachts lag er allein auf ſeinem Schmerzenslager, die Diener hatten das Nachtlicht in dem dazu beſtimmten, mit Papier überzogenen Kaſten angezündet und ſich entfernt. Da trat ungemeldet ein Mann in Prieſtertracht bei ihm ein. Der Geizhals fing an zu ſchelten und rief: „Ich gebe euch Prieſtern nichts, laßt mich in Ruhe.“ Der Prieſter aber, ſtatt wegzugehen, ſetzte ſich dicht neben ſeinem Lager nieder und erwiderte zornig: „Glaub' nicht, daß ich von deinem Gelde etwas will; das iſt mit Sünden

befleckt und mit Fluch beladen. Wohl aber will ich dir aus bloßem Mitleid ſagen, womit du dich noch retten kannſt. Thue Gutes, ſchenk von dem deinen ſo viel du irgend kannſt den Armen; weigerſt du dich deſſen, ſo mußt du ſterben!“ Als der Geizhals dieſe Worte vernahm, ward er ganz wüthend; er ſprang auf, ergiff einen Dolch, den er unter den Decken ſeines Lagers in Bereitſchaft hatte, und fiel damit den Prieſter an. Dieſer aber aber lachte höhniſch und wich ihm aus, indem er zugleich den Papierkaſten mit dem Nachtlichte umſtieß, ſo daß dieſes verlöſchte. Und nun rief er mit veränderter, unheimlicher Stimme: „Jetzt iſt es um dich geſchehen! Jetzt werde ich dir das Blut vollends ausſaugen, wie ich es ſchon manche Nacht vorher gethan habe, um dich krank und elend zu machen und dich für deine Schlechtigkeit zu ſtrafen!“ Der Geizhals fühlte, wie ein rauher, mit borſtigen Haaren beſetzter Gegenſtand ihn umklammerte, und wie ſein Hals zu ſchmerzen anfing, als ob Jemand ſich hineinbiſſe. In äußerſter Todesangſt ſchrie er aus Leibeskräften und hieb zugleich wie wahnſinnig mit ſeinem Dolche um ſich. Auf das Angſtgeſchrei kamen alſobald die Diener mit Licht herbei, und da fühlte der Geizhals, wie ſein Widerſacher von ihm abließ. Die Diener ſahen ihn nicht mehr, fanden jedoch den blutigen Stummel eines Gliedes, ähnlich einem rieſigen Spinnenfuß, von ſchwärzlicher Farbe, ſo hart wie Horn und mit borſtigen Haaren bedeckt. Er hatte offenbar dem Geſpenſte gehört und war von ihrem Herren in ſeinem Verzweiflungskampfe demſelben abgehauen; das war auch aus einer breiten Blutſpur erſichtlich, welche das vampyrartige Geſchöpf auf ſeiner Flucht aus dem Zimmer zurückgelaſſen hatte. Nun wollten die Diener gern die Sache ergründen, und während einer von ihnen bei dem zum Tode erſchreckten Herren als Wache blieb, folgten die anderen der Spur, welche bis in den Garten, bis zu einem der künſtlich aufgeſchütteten Steinhaufen führte, mit welchen die Japaner ihre Gärten auszuſtatten lieben. Hier bemerkten ſie, wie zwiſchen den Steinen rieſengroße Spinnenfüße mit ihren Enden hervor-

ſahen, ſie wagten aber dem Ungethüme nichts anzuthun, und als ſie noch unſchlüſſig daſtanden, erſcholl eine drohende Stimme: „Entfernt euch raſch und ſagt eurem Herren, wenn er ſich nicht beſſere, ſei er dennoch verloren, denn alsdann würde ich wiederkommen und ihn zu Grunde richten.“ Sie berichteten, was ſie geſehen und vernommen; der Geizhals aber war nunmehr wirklich in Angſt und Schrecken. Er gelobte Beſſerung, gab große Summen an Prieſter und Tempel, that den Armen viel gutes und hielt ſeine Diener aufs beſte. Er blieb daher auch von der Vampyrſpinne verſchont und erreichte ein hohes Alter.

Der Habgierige.

In der Hauptſtadt Japans wohnte vor Jahren ein Tiſchler, welcher ſehr fleißig und geſchickt war, aber den Fehler an ſich hatte, ſehr geizig und habgierig zu ſein. Täglich betete er zu den Göttern, ſie möchten ihm doch zwei paar Hände ſtatt des einen, deſſen ſich die Menſchen erfreuen, gnädig beſcheren, ſie würden ſehen, wie treu und fleißig er ſie benutzen würde. Und die Götter erfüllten ſeinen Wunſch und ſchenkten ihm in der That noch ein paar Hände. Natürlich verdiente er jetzt doppelt ſo viel, ſtatt aber von dem Gelde, welches er erwarb, auch armen Leuten etwas zu gute kommen zu laſſen, ſpeicherte er es nur auf und ward zugleich immer habgieriger, ſodaß er abermals die Götter ohne Unterlaß anflehete, nochmals die Zahl ſeiner Hände zu verdoppeln. Wiederum fand er Erhörung; er arbeitete nun mit acht Händen, war aber immer noch nicht befriedigt und geizte in hergebrachter Weiſe mit ſeinem Gelde.

Da trat eines Tages ein Fremder zu ihm herein, lobte ſeinen Fleiß und ſeine Geſchicklichkeit und pries das Wunder, das ihn mit acht Händen ausgeſtattet habe. „Indeſſen,“ fügte

er hinzu, „ſollte es nicht viel vortheilhafter ſein, wenn Ihr Euch, da Ihr ein ſolcher Wundermenſch ſeid, der mit acht Händen, gleich einer Spinne, arbeiten kann, einfach für Geld beim Volke ſehen ließet? Dann hättet ihr noch viel mehr Einkommen als jetzt und brauchtet doch nicht vom Morgen bis zum Abend im Schweiße eures Angeſichtes zu arbeiten, ſondern nur dann und wann ein wenig, um eure Geſchicklichkeit den Leuten zu zeigen.“ Das leuchtete dem Tiſchler ein; er ſagte zu dem Vorſchlage des Mannes ja und ließ ſich ſogar thörichter Weiſe von demſelben in einen Käfig ſperren, um beſſer den Schauluſtigen vorgeführt werden zu können.

Nun ſchleppte ihn aber der Fremde raſtlos von Stadt zu Stadt; er mußte überall die Menge beluſtigen und erhielt dafür kaum ſatt zu eſſen, während ſein Führer auf ſeine Koſten reich ward. Mit Thränen in den Augen bejammerte er ſein hartes Loos; wenn aber ſein Peiniger ihn klagen hörte, ſo bekam er noch Schläge obenein. Jetzt erſt erkannte er, wie ſündhaft ſeine Habgier geweſen, und bereute dieſelbe zu ſpät. Der Fremde aber, der mit ihm herumzog und ihn im Käfig den Leuten zeigte, war, wie man ſagt, Niemand anders als ein Abgeſandter des greiſen Gottes von Inari, des Gehülfen der großen Göttin des Landbaues, der den Armen und Bettlern beſonders wohlwill und dem Tiſchler eine ſchwere, aber gerechte Strafe für ſeine Hartherzigkeit und für ſeine ſündhafte Ungenügſamkeit zukommen laſſen wollte.

Inari-Sama.

Einſt lebte in Japan in der Nähe eines der Tempel der großen Göttin von Inari ein Ehepaar, das ſehnlich, aber vergebens Kinderſegen wünſchte und ihn gar oft von den Göttern erbeten hatte. Einſtmals — es war ein Wintertag, und Schneeflocken begannen zu fallen — kam die Frau auf den Gedanken, zu dem Fuchsgotte zu beten, dem Greiſe, der der großen Göttin von Inari zur Seite ſteht und gleich ihr unter dem Namen Inari-Sama verehrt zu werden pflegt. Inbrünſtig hatte ſie gebetet und erhob ſich wieder, und da kam es ihr vor, als ob die Standbilder der weißen Füchſe, welche vor dem Tempel ſtanden, ſie freundlich anſahen und mit den Schwänzen wedelten. In der That, es war keine Täuſchung; ſie ſah deutlich, wie die Schneeflocken von den Schwänzen der Thiere hin und her getrieben wurden.

Als ſie auf dem Heimwege in die Nähe ihrer Wohnung kam, ſah ſie an der Thür einen außerordentlich armen und zerlumpten Bettler, der ſie flehentlich um etwas zu eſſen bat. Die Leute waren keineswegs wohlhabend, und ſo hatte die Frau nur eine Schale mit Reis ſtehen, den ſie ihrem Manne geben wollte, wenn er von der Arbeit zurückkehrte; allein auf des armen Mannes Bitte beſann ſie ſich nicht einen Augenblick und gab ihm die Schale mit dem Reis. Er nahm ſie und entfernte ſich.

Anderen Tages ging der Mann zum Tempel, um auch ſeinerſeits zu der großen Göttin und dem Fuchsgotte zu beten, und da ſah er denn die leere Schale, welche ſeine Frau geſtern dem Bettler gegeben, auf der Schwelle des Tempels liegen. Demüthig verneigte er ſich und nahm die Schale zu ſich, um ſie ſeiner Frau zu zeigen. Als er dieſer aber erzählt, was ihm begegnet, rief ſie freudig: „Der Bettler war der Gott der Füchſe; mein Gebet wird nun erhört werden, denn der Gott, der mir wohlwill, aber zuvörderſt mich prüfen wollte, hat meine Ge-

gnädig angenommen!“ Und in Wahrheit bekamen die Leute bald einen Sohn, der zu ihrer Freude heranwuchs, und den die Götter, die ihnen denſelben beſcherten, auch ſichtlich unter ihren Schutz nahmen.

Das Schiffsgeſpenſt.

Die Schiffer werden von einem ſehr hinterliſtigen böſen Geiſte verfolgt, der, um Macht über ſie zu bekommen, in der Geſtalt eines ihrer Nachbarn zu ihnen ins Haus zu kommen pflegt und ſie bittet, ihm eine Kelle zu leihen. Wer nun die Tücke dieſes Spukweſens nicht kennt und ihm höflich die Kelle darreicht, zu deſſen Dſchonke begiebt ſich augenblicklich der Geiſt und füllt ſie mittels der nämlichen Kelle allmählig mit Waſſer ſo lange bis ſie unterſinkt. Die Schiffersleute nehmen daher, wenn ſie um eine Kelle angeſprochen werden, raſch eine alte Kelle, ſtoßen ihr den Boden aus und werfen ſie dem Geſpenſte an den Kopf. Dieſes verſchwindet dann augenblicklich mit der Kelle und kann, da dieſelbe bodenlos iſt, das Schiff nicht damit füllen und zum Sinken bringen.

Es ſind indeſſen Sprüche erforderlich, die derjenige herſagen muß, welcher in ſolcher Weiſe die Liſt des böſen Geiſtes vereiteln will; er muß ſich dem Schutze eines der Seefahrergötter empfehlen, denn ſonſt ereilt ihn oft dennoch die Rache des Schiffsgeſpenſtes. Ein junger Schiffer, der dies nicht gehörig beachtet und ſich damit begnügt hatte, dem böſen Geiſte die ſchadhafte Kelle zuzuwerfen, begegnete auf ſeiner nächſten größeren Fahrt auf offener See einem der Ungethüme, welche die Japaner Kappa nennen, und welche einen Schildkrötenleib, einen Affenkopf und gewaltig lange Klauen beſitzen und trotz ihrer grellen, rothen oder grünen Farbe ſich gewöhnlich ſo lange heimtückiſch zu verbergen wiſſen, bis ſie irgend einen Streich gegen argloſe Schiffer

oder gegen Leute am Strande ausführen können. Der Kappa, welcher jenem Schiffer Unheil brachte, war von ungeheurer Größe; die Schiffer, welche zugleich mit dem Unglücklichen ausgefahren waren, sahen, wie der Unhold aus dem Meere auftauchte, mit seinen Krallen den Bord des Schiffes packte und es umkippte, so daß alle Insassen desselben ertranken. Entsetzt flohen sie die Stätte und erzählten die Begebenheit, um Jedermann vor der Unterlassung der nöthigen frommen Bräuche bei der Begegnung mit dem Schiffsgespenste zu warnen.

Kappa und Jinrikischa-Mann.

In der Nähe von Yokohama hatte unlängst einer der Jinrikischa-Läufer, deren Gewerbe es ist, ein leichtes Wägelchen zu ziehen und darin Leute für Geld zu fahren, ein sonderbares Abenteuer. Er fuhr mit leerem Gefährt im Schritt am Ufer dahin und sah sich genöthigt, einen sehr beschwerlichen Umweg um eine der Buchten zu machen, in welche das Meer zur Fluthzeit hinansteigt, die aber zur Zeit der Ebbe mit schmutzigem, weichem Schlamme bedeckt sind. Sehr ärgerlich, schalt er auf das häßliche Gewässer und gab seiner Mißachtung in etwas starken Worten Ausdruck. Da hörte er plötzlich in dem Schlamme ein Plätschern und ein Grunzen, das ganz zornig klang. Er achtete nicht weiter darauf, wurde jedoch nach einiger Zeit sehr unliebsam an diesen Vorfall erinnert. Er fuhr an derselben Stelle eine Frau aus dem Volke und trabte wohlgemuth mit seiner leichten Last dahin, als er plötzlich einen heftigen Ruck fühlte; sein Jinrikischa flog hoch in die Luft und die Frau, welche darin saß, ward in den Schlamm der Bucht geschleudert, die zum Glück, da es Ebbe war, kein Wasser hatte. Der Jinrikischa-Mann hielt sich mit Aufgebot aller seiner Kraft aufrecht; es hätte nicht viel gefehlt,

ſo wäre er ebenfalls in den Pfuhl geſchleudert. Obwohl verdutzt, trat er raſch an den Rand des Weges und zog mit großer Anſtrengung die Frau wieder herauf, ſo daß dieſelbe, wiewohl arg beſchmutzt, doch mit dem Schrecken davon kam. Während deſſen aber ſah der Jinrikiſcha-Mann, wie ein Kappa*) zähnefletſchend und hohnlachend ſeinen Kopf aus dem Schlammpfuhl erhob; nun erinnerte er ſich ſogleich jener früheren Begebenheit und wußte, daß der Kappa, welcher dieſes Gewäſſer bewohnte, ihm ſeine verachtungsvollen Worte übel genommen und ſich für dieſelben hatte rächen wollen. Froh, noch ohne ernſtlichen Schaden der Gefahr entronnen zu ſein, vermied er ſeitdem mit großer Sorgfalt die verhängnißvolle Stelle.

Das Sichel-Itatſchi.

Ein widerwärtiger böſer Geiſt, der namentlich den Läufern und Boten unheilvoll werden kann, iſt das Sichel-Itatſchi. Dieſes Geſpenſt gleicht im übrigen ganz einem wieſelartigen, in Japan häufigen Thiere, dem Itatſchi, führt aber an ſeinen Klauen ſcharfe Sicheln. Wem es nun einen Streich ſpielen will, vor deſſen Füße kugelt es ſich raſch und unvermerkt, ſo daß er ſtürzt und durch die Sicheln ſehr üble Wunden erhält. Aus der Art und Weiſe dieſer Verletzungen ſieht man alsdann erſt, woher ſie rühren. Viele Leute verſehen ſich, um gegen dieſen böſen Zauber geſichert zu ſein, mit beſonderen Amuleten.

*) Vgl. vorige Sage.

Der Oni und die Flüchtlinge.

Am Hofe der Kaiserin Niteo in Kioto, vor noch nicht dreihundert Jahren, begab es sich, daß ein vornehmer Krieger der Leibwache sich in eine der Palastdienerinnen des Vetters der Kaiserin verliebte. Er warb um sie, und es gelang ihm auch, ihre Gegenliebe zu erringen, aber ihr Herr wollte sie nicht ihres Dienstes entlassen. Er blieb gegen alle Bitten der Liebenden taub, und auch die Kaiserin, welche sie ebenfalls um Beistand angingen, wollte sich nicht in die Angelegenheit einmischen. Da faßten die beiden einen verzweifelten Entschluß und entflohen aus Kioto, um in den Bergen einen bescheidenen Zufluchtsort zu suchen; auch gelangten sie bei nächtlicher Weile unbemerkt ins Freie und hofften schon, glücklich davonzukommen, als sie von einem heftigen Regenschauer überfallen wurden. Dasselbe verdarb nicht nur die Wege und erschöpfte ihre Kräfte, sondern es brachte sie auch von dem richtigen Pfade ab, der sonst, da er an einem Flusse, dem Atugawa, hinläuft, kaum zu verfehlen war. So geriethen sie in eine sehr unheimliche, durch Spuk und böse Geister berüchtigte Gegend und waren endlich froh, als sie eine alte Scheune antrafen, in der sie die Nacht zuzubringen beschlossen. Der Krieger spannte seinen Bogen, legte einen Pfeil auf die Sehne und stellte sich an die Thür; seine Geliebte ging in das Gebäude hinein und legte sich zur Ruhe. Nun waren aber die Seitenwände der Scheune so morsch, daß einer der bösen Geister oder Oni, welche in jener Gegend hausten, ohne Mühe in dieselbe einbrach, ohne daß er die Thür zu passiren brauchte, und kaum war er darinnen, so fiel er mit solcher Gier über das arme Weib her, daß er es in wenigen Augenblicken verschlungen hatte. Als er sie packte, rief sie zwar um Hülfe, aber ihr Geschrei, das überdies bald aufhörte, wurde von ihrem Geliebten, der ängstlich nach außen spähete und außerdem von den bösen Geistern berückt war, nicht beachtet. Als der Morgen dämmerte, trat daher der Krieger

ohne Arg in die Scheune, fand aber ſeine Geliebte nicht und begann laut zu klagen. Dies hörte eine Abtheilung der kaiſerlichen Leibwache, welche zufällig in der Nähe vorüberging, und bei der ſich auch der Bruder des Unglücklichen befand. Dieſe Leute halfen ihm die Scheune durchſuchen, und da entdeckten ſie alſobald die Blutſpuren, welche der Oni von ſeinem ſcheußlichen Mahle zurückgelaſſen, und erkannten, daß die Unthat das Werk eines jener ſchlimmſten aller Geſpenſter ſein müſſe, welche Menſchen zu morden und zu freſſen pflegen.

Tengu und Knabe.

Man erzählt, daß vor nicht allzulanger Zeit ein Tengu*) einen Knaben geraubt, aber gut behandelt und wohl verpflegt und auf allen ſeinen Fahrten durch ganz Japan mitgenommen habe. Er zeigte demſelben viele Merkwürdigkeiten und belehrte ihn über alles, was er bei ihren vielfachen Kreuz- und Querzügen zu ſehen bekam. Als das Kind 11 bis 12 Jahr alt war, fiel es ganz plötzlich durch das Dach ſeines väterlichen Hauſes nieder; der Tengu hatte es, wie es ſagte, aus freien Stücken, ganz wie er es ihm verſprochen, zu den Seinen zurück gebracht. Es erzählte viel von ſeinen Reiſen und ward ſeiner großen Kenntniſſe halber ſehr berühmt.

*) Geflügelte, mit Schnäbeln verſehene Kobolde; vgl. Märchen S. 78 und Sage von Yoſchitſune.

Die Erlengeſpenſter.

In den öden Gebirgen hauſen außer den großen Schlangen und anderen böſen Geiſtern noch die Erlengeſpenſter, deren oberſtes die Midzume, die Erle iſt, welche — ganz wie das Wort Midzume auch ſonſt noch beſagt, — drei Augen, zwei gewöhnliche und eins vor der Stirn beſitzt. Zweiauge und Vierauge, ihr ſonſt ſehr ähnlich und ebenſo widerwärtig, geſellen ſich zu ihr, auch rauhhaarige Unholde und andere, die mit Fiſchſchuppen verſehen ſind und großen Fröſchen oder Kröten ähneln. Sie ſind ſämmtlich den Menſchen unhold, ſuchen ſie in die Irre und in Gefahr zu locken, ſind aber nicht ſo verderblich wie die meiſten der Oni oder wie die großen Schlangen, von denen manche Stellen der Gebirge erfüllt ſind, ſo daß kein Japaner zur Nachtzeit ſich dorthin wagt.

Schojoo.

Schojoo iſt ein Flußgott, der außerordentlich gern Sake oder Reiswein trinkt und nicht ſelten Leute, welche den Sake lieben, dermaßen anfeuert, daß ſie das ihrige vertrinken, und wenn es dann, wie man ſagt, zu Waſſer geworden, heißt es bei den Japanern, es ſei zum Schojoo gewandert. Er befreundet ſich jedoch gern mit den Menſchen, wenn ſie guter Gemüthsart ſind. So erſchien er einſtmals zur Nachtzeit einem jungen Schiffer Namens Koofu, der ſein Wohlgefallen dadurch auf ſich gezogen, daß er ſeinen Vater auf das pflichtgetreueſte verpflegte, und ging an deſſen Sakekrug. Obwohl nun Koofu ſah, daß Schojoo auch nicht einen Tropfen Sake in dem Kruge ließ und ihn mit purem Waſſer wieder füllte, ſo ſagte er in ſeiner gutmüthigen Weiſe und eingedenk des Gaſtrechtes nichts

dazu. Am anderen Morgen fand er zu ſeiner Überraſchung, daß der Krug ganz vorzüglichen Sake enthielt, und merkte bald zu ſeiner großen Freude, daß derſelbe nie leer wurde, ſondern ſich ſtets wieder füllte, ſo oft er auch ausgeſchenkt ward. Das war das Geſchenk, das ihm Schojoo zum Lohne dafür hinterlaſſen, daß er nicht geizig war und den Gott in ſeinem Genuſſe nicht geſtört hatte.

Der Wiedererſtandene.

In einer der tieferen Gebirgsſchluchten von Takano fand man einſtmals eine große Anzahl menſchlicher Knochen, ſowohl Schädel als andere Theile von Gerippen. Während dieſe Knochen, der Beſtattung harrend, noch auf einem Haufen dalagen, begab es ſich, daß aus ihnen ein Mann entſtand, der ſich unter die Menſchen begab und ſogar nachmals am Hofe zu hohen Ehren ſtieg. Alle Welt kannte ſeinen Urſprung, und ſo drängten ſich die Leute oft herzu, um zu ſehen, wie er ganz öffentlich in der Vorhalle des kaiſerlichen Palaſtes ſtand und den Obliegenheiten ſeines Amtes nachkam, auch wie er ſeinen Gehalt in Empfang nahm gleich anderen Menſchen. Dieſer wiedererſtandene Todte war noch am Leben, als das in Japan ſehr verbreitete Buch, betitelt die Erzählungen der Iſe, herausgegeben wurde, und war der Verfaſſerin deſſelben wohlbekannt.

Der Mann an der Felswand.

In einem wilden Gebirge, nahe bei einem Dorfe, ſtürzte einſt ein Berg ein, und viele Menſchen fanden dabei ihren Tod. Dieſes ſchreckhafte Ereigniß war faſt ſchon vergeſſen, ſo lange Zeit war darüber verfloſſen, als ein Mann, welcher in derſelben Gegend am Fuße einer ſteilen, viel hundert Fuß hohen Felswand ſich ein Haus gebaut hatte, eines Tages an dem Felſen den Schatten eines Menſchen erblickte, den er niemals zuvor geſehen. Dieſer Schatten zeichnete ſich von Tage zu Tage ſchärfer ab; er färbte ſich immer tiefer und natürlicher. Ganz deutlich erkannte man die verſchiedenen Theile einer menſchlichen Geſtalt, und endlich ſah man ſogar Mund, Augen und Geſichtszüge ſich bewegen. Der Anwohner der Felswand faßte ſich nun ein Herz und ging näher heran, und da fand er in der That einen vollſtändigen Menſchen, der aber an der Felswand feſtſaß. Als er ihm Speiſe bot, nahm derſelbe ſie auch ſofort und ohne alle Schwierigkeit zu ſich. Darauf ging der Andere täglich hin und brachte dem Mann am Felſen Speiſe, und zuletzt, nachdem er eine Zeitlang auf dieſe Weiſe geſtärkt war, löſte ſich derſelbe von der Felswand los und konnte mit dem Anderen von dannen gehen. Er verweilte längere Zeit bei ſeinem Freunde, arbeitete für denſelben, und dieſer gab ihm ſeinen Lebensunterhalt. Als er ſich von dem Felſen losgelöſt, ſchien er zwanzig Jahr alt zu ſein, daher ihm ſein Freund auch eine Frau verſchaffte. Er hatte nachmals einen Sohn, und dieſen hat Iſe, die Verfaſſerin der vielgeleſenen nach ihr benannten Erzählungen, welcher wir die Aufzeichnung der denkwürdigen Begebenheit verdanken, noch lebend gekannt. Das Volk nannte ihn den Sohn des Geſpenſtes.

Der Schädel.

Einſt litt ein Mann an fortdauerndem, ſehr argem Kopfſchmerz, deſſen Urſache kein Arzt zu ergründen vermochte. Da wandte er ſich endlich an die erhabene, gütige Göttin Kwannon und flehte ſie aufs inbrünſtigſte um Hülfe an. Die Göttin erhörte auch ſeine Gebete und ließ ihm durch den Prieſter ſagen, er möge ſich in den Wald an eine näher bezeichnete Stelle begeben; dort werde er die Urſache ſeines Leidens mit eigenen Augen ſehen und dieſelbe leicht beſeitigen können.

Als er an dem angegebenen Orte angekommen war, ſah er, halb von Erde bedeckt, einen menſchlichen Schädel; er forſchte weiter nach und fand, daß eine Baumwurzel durch den Schädel hindurchgewachſen war und angefangen hatte, denſelben auseinander zu treiben. Ein Aſt war aus der Augenhöhle des Todtenbeins förmlich wieder herausgewachſen, und der Schädel war ganz und gar von der Wurzel eingeengt und geklemmt. Der Mann vermuthete ſogleich, daß dieſer Schädel ehedem ihm ſelber, während einer der früheren irdiſchen Exiſtenzen, die ſeine Seele durchwandert, angehört habe; er beſeitigte die Wurzel und legte den Schädel ganz frei, und nun hörte ſein Kopfſchmerz augenblicklich auf. Da ward es ihm zur völligen Gewißheit, was er gemuthmaßt, und dankerfüllt pries er die Gnade, die ihm die Göttin Kwannon erwieſen.

Ein wiedergeborener Gläubiger.

Ein armer Mann war einſt ohne ſein Verſchulden in große Noth und arge Verlegenheiten gerathen, und einer ſeiner Nachbaren half ihm durch ein Darlehen aus ſeiner bedrängten Lage. So ſehr ſich nun der dankerfüllte Schuldner auch anſtrengte, um ſich dieſer Verbindlichkeit zu entledigen, es war ihm nicht möglich, und ſo kam es, daß der Gläubiger ohne Erben ſtarb, bevor die Schuld abgetragen war.

Nicht lange danach wurde dem Schuldner, welcher ſich beſtändig darüber grämte, daß er ſeinen Verpflichtungen ſo ſchlecht nachgekommen war, ein Sohn geboren. Stets von dem Gedanken an die nicht bezahlte Schuld erfüllt, vermuthete der Vater, dieſes Kind könne ſehr wohl eine Wiedergeburt ſeines Gläubigers ſein, von den Göttern veranſtaltet, damit er nun die Schuld tilgen und den quälenden Gedanken an dieſelbe loswerden könne. In dieſer Meinung ward er noch beſtärkt, als er ſah, daß das Kind beſtändig kränkelte, und daß er kaum hoffen durfte, es groß zu ziehen. Aus dieſem Grunde buchte er alle Ausgaben, die er für dieſen ſeinen Sohn machte, und rechnete die Summe derſelben von Zeit zu Zeit zuſammen. Als er jedoch fand, daß der Betrag ſeiner alten Schuld bereits vollſtändig erreicht war, ohne daß in dem Befinden ſeines Sohnes irgend eine Aenderung eintrat, da glaubte er ſchon, ſich geirrt zu haben, und nur aus alter Gewohnheit, nicht zu irgend einem Endzwecke ſetzte er ſeine Buchführung über die Ausgaben für den Unterhalt des Kindes fort. So ging noch es ein paar Jahre, dann aber erkrankte der Knabe ernſtlich und ſtarb trotz der ſorgfältigſten Pflege und ärztlichen Behandlung. Wie erſtaunte aber der Vater, als er die Rechnung über die Ausgaben für den nunmehr verſtorbenen Sohn abſchloß und fand, daß dieſelben genau den Betrag der Schuld mitſammt ihren Zinſen ausmachten. Er hatte ſich alſo vordem nur darin geirrt, daß er die

Zinſen dem Kapitale zuzuſchreiben vergeſſen; im übrigen waren alle ſeine Vorausſetzungen zutreffend geweſen. Sein Gläubiger war eigens zur Empfangnahme ſeiner Schuld als ſein Sohn wieder auf Erden erſchienen, und er ſelber konnte nun ruhig jeden Gedanken daran ſchwinden laſſen.

Ein Geſpenſt auf dem Friedhof.

Einſt ſahen Leute, welche zufällig bei Nachtzeit in der Nähe einer Begräbnisſtätte vorbeikamen, einen jungen Mann, der trauernd daſelbſt geſtanden, plötzlich auffahren und mit Eifer hinter einer Erſcheinung hergehen, die ſie alſobald auch bemerkten, und die, wie ſie ſehr wohl ſahen, nichts anderes war als ein mit halbvermoderten Lappen umhängtes Gerippe, das in der einen Hand eine Laterne trug. Sie gingen raſch dem jungen Manne nach und fragten ihn, weshalb er denn ſo ſehr eile, und er erwiderte ihnen, vor ihm her ginge eine Geſtalt, welche ganz ſeiner kürzlich verſtorbenen Braut gliche, nach der er beim Vorübergehen an dem Friedhofe unausſprechliche Sehnſucht gehabt habe. Nun ſagten ſie ihm, was ſie ſelber geſehen, und ſchaudernd ſah er nun ein, daß ein Geſpenſt ſeine Gemüthsſtimmung benutzt und ihn in eine große Gefahr gelockt habe, aus welcher er nur durch die Dazwiſchenkunft der anderen Leute gerettet ward.

Miura Takeſchi.

Um das Jahr 1840 zog ein Fechtmeiſter Namens Miura Takeſchi aus der Provinz Oſchiu nach der Hauptſtadt Tokio und hoffte daſelbſt als Lehrer der jungen Krieger ſich leicht ein reichliches Auskommen zu verſchaffen. Er war aber ſehr arm, und ſo fand er anfangs große Schwierigkeiten, ein paſſendes Lokal für ſeine Fechtübungen zu miethen; als er dies nun endlich aufgetrieben hatte, ging ihm das Geld aus, auch noch für ſich und ſeine Familie ein genügendes Unterkommen zu finden. Da ſagte man ihm, im Stadttheil Honjo auf einer Straße, die überhaupt von böſen Geiſtern heimgeſucht ſei, ſtehe ein Haus gänzlich leer und werde ſicher ſehr billig zu miethen ſein, indem es darin in ganz abſcheulicher Weiſe ſpuke. Fechtmeiſter Takeſchi war ein tapferer Geſell, und ſo ging er augenblicklich zu dem Hauswirthe und bat ihn, die Wohnung ihm miethweis zu überlaſſen; er ſei nicht begütert und werde ſehr dankbar ſein, wenn er mit einem billigen Miethzinſe abkäme. Der Hausbeſitzer freute ſich über Takeſchi's Anerbieten ſehr und erwiderte, er wolle ihm das Haus, das in der That durch Geſpenſter in Verruf gebracht ſei, ganz umſonſt zur Benutzung überlaſſen; er freue ſich ſehr, daß ein beherzter Mann hineinziehen wolle, von dem er endlich Auskunft über den Spuk erlangen und vielleicht auch Hülfe erwarten könne. So zog Takeſchi mit ſeiner Familie ein, und ein paar Tage vergingen, ohne daß ſich etwas bemerkenswerthes begeben hätte. Eines Abends aber, als der Fechtmeiſter ungewöhnlich lange ſeine Unterrichtsſtunden hatte ausdehnen müſſen und noch nicht heimgekehrt war, hörte ſeine Frau einen furchtbaren Knall, und darauf folgte Kettenraſſeln und Gepolter der unheimlichſten Art. Als der Fechtmeiſter nach Hauſe kam, fand er ſeine Frau ſehr erſchreckt und

ſtellte ſofort Nachforſchungen an. Er fand aber nichts, und ſeine Frau wußte ihm auch keine weitere Auskunft zu geben, als daß der erſte Knall aus der Gegend des Brunnens hergekommen ſei. Anderen Tages nun verließ Takeſchi ſein Fechtlokal zu früherer Stunde, und einige ſeiner Bekannten und Schüler, welche von ihm vernahmen, um was es ſich handle, ſchloſſen ſich ihm freiwillig an und erklärten ſich bereit, bei den Nachforſchungen nach dem Spuke zu helfen. So poſtirten ſie ſich denn an verſchiedenen Stellen im Hauſe und in deſſen Umgebung; Takeſchi ſelber aber ließ es ſich nicht nehmen, ſich dicht bei dem verdächtigen Brunnen aufzuſtellen.

Nicht lange dauerte es, ſo erſcholl der nämliche Knall, wie geſtern, und nun lief der Fechtmeiſter eilends an den Brunnen und blickte hinein. Da ſah er denn deutlich einen kahlen Kopf über dem Waſſer ſchweben; noch eine Zeit lang polterte es, dann war alles ſtill und der geſpenſtiſche Kopf verſchwand.

Kaum war der Morgen angebrochen, ſo eilte der Fechtmeiſter zu dem Hauseigenthümer und bat ihn um Auskunft, was früher in der Wohnung paſſirt ſein könne. Dieſer verſprach, Erkundigungen einzuziehen; Takeſchi aber veranſtaltete ſofortige Nachgrabungen in dem Brunnen und fand dort einen Menſchenſchädel. Er ließ denſelben nach Gebühr beſtatten, und danach hörte jeder Spuk in dem Hauſe auf. Der Hausbeſitzer aber ermittelte, daß einſtmals in demſelben ein Blinder, der ſich mit dem Kneten und Streichen der Glieder behuf der Heilung des Rheumatismus und anderer Krankheiten ſeinen Lebensunterhalt verdiente, ſpurlos verſchwunden ſei. Der damalige Bewohner des Hauſes ſei zwar verdächtig geweſen, um das Verſchwinden des Blinden zu wiſſen, allein es habe ſich derzeit nichts ermitteln laſſen. Jetzt ſei es klar, daß jener frühere Hausbewohner den Blinden ums Leben gebracht habe, entweder um ihn zu berauben, oder weil er demſelben Geld geſchuldet und ſich ſeiner Schuld auf jene verbrecheriſche Weiſe habe entledigen wollen. Der Fechtmeiſter aber ward nun wegen ſeiner

Entſchloſſenheit höchlich belobt, bekam viel Zuſpruch und blieb noch lange umſonſt im Genuſſe der durch ihn von dem Geiſte des armen Blinden befreiten Wohnung.

Zenroku.

Vor Kurzem lebte in Tokio im Stadttheil Kanda ein armer Fiſchhändler, Zenroku mit Namen, der ſich kümmerlich mit ſeiner Frau und einem Söhnlein durchſchlug. Seine Frau ſtarb zu ſeiner tiefen Bekümmerniß, weshalb er ſeinen Sohn einer alten Frau in Pflege gab und häufig mit anderen ſeinesgleichen in beſcheidenen Wirthshäuſern die Abende verbrachte. Obgleich er ſonſt keinen ſchlechten Gewohnheiten fröhnte, namentlich auch dem Haſardſpiele durchaus nicht ergeben war, hatte er ſich doch einmal verleiten laſſen, mit ſeinen Freunden in einem Theehauſe zu ſpielen, und unglücklicher Weiſe ward er dabei von der Polizei ertappt und ins Gefängniß geworfen. Es war ein finſteres, dumpfes Loch, in das er eingeſperrt wurde, ſeine Vernehmung ließ ungebührlich lange auf ſich warten, und ſo war es nur allzu erklärlich, daß der arme Zenroku an einem böſen Fieber erkrankte. Die alte Frau, welche ſein Kind zu verpflegen hatte, wartete vergebens auf das Geld, daß er ihr ſonſt regelmäßig für ihre Bemühungen und Auslagen zu bringen pflegte; als ſie aber erfuhr, was dem Zenroku paſſirt ſei, dachte ſie, er werde alles ſpäter ſchon erſetzen und ließ in ihrer Sorgfalt für das Knäblein nicht im geringſten nach. Nur war ſie um Zenroku ſelber ſehr beſorgt und freute ſich daher ſehr, als derſelbe eines Abends ſpät bei ihr eintrat, ihr für die Pflege, die ſie in ſo gütiger Weiſe ſeinem Kinde angedeihen laſſe, aufs herzlichſte dankte und ihr eröffnete, er müſſe zwar noch einmal in ſein Gefängniß zurück, werde aber folgenden Tages daraus erlöſt ſein und frei

werden. Am anderen Morgen begab ſich die Alte mit dem Kinde vor das Gefängniß und dachte nicht anders, als daß Zenroku bald aus demſelben hervorkommen und mit ihnen gehen würde; ſie war daher vor Schreck und Überraſchung ſtarr, als ſie ſtatt deſſen Zenroku's Leiche heraustragen ſah und hörte, daß der Arme am Abend zuvor ſeinem Fieber erlegen ſei. Das war genau zu derſelben Zeit geſchehen, wo er bei ihr eingetreten war. Die Frau behielt nun nach wie vor den gänzlich verwaiſten und verlaſſenen Knaben bei ſich, fand aber auch mitleidige Seelen in Menge, welche ſie nach Kräften unterſtützten.

Das Geſpenſt von Sakura.

Unter der Regierung des Schogun*) Iyemitſu, gegen die Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts, lebte in Sakura, einem in der Provinz Schimoſa nicht weit von der Hauptſtadt Japans belegenen Städtchen, ein ſehr milder, von ſeinen Untergebenen geliebter und zugleich am Hofe des Schogun hochangeſehener Fürſt oder Daimio. Als er ſtarb, wurde er überall in ſeinem Gebiete tief betrauert; die Wehklagen ſeiner Unterthanen vermehrten ſich aber noch, als ſich herausſtellte, daß ſein Sohn und Erbe, Maſanobu, keineswegs dem guten Beiſpiele ſeines Vaters folgte. Er bedrückte die Bauern auf alle mögliche Weiſe, und obwohl dieſelben lange ſchweigend alle Drangſale über ſich ergehen ließen, ſo bemächtigte ſich ſchließlich doch die Verzweiflung ihrer Gemüther. Die Dorfälteſten traten zuſammen und beſchloſſen,

*) Weltlicher Regent von Japan, urſprünglich Obergeneral und Vollſtrecker der kaiſerlichen Befehle: vgl. Heldenſagen von Yoritomo ꝛc. und geſchichtliche Sagen S. 259 ff. Iyemitſu, Enkel des Iyeyaſu, war der dritte Schogun aus der von letzterem geſtifteten, bis 1868 im Beſitze der Macht befindlichen Dynaſtie der Tokugawa.

koſte es, was es wolle, bei dem Beherrſcher des ganzen Landes, dem wie alle Anderen auch ihr Fürſt Gehorſam ſchuldete, im nahen Yedo ſich zu beſchweren, damit in irgend einer Weiſe der entſetzlichen Noth und Bedrückung ein Ende gemacht würde.

Der angeſehenſte und geſcheidteſte der Dorfvorſteher jener Gegend war ein gewißer Sogoro. Ihm ahnte indeſſen bei der ganzen Sache nichts gutes, und ſo weigerte er ſich lange, an den Berathungen ſeiner Genoſſen theilzunehmen; als er endlich den Bitten derſelben nachgab und mit ihnen ging, da nahm er zugleich von ſeiner Frau und ſeinen Kindern rührenden Abſchied. Die Dorfälteſten gingen in ihrer mißlichen Lage ſelbſtverſtändlich mit großer Vorſicht und Zurückhaltung zu Werke. Sie ſetzten eine ganz demüthige Bittſchrift auf, um zu erwirken, daß das Verfahren ihres Herren und Gebieters wenigſtens unterſucht würde. Falle die Unterſuchung, ſo ſagten ſie, zu deſſen Gunſten aus, ſo ſeien ſie zu jeder Sühne und Buße erbötig; falle ſie aber gegen denſelben aus, ſo bäten ſie in aller Beſcheidenheit, aber aufs ernſtlichſte um Abſtellung der Uebelſtände. Wie aber Sogoro vorausgeſehen, hatte die Bittſchrift, die ſie auf dem üblichen, vorgeſchriebenen Wege an den höchſten Rath einſandten, und von welcher Maſanobu als Mitglied dieſes Rathes Kunde erhielt, keine andere Folge, als daß ſie unter ſehr ſcharfen Drohungen zurückgewieſen wurde. Was ſollte man nun thun? Sogoro und noch fünf der Dorfvorſteher, deren im Ganzen dreißig dem Fürſten von Sakura unterſtellt waren, übernahmen es, vor dem Palaſte zu warten, bis die feierlichen Züge mit den Tragkörben oder Kagos der zur Rathſitzung ſich verſammelnden Fürſten ankamen, und dann auf gut Glück eine erneute Bittſchrift in einen ſolchen Kago zu werfen. Sie hatten auch Glück; der Brief gelangte in die Hände eines der beſtgeſinnten der Herren vom Rathe, eines Fürſten von Yamato, ward von ihm mitgenommen und dem Rathe vorgelegt. Schon freuten ſich die Dorfvorſteher des Gelingens ihres Planes; den Sogoro aber verließen ſeine böſen Ahnungen nicht. Eines Tages, während ſie noch auf eine Ant-

wort seitens des Fürsten von Yamato warteten, sprach er zu seinen versammelten Amtsgenossen: „Wäre es nicht besser, daß nur Wenige von uns hier blieben und die Uebrigen ruhig nach Hause gingen? Bricht dann das Unheil über uns herein, so leiden nicht so Viele, und die, welche zu Hause sich befinden, können sich dann wenigstens unsere Leichname ausbitten und uns ehrenvoll bestatten, wenn Masanobu's Rache uns ereilt." Durch solche Worte vermochte er endlich viele der Dorfvorsteher, aus Yedo nach ihrer Heimat zurückzukehren; er selbst aber und diejenigen, welche mit ihm zugleich die Bittschrift dem Fürsten von Yamato übermittelt hatten, mußten dableiben und auf dessen Antwort warten.

Nach sechstägigen Verhandlungen des höchsten Rathes endlich ließ sie jener Fürst zu sich bescheiden und eröffnete ihnen, der hohe Rath wolle allerdings ihre Angelegenheit untersuchen, könne sich aber nicht auf eine Beantwortung ihrer Bittschrift einlassen; vielmehr sei diese ungesetzmäßiger Weise befördert, und dies sei höchst strafbar. Alles, was er, der Fürst von Yamato, für sie habe thun können, sei, daß er ihnen Verzeihung ausgewirkt habe, falls sie die Bittschrift bereitwillig zurück nähmen. Dieser Beschluß, das sah Sogoro nebst seinen Genossen wohl ein, war äußerst betrübend, so wohlwollend er anscheinend auch lautete; unbedingt hatte Masanobu seinen Einfluß aufgeboten und in vollem Maße geltend gemacht. Bis die Untersuchung der Angelegenheit, welche der hohe Rath unabhängig von der Bittschrift zusagte, wirklich in Gang kam, konnten viele Jahre vergehen, und bis dahin hatte Masanobu alle Macht, seine Bedrückungen nur noch ärger auszuüben und sie namentlich gegen die widerspenstigen Dorfältesten zu richten.

In dieser verzweifelten Lage schlug Sogoro vor, man möge eine nochmalige Bittschrift direkt an den Schogun Iyemitsu gelangen lassen, indem Einer von ihnen sie in dessen Kago würfe, wenn der Regent sich in den hohen Rath oder zu irgend einer Feierlichkeit begeben wollte. Lange ward über diesen Vorschlag,

deſſen große Gefahren man ſich nicht verhehlen konnte, hin und her geredet; endlich aber kam es dazu, daß Sogoro, der ſich zu der Ausführung deſſelben erboten hatte, die Einwilligung ſeiner Amtsbrüder erhielt. Nun lauerte er dem Zuge auf, welcher den Schogun in einer feierlichen Prozeſſion zu den Gräbern der Angehörigen ſeiner Familie nach Uyeno*) geleiten ſollte. Es gelang ihm, dicht an den Tragkorb des geſtrengen Herrſchers zu gelangen und ſeine Papierrolle hineinzuſchleudern; aber natürlicher Weiſe packten ihn die Trabanten des Schogun und ſchleppten ihn in das Gefängniß; der Schogun erklärte ſein Vergehen für todeswürdig und übergab ihn zur Beſtrafung Niemand anders als dem Maſanobu.

Maſanobu aber gehorchte nur ſeiner Rachſucht, und ſo wurde nicht nur Sogoro, der auf den Tod längſt gefaßt war, ſondern auch deſſen ganze Familie zu einer der grauſamſten Todesarten verurtheilt, die man in Japan kennt, nämlich zu der Kreuzigung, bei welcher das unglückliche Opfer an zwei ſchräg über einander gelegte Balken feſtgebunden und dann durch Lanzenſtöße langſam vom Leben zum Tode gebracht wird. Vergebens machten mehrere der Räthe Maſanobu's demſelben die ernſteſten Vorſtellungen; vergebens baten die ſämmtlichen Bauern, welche dem grauſamen Fürſten untergeben waren, wenigſtens für die ganz unſchuldigen Angehörigen Sogoro's um Gnade. Maſanobu hörte nicht darauf und ſetzte ſeiner Grauſamkeit noch dadurch die Krone auf, daß er die Wortführer der bittenden Menge empfindlich, mit Verbannung und Gütereinziehung, beſtrafte, und es wird erzählt, daß ſie ſämmtlich elend zu Grunde gingen mit einer einzigen Ausnahme; Einer derſelben ward nämlich Prieſter und rettete ſich ſo vor den Drangſalen der Verbannung, und durch ihn allein iſt denn auch die Nachricht von dieſer Begebenheit der Nachwelt überliefert.

---

*) Stadttheil der Hauptſtadt Yedo oder Tokio, mit Park und Tempeln reich verſehen, vergl. Sage von den Schlangen der Benten, S. 355.

So nahete denn der Tag des Blutgerichtes; Sogoro, der unterdessen schon drei Monate im Gefängnisse geschmachtet hatte, ward nebst seiner Gattin und seinen zwei Söhnen auf den Richtplatz geschleppt, und hier wurden erst die Söhne, dann die Frau, endlich er selber auf die angegebene Weise getödtet. Schon die Frau war muthig und ungebeugten Sinnes gestorben und hatte ihrem Verfolger Rache angelobt; als aber nun Sogoro, nachdem er die Qualen der Seinigen angesehen, an die Schandpfähle gebunden und zu Tode gepeinigt ward, da rollten seine Augen unheimlich, und Alle fühlten, daß es keine leere Drohung sei, wenn er laut verkündete, sein Geist werde nicht ablassen, Vergeltung für diese schreienden Missethaten an Masanobu zu üben.

Es waren auch nur wenige Tage vergangen, als wilde Spukgestalten im Schlosse zu Sakura erschienen. Inmitten derselben tauchte stets Sogoro's Gestalt auf und verkündete Unheil über Unheil. Masanobu's Frau starb, von unerklärlichen Schmerzen gepeinigt, Masanobu selbst erkrankte und hatte Anfälle von Irrsinn; immer aber verkündete das Gespenst noch fernere Schicksalsschläge.

Dieselben blieben nicht aus. Nach nicht sehr langer Zeit bekam Masanobu im Schlosse zu Yedo Streit mit einem anderen Fürsten; in seinem krankhaften Zustande zog er das Schwert, es folgte ein Zweikampf, und Masanobu's Gegner sank tödtlich verwundet zu Boden. Höchst wahrscheinlich wäre Masanobu nun wegen der Verletzung der Ehrfurcht gegen den Schogun, deren er sich durch seine blutige That schuldig gemacht, sofort, falls man ihn ergriffen hätte, zum Tode verurtheilt und hätte sich dem Brauche gemäß durch Bauchaufschlitzen selbst um's Leben bringen müssen; er floh daher aus dem Palaste, so schnell er konnte, schwang sich auf sein bestes Roß und jagte in athemloser Hast auf sein Schloß.

War das Vergehen Masanobu's an sich schon todeswürdig, so wurde er durch seine Flucht geradezu zum Rebellen. Der Schogun gerieth in den größten Zorn und sandte ein beträcht-

liches Truppencorps gegen Sakura aus. Er war ſo erboßt gegen Maſanobu, daß er die beiden zuerſt von ihm ernannten Führer dieſes Corps ohne weiteres ſchmachvoll abſetzte, als ihm gemeldet wurde, daß dieſelben ſich mit dem Uebelthäter in gütliche Unterhandlungen eingelaſſen hätten. Die beiden neuen Befehlshaber beſetzten daher ohne Zögern das Schloß von Sakura und nahmen Maſanobu gefangen, der in ſeinem wahnwitzigen Zuſtande weder an Widerſtand noch an einen Fluchtverſuch zu denken vermochte.

Die Qualen deſſelben erreichten nun eine unerträgliche Höhe; ſeine Kräfte ſchwanden, ſeine Züge verzerrten ſich, und ſeine blutunterlaufenen Augen begannen gerade ſo zu rollen, wie die des armen Sogoro in ſeiner Todesſtunde. Dieſes Schreckgeſpenſt verließ den Fürſten Maſanobu faſt niemals, und auf Geheiß desſelben peinigte überirdiſches Feuer ſeine Glieder und Eingeweide. Schien dieſe Qual einmal nachlaſſen zu wollen, ſo kam Sogoro's Weib mit ihren unſchuldig gemordeten Kindern und verdoppelte ſie.

Endlich wurde Maſanobu von Reue ergriffen. Er ſandte zu den Prieſtern des nächſten Tempels und bat ſie inſtändig, ihm durch Fürbitte bei den Göttern zu helfen. Zugleich ſetzte er allen Nothleidenden erhebliche Summen aus, ließ Reis vertheilen und gelobte feierlich, er wolle nie wieder die Bauern bedrücken oder ungerecht und grauſam verfolgen.

Dies rettete ihn. Der Schatten des unglücklichen Sogoro ward von den Prieſtern beruhigt und erklärte, da des Sünders Reue aufrichtig und von Beſtand war, er ſei verſöhnt. Und nun erlangte Maſanobu, deſſen Vergehen man mit vollem Grunde auf ſeine Geiſtesſtörung ſchieben konnte, auch die Verzeihung des Schogun und lebte noch viele Jahre als ein gütiger Fürſt, der ſeiner Unterthanen Wohl ſtets im Auge hatte und ihnen viel Gutes that.

Iwama Kanzajemon.

Im vorigen Jahrhundert lebte in der Hauptstadt Yedo ein Mann, Iwama Kanzayemon, der zwar bei seinen Nachbaren in gutem Rufe stand, im Grunde jedoch einen bösartigen Charakter hatte und sehr geldgierig war. Er war noch unverheirathet, als er einstmals mit einem buddhistischen Priester, seinem Hausgenossen, der mit ihm sehr befreundet war und volles Vertrauen in ihn setzte, eine Reise nach Kioto verabredete. Der Priester hatte zu einem frommen Zwecke einige hundert Thaler gesammelt und beabsichtigte dieselben einem der Tempel in der Nähe von Kioto zu überbringen. Als nun aber der Morgen anbrach, an dem sie beide abreisen wollten, kam Kanzayemon in des Priesters Schlafgemach und erschlug ihn. Nachdem er das Geld, das der Priester schon in den für die Reise bestimmten Kleidern untergebracht, richtig gefunden und an sich genommen hatte, wußte er den Leichnam zu verstecken, und so blieb der abscheuliche Mord nicht nur unentdeckt, sondern es heftete sich auch nicht der geringste Verdacht auf Kanzayemon, der mit dem Gelde des Priesters gute Geschäfte machte und sich bald darauf verheiratete. Welcher Schrecken aber war es für ihn, als der älteste Sohn, der ihm geboren ward, auf ein Haar jenem von ihm gemordeten Priester glich. Kanzayemon erinnerte sich, daß dieser ein Mal an der Hüfte hatte; er sah nach, und das Kind hatte auch dieses Zeichen an der nämlichen Stelle. Nun fühlte er wohl, daß die Vergeltung über ihn hereinbrach; er trachtete daher stündlich danach, sich durch Gebete, durch Opfergaben an die Tempel und ernstliche Reue derselben zu entziehen. Es wurden ihm nach und nach noch drei Kinder geboren, noch ein zweiter Sohn und zwei Töchter; als diese heranwuchsen, zeigte sich bei allen eine ganz und gar verderbte Gemüthsart. Beide Söhne wurden Spieler und brachten ihren Vater beständig in Ungelegenheiten und in Verlust; die Töchter ergaben sich einem ausschweifenden

Lebenswandel und brachten ihn in Schmach und Schande, und als er mit Hülfe seiner Frau sie auf bessere Wege zu bringen versuchte, fand er zu seinem tiefsten Schmerze, daß auch seine Frau ihn hinterging und um nichts besser war, als ihre ehrvergessenen Töchter. Auf diese Weise gerieth Kanzayemon endlich in Verzweiflung, und einstmals, als seine Söhne wiederum einen schlechten Streich ausgeführt, eröffnete er einem seiner Freunde, er wolle seinem Leben durch Bauchaufschlitzen ein Ende machen, und bat denselben, in der üblichen Weise ihm nach der eigenhändigen Ausführung des Bauchschnittes den Kopf abzuhauen. Wie dies jedem Japaner heiliges Gesetz, willigte der Freund sofort ein, und er nebst allen Bekannten Kanzayemons beklagte denselben aufrichtig wegen aller Leiden, welche die Seinigen ohne sein Verschulden über ihn brächten. Alle aber erstaunten sehr, als Kanzayemon bei der feierlichen Ceremonie des Bauchaufschneidens ihnen erzählte, was er früher verübt habe, und wie er nicht schuldlos leide, sondern in Folge des göttlichen Strafgerichtes, das er seit der Geburt seines ersten Kindes langsam aber sicher habe heranziehen sehen.

Wunderbare Bestrafung eines Mordes.

Ein armer Kaufmann, der in einem der äußeren Stadttheile von Kioto mit seiner Frau und seinem einzigen Kinde, einer Tochter, gar kümmerlich lebte, war einst genöthigt, eine Reise zu unternehmen, und traf auf seiner Wanderung im Gebirge in einem kleinen Wirthshause mit einem Priester zusammen, der sich mit Wahrsagen befaßte und, wie er arglofer Weise dem Kaufmanne mittheilte, dadurch in den Besitz einer kleinen Geldsumme gekommen war. Als sie nun ihren Weg zusammen durch eine einsame Gegend fortsetzten, brachte d[illegible]mann verrätherischer Weise den Priester, seinen R[illegible]

um und nahm deſſen Geld zu ſich. Niemand wußte etwas von dem Verbrechen, und der Kaufmann glaubte ſchon, er ſei außer aller Gefahr vor Entdeckung, als, wenige Tage nach ſeiner Heimkehr, ſeine Tochter erkrankte. Die Krankheit verſchlimmerte ſich ſehr raſch; das Mädchen fing an, irre zu reden und erzählte, zum Entſetzen ihres Vaters, die Mordthat, die derſelbe verübt, mit allen Einzelheiten. Nun packte den Mörder wilde Verzweiflung; die Angſt vor Entdeckung ließ ihn nicht zur Beſinnung kommen, und ſo tödtete er auch noch ſeine Tochter aus Beſorgniß, ſie würde die Erzählung ohne alle Rückſicht auf die Anweſenheit Fremder wiederholen und ihn ins Verderben bringen. Aengſtlich beſorgt, die Spuren dieſer That zu beſeitigen, warf er den Leichnam in den Fluß, der in der Nähe ſeiner Wohnung vorbeifloß.

Als er dies aber gethan, bedachte er zu ſpät, daß er mit der Leiche ſeiner Tochter alle Kleider derſelben und auch einige Schmuckſachen, welche ſie an ſich gehabt, weggeworfen habe. Auch ſeine Frau machte ihm Vorwürfe über dieſe Uebereilung, und ſo ging er den Fluß entlang an eine ſtromabwärts gelegene Stelle, wo die Leiche dem Ufer nahe kam, und hier nahm er ihr die Kleider ab. Dabei aber ereilte ihn die Strafe des Himmels. Die Polizei ſah und ergriff ihn, und obwohl man ihm den Mord des Mädchens nicht erweiſen konnte, ſo war es doch klar, daß er um denſelben gewußt haben mußte; denn ſonſt wäre er der Leiche nicht nachgegangen. Man nahm an, er müſſe mit einem Räuber Gemeinſchaft gehabt und denſelben beherbergt haben, und ſo ward er zum Tode verurtheilt. Bevor er ſeine Strafe erlitt, geſtand er alle ſeine Verbrechen, für welche er, wie er reumüthig bekannte, zwiefach den Tod durch Henkershand verdient habe.

Herrn Kamon's Söhne.

Ein Herr Kamon, welcher in der Stadt Tooyama in der Provinz Bischiu lebte, war sehr jähzornig und gewaltthätig und hatte schon mehrere Male Leute, die bei ihm in Diensten waren, so verletzt, daß sie daran starben. Als dies sich öfter wiederholte, geschah es, daß die beiden Söhne Kamon's wahnsinnig wurden. Sie rannten mit den Köpfen gegen die Pfeiler des Hauses und riefen dabei ohne Unterlaß, sie seien Opfer der Grausamkeit ihres Vaters. Zuletzt fielen sie wie todt zu Boden. Mit Mühe brachte man sie wieder zum Bewußtsein, und nun wurden sie ruhig und genasen von ihrem Irrsinne. Sie blieben jedoch ihr ganzes Leben hindurch tiefsinnig und hatten allen Frohsinn auf immerdar verloren.

Herr Asai.

Das Oberhaupt einer der vornehmen Familien Japans, der Asai, der einen hohen Offizierposten im Heere des Schogun zu Yedo einnahm, hatte eine sehr schöne Nebenfrau, auf welche seine legitime Gemahlin eifersüchtig wurde, so daß sie die verhaßte Nebenbuhlerin bei ihrem Gemahle verdächtigte. Die ungerechte Verleumdung hatte auch Erfolg; Herr Asai wurde ärgerlich gegen jene Nebenfrau und ließ sich einstmals von seinem Zorne so sehr hinreißen, daß er sie schlug, und zwar mit so blinder Wuth, daß sie ihr linkes Auge einbüßte. In ihrem Schmerze und in ihrem Unwillen über diese ganz ungerechtfertigte Mißhandlung sprach sie arge Verwünschungen aus, so daß nun Herr Asai sich vor Zorn gar nicht mehr kannte und ihr einen tödtlichen Schlag auf den Kopf versetzte. Aber die Folgen da-

von blieben nicht aus; die Verwünſchungen der Unglücklichen, denen zufolge gleiches mit gleichem an ihrem Herrn und ſeinem Geſchlechte vergolten werden ſollte, gingen aufs pünktlichſte in Erfüllung. Zuerſt verlor Herr Aſai ſein linkes Auge, bald darauf erkrankte er und ſtarb, und ſeitdem ſind, durch ſechs Generationen hindurch, alle Häupter ſeines Geſchlechts, ſobald ſie das Alter von vierzig Jahren erreichten, welches zur Zeit jener Begebenheit ihr Ahnherr hatte, erſt erblindet und dann ſehr bald geſtorben.

Mima Saidſauro.

Als in der Nähe von Sekigahara in der Provinz Mino durch die Widerſacher des berühmten nachmaligen Schogun Iyeyaſu*) ein großes Kriegsheer geſammelt war, litten die Krieger mitunter Noth an Lebensmitteln, und ſo kam es, daß ein Soldat, Mima Saidſauro, einem Prieſter, der den Leuten wahrſagte und ſich dadurch Geld und Lebensmittel zu erwerben ſuchte, einen großen Sack mit Reis rauben wollte. Der Prieſter widerſetzte ſich ihm aber, und als ſie nun in heftigen Streit geriethen und der Soldat von ſeinem Schwerte Gebrauch machte, traf er den Prieſter ſo unglücklich, daß er ihm das rechte Bein abhieb. Der Prieſter ſtarb an dem Blutverluſte, den die Wunde veranlaßte, und rief im Sterben, er werde an dem Soldaten und an ſeinen Nachkommen bis ins ſiebente Glied Rache üben. Und in Folge davon ward der Soldat wirklich am rechten Fuße lahm und mußte den Kriegsdienſt aufgeben. Sein Sohn trat an ſeine Stelle, doch ihm erging es ebenſo, und dies wiederholte ſich jedesmal bei allen folgenden Geſchlechtern, ſo weit die Berichte darüber vorliegen.

*) Vgl. geſchichtliche Sage von Ogaki, S. 289.

Iya Gozajemon.

Ein Herr Iya Gozayemon, welcher in der Hauptſtadt Japans wohnte, hatte auf einen ungerechten Verdacht hin einen ſeiner Untergebenen ums Leben gebracht und wurde von nun an von dem Geiſte des Gemordeten unabläſſig gequält. Oft fuhr dieſer Geiſt in ihn, und er redete dann im Wahnſinn die entſetzlichſten Dinge, ſo daß ſeine Umgebung in die größte Angſt und Beſtürzung gerieth.

Es ward deshalb eine Frau zu ihm gerufen, von der man wußte, daß ſie im Bannen von Geiſtern und Geſpenſtern ſehr erfahren ſei. Sie kam auch alſobald mit ihren Apparaten an, zog rings um Gozayemon ein Strohſeil, dem die Kraft innewohnt, ſelbſt Geiſter zurückzuhalten, und begann allerhand Räucherungen und Gebete, während deren Gozayemon geſenkten Hauptes und ſtieren Blickes daſaß. Auf einmal aber ergriff die Beſchwörerin ein Schwert, das in einem Winkel ſtand, und führte damit einen Schlag gegen Gozayemon, der ihn augenblicklich tödtete.

Man ſchleppte ſie ſofort vor Gericht, hier aber behauptete ſie, von nichts zu wiſſen. Auch machte ſie dem Richter bemerklich, daß ſie nicht den mindeſten Grund gehabt habe, Gozayemon zu tödten, daß vielmehr ihr Beſtreben nur geweſen ſein könne, ihn, wie verlangt, zu heilen, denn ſie habe ihn an dem Tage zum erſten Male geſehen und ſei auch mit ſeiner ganzen Familie und Umgebung gänzlich unbekannt. Der Richter, dem dies einleuchtete, ließ ſorgfältig nachforſchen, und da ſich in der That alles ſo verhielt, wie die Frau angegeben, ſah er ſich genöthigt, anzunehmen, daß der Geiſt des unſchuldig Getödteten in dem verhängnißvollen Augenblicke in die Frau gefahren ſein müſſe, und daß ſie in unbewußtem Zuſtande die Rache für ihn vollführte. Sie ward daher freigeſprochen.

Aoïama.

Aoyama bekleidete vor etwa zweihundert Jahren in Yedo den Posten eines Polizeiobersten, zu dem er sich indessen durchaus nicht eignete, denn er war ein sehr jähzorniger, zur Grausamkeit geneigter Mann. Eine seiner Dienerinnen, Kiku, hatte einmal das Unglück, ein kostbares Geschirr zu zerbrechen, welches Herrn Aoyama sehr werth war, und hierüber ward er so aufgebracht, daß er sie festbinden und ihr die Finger abschneiden ließ, durch welche der Unfall herbeigeführt war. Dies verursachte ihr furchtbare Schmerzen; sie bat flehentlich, daß man ihr die Wunden gehörig verbinden und behandeln lassen möge, aber vergebens, ihr Herr hielt sie in Banden fest und ging daran, sie noch ferner zu peinigen. Da riß sie sich mit der Kraft der Verzweiflung los, lief hinaus und stürzte sich in den Brunnen neben dem Hause, wo sie den Tod fand.

Seit diesem Tage nun erschien allabendlich der Geist dieses Mädchens und zählte alles Geschirr im Hause, kam dann zu Herrn Aoyamas Lager, um ihn zu ängstigen, und schreckte auch sämmtliche Hausgenossen auf alle erdenkliche Weise. Es ward daher im Hause so unheimlich, daß die Diener ohne Ausnahme das Weite suchten. Herr Aoyama, gänzlich verlassen, war in der übelsten Lage; nicht im Stande, den Obliegenheiten seines Amtes nachzukommen, erhielt er seine Entlassung und gerieth in große Noth.

Ein Priester, dem Aoyama sein Leid klagte, erbarmte sich endlich seiner, nachdem er Reue und Besserung gelobt; derselbe versöhnte den zürnenden Geist des armen Mädchens, und als dieser dem Aoyama verzieh und der Spuk im Hause ein Ende nahm, ging es demselben auch wieder besser, und er bekam aufs neue ein Amt, das er von nun an mit mehr Milde und Mäßigung handhabte als ehedem.

Der Wechſelbalg.

Vor nunmehr zweihundert Jahren lebte in der Provinz Tſchoſchiu ein Zimmermann, der ſeines Lebens nicht froh werden konnte, weil ſein Neffe, ein überaus boshafter Menſch, ihn täglich quälte und durch ſeine ſchlechten Streiche aufbrachte. Derſelbe zerſtörte muthwillig, was ſein Oheim durch ſchwere Mühe ſich erworben, mißhandelte ſeine Vettern und Baſen und brachte endlich ſeine Verwandten auf den Gedanken, daß er ein unheimliches Weſen ſei, welches nur durch Zauber oder ſonſt auf übernatürliche Weiſe in die Familie eingeſchwärzt ſei. Beſtärkt wurden ſie in dieſer Vermuthung dadurch, das der Unhold ein abſcheulich wildes Ausſehen hatte, und daß namentlich ſeine Zähne ſehr häßlich und ganz ungleich waren und ungewöhnlich ſchief ſtanden. So kam es, daß der Zimmermann, als ſein Neffe ihn durch beſonders grauſame Mißhandlungen Wehrloſer abermals erzürnt hatte, den Entſchluß faßte, ſich des ungerathenen Neffen zu entledigen. Als ſie einſt zuſammen in einem Kahne über das Meer fuhren, band er ihn mit Stricken und warf ihn ſeines Geſchreies unerachtet ins Waſſer.

Allerdings fühlte er nachmals darüber oft Gewiſſensbiſſe, und er bedachte wohl, daß eine ſchwere Schuld auf ihm laſte, falls ſeine Vermuthung, daß in jenem Neffen ein böſer Geiſt geſteckt, unrichtig geweſen ſein ſollte. Indeſſen zeigte der ſpätere Verlauf der Dinge, daß es ſich wirklich um einen Spuk handelte; das nächſte Kind, das ihm geboren ward, war nichts anderes als eine Wiedergeburt des Unholdes, von ganz demſelben Ausſehen und namentlich mit denſelben ſonderbaren Zähnen. Voll Angſt und Entſetzen entſchloß ſich der Zimmermann, den Wechſelbalg abermals zu tödten. Den Leichnam that er in eine Kiſte und war im Begriff, dieſe zu verſcharren, als der Deckel derſelben ſich nochmals hob und er die Worte vernahm: „Wehe mir, daß ich dem Haſſe gegen dich, der mich verzehrt, ſeit du mich ins Meer ſenkteſt,

nun nicht gehörig fröhnen kann, wie ich es doch hoffte, da es mir gelang, als dein Kind wiedergeboren zu werden! Aber wahre dich vor Feuer!“ Der Zimmermann war seitdem unabläſſig wachſam gegen Feuerſchaden und war auch ſo glücklich, ſein Haus davor zu ſchützen; zu einer Zeit jedoch, wo er es am wenigſten vermuthen konnte, verbrannten bald nachher alle ſeine Fiſchnetze, die er am Strande zum Trocknen aufgehängt hatte, und zwar die ſeinigen ganz allein, während keiner ſeiner Nachbarn, die ihre Netze an der nämlichen Stelle aufbewahrten, einen ſolchen Verluſt erlitt.

Tajima Schume und der Prieſter.

Tajima Schume gehörte zu den adligen Kriegern oder Samurai, welche in alten Zeiten das ausſchließliche Recht hatten, Kriegsdienſte zu leiſten; aber gleich Anderen ſeines Standes hatte er das Unglück gehabt, daß er flüchtig werden mußte, und ſtreifte nun als heimatloſer Krieger oder Ronin im Lande umher. Es erging ihm ſehr ſchlecht, und ſo war es ganz natürlich, daß er mit einem buddhiſtiſchen Prieſter Freundſchaft ſchloß, von denen viele demüthigen Sinnes ſich der Leidtragenden und Bekümmerten annehmen und ihnen Troſt zuzuſprechen lieben. Dieſer Prieſter war von ſeinem Oberen beauftragt, eine nicht unbeträchtliche Summe zu einem frommen Zwecke zuſammenzubringen, und hatte, wie er dem Tajima Schume vertrauensvoll mittheilte, bereits einen ziemlich großen Theil derſelben beiſammen. Er wollte nun verſuchen, in der Nähe von Kioto die Summe voll zu machen, und Tajima Schume reiſte mit ihm.

Indeſſen verdiente dieſer das Vertrauen ſeines Reiſegefährten durchaus nicht. Sie ſetzten gerade in einem kleinen Schiffe über eine Meeresbucht, um den Weg abzukürzen, als dem Tajima

Schume der teufliſche Gedanke kam, den Prieſter aus der Welt zu ſchaffen und ſich ſeines Geldes zu bemächtigen. Der Prieſter befand ſich des ſchönen Wetters halber auf dem Verdeck, nachdem er ſeine Barſchaft ſorgſam in der kleinen Kajüte des Fahrzeuges verwahrt. Tajima hatte ſich eigens deſſen vergewiſſert und trat darauf zu dem Prieſter, mit dem er ein Geſpräch anknüpfte, und während deſſelben nahm er die Gelegenheit wahr, den nichts ahnenden Gefährten hinterrücks in die See zu ſtoßen. Der Prieſter kämpfte verzweifelnd mit den Wellen, Tajima aber wehklagte, um die übrigen Mitfahrenden glauben zu machen, er ſei wegen des Unfalles bekümmert, und machte ſogar ſcheinbar einige Anſtrengungen, den Prieſter zu retten. Dieſer war bald untergegangen; das Schiff fuhr weiter, und Tajima kam ohne Aufſehen und Verdacht in den Beſitz des erſehnten Geldes. Ans Land geſtiegen, begann er alſobald damit Geſchäfte zu machen, und als ob das Geſchick eigens die Grille hätte, ihn nicht zu ſtrafen, ließ es alle ſeine Unternehmungen glücken. Es dauerte nicht lange, ſo wurde er einer der reichſten Einwohner von Kioto.

Deſto ſchlimmer aber ſah es in ſeinem Innern aus. Sein ganzes Daſein war vergällt; die Folterqualen ſeines Gewiſſens hörten niemals auf, und unabläſſig erſchien ihm das Geſicht des Prieſters, zwar von Todesangſt entſtellt, wie er es in den Wellen verſchwinden ſah, aber doch mit rachedürſtendem Blick und Hohnlachen. Zuletzt ward Tajima völlig geſtörten Geiſtes, und ſeine Diener klagten, er müſſe von böſen Geiſtern beſeſſen ſein. Da hörten ſie denn, ein Prieſter reiſe ſchon ſeit einiger Zeit in der Umgegend umher, der eine ganz beſondere Kraft im Bannen ſolcher Geiſter habe. Sie meldeten es ſofort ihrem Herren, und dieſer ergriff mit Begierde dies letzte Mittel der Rettung, entſchloſſen, dem Prieſter alles zu geſtehen und ſelbſt die Gefahr der Beſtrafung durch den Arm der Gerechtigkeit nicht zu ſcheuen, um nur ſeiner Gewiſſensbiſſe ledig zu werden.

Man führte daher den Prieſter zu ihm; als Tajima ihm aber ins Antlitz blickte, da fiel er mit lautem Schrei zu Boden

und wand ſich in den fürchterlichſten Krämpfen. Wiederum war es das Geſicht ſeines hinterliſtig gemordeten Freundes, in das er ſah.

Der Prieſter aber redete ihm gütig zu; es war jener hinterliſtig aus dem Weg geſchaffte Freund ſelber, kein Schatten, der vor ihm ſtand, der ihn ſogar, als er die aufrichtige Reue des Verbrechers ſah, liebreich tröſtete und ihm verzieh. Er hatte, ſo erzählte er, keine andere Rache üben wollen, als daß er den Tajima Schume den Qualen ſeines eigenen Gewiſſens überließ: daher hätte er demſelben ſorgfältig die Kunde davon verhehlt, daß er nach ſeinem Unterſinken noch einmal in die Höhe getaucht ſei, ſich ſchwimmend nach Kräften oben gehalten habe und endlich durch ein anderes Schiff gerettet ſei. Nun, da er gehört, Tajima ſei in Folge der Beängſtigungen ſeines Gewiſſens und durch die quälenden Geſichter, welche die göttliche Gerechtigkeit gegen ihn ausgeſandt, dem Wahnſinn verfallen, und da er geſehen, wie tief ſeine Reue ſei, wolle er den Lehren ſeines erhabenen Meiſters gemäß volle Verzeihung üben.

Tajima Schume kam allmälig zu ſich, war aber aufs tiefſte erſchüttert und ward erſt vollends von ſeinen Leiden geheilt, als der edelmüthige Prieſter einwilligte, eine Zeit lang bei ihm zu weilen und zu fernerer Sühne jene ehedem geraubte Summe, von deren Zurücknahme er Anfangs gar nichts wiſſen wollte, zur Ausführung frommer Werke wieder anzunehmen.

Von nun an lebte Tajima, obwohl ſein eigenes Gewiſſen ihm niemals ganz verzieh, doch in Ruhe, und der gute Prieſter blieb bis ans Lebensende ſein Freund.

Die Rache eines verlassenen Mädchens an dem Treulosen.

Es ist in Japan ein allgemein verbreiteter Glaube, daß man Personen, welchen man Schaden an Leib und Leben zufügen will, damit quälen und zu Grunde richten kann, daß man eine Puppe aus Stroh anfertigt und diese durch Anlegen von Kleidern des Feindes und durch gewisse magische Prozeduren so hergerichtet, daß alles, was ihr geschieht, auch von demjenigen empfunden wird, den sie darstellen soll. Daher nehmen denn auch Mädchen, welche in besonders schändlicher Weise von ihrem Liebhaber verlassen sind, zu solchem bösen Zauber ihre Zuflucht, um sich an dem Treulosen zu rächen. Man erzählt, daß vor grauen Jahren eine zauberkundige Frau einem jungen Mädchen, das sich bei ihr über den Treubruch ihres Geliebten bitterlich beklagte, den Rath gegeben habe, eine solche Strohpuppe um die Stunde des Stieres, also zwischen ein und drei Uhr Nachts, in den Wald mitzunehmen und an einen Baum nageln, den sie dann zu mehrerer Sicherheit mittels eines Strohseiles bannen sollte, um jede übernatürliche Dazwischenkunft zu Gunsten des Verfolgten auszuschließen. Als nun die Strohpuppe angefangen habe, zu verwesen, sei der ungetreue Liebhaber erkrankt und unrettbar dem Tode verfallen. Seitdem gehen Frauen und Mädchen, welche durch die Treulosigkeit eines Mannes tief gekränkt und von Rache gegen denselben beseelt sind, meist um dieselbe Stunde einsam in den Wald, nageln ein aus Stroh gefertigtes Abbild des Gegenstandes ihres Hasses an einen geweihten Baum und beten dann oft viele Nächte hinter einander zu den Göttern um Bestrafung des Verräthers. Gern wählen die rachsüchtigen Frauen solche Bäume, welche schon einmal zu dem nämlichen Zwecke geweiht waren, und so sieht man oft solche Bäume mit einer ganzen Anzahl von Nägeln bedeckt, an welchen einstmals derartige — nun längst abgefaulte — Strohpuppen befestigt waren.

Das Gottesurtheil.

Ein vornehmer Fürſt, der zum Statthalter der Provinz Hiuga auf der Inſel Kiuſchiu ernannt war, wurde — wie man im Volke allgemein annahm, ohne Grund — durch Angeber angeklagt, er habe Hochverrath anzetteln wollen, und wurde in Folge deſſen enthauptet. Wie dies in vielen Fällen ehedem geſchah, wurde ſein Kopf auf einen Pfahl geſteckt und zur Warnung Anderer am Wege ausgeſtellt.

Der Statthalter war aber bei den Seinigen ſehr beliebt, und ſo währte es gar nicht lange, bis einer derſelben das Haupt des Hingerichteten fortnahm und es ehrenvoll beſtattete. Die regierenden Herren waren darüber ſehr ergrimmt, und ſo ward eine ſtrenge Unterſuchung eingeleitet. Die Richter waren indeſſen lange Zeit völlig rathlos, bis ein Soldat, Namens Yena Iman, ſich bei ihnen meldete und berichtete, ein alter Diener des Enthaupteten, Saito, habe, wie er ſelber geſehen, das Haupt entwandt. Saito ward ſogleich vor den Gerichtshof gefordert, wußte aber ſo manches zu ſeiner Vertheidigung anzuführen, daß die Richter trotz der beſtimmten und durch heilige Betheuerungen erhärteten Ausſage des Yena Iman gänzlich an ſeiner Schuld irre wurden. In dieſer Verlegenheit entſchieden ſie, es ſolle auf ein Gottesurtheil ankommen, und zwar ſolle daſſelbe in der bei ſolchen Gelegenheiten üblichen Feuerprobe beſtehen. Beide, der Ankläger wie der Beſchuldigte, wurden einander gegenüber geſtellt und nochmals befragt, ob ſie ihre Behauptungen durch unerſchrockenes Ergreifen eines rothglühenden Eiſenſtabes erhärten wollten. Beide bejaheten dies, und ſo nahm erſt der Angeklagte, Saito, das Eiſen in die Hände, das ihm nichts zu Leide that; als man es aber darauf dem Yena Iman reichte, verbrannte es ihm ſeine Hände auf jämmerliche Weiſe.

So war Saito glänzend gerechtfertigt und ward freigeſprochen; das Volk aber war ſehr darüber in Zweifel, ob er

wirklich an dem Entwenden des Hauptes unſchuldig war, oder ob ihn die Götter vielleicht deshalb beſchirmten, weil er durch das Herabnehmen und Beſtatten des Hauptes ſeines unſchuldig ums Leben gebrachten Herren eine fromme und lobenswerthe Handlung verübt hatte, während Yena Iman aus niedriger Geſinnung handelte und deshalb beſtraft ward.

Yaſumaſa.

Man erzählt in Japan viel davon, daß manchen Menſchen die Kraft inne wohnt, mit ihrem Blicke Andere zu bannen, ſie gleichſam durch Zauberkraft zurückzuhalten und zu lähmen. Das berühmteſte Beiſpiel dieſer Art berichtet man von einem Hofadligen aus alter Zeit, aus dem elften Jahrhundert chriſtlicher Zeitrechnung, Namens Yaſumaſa. Dieſer Yaſumaſa gehörte einem ſehr erlauchten und durch treue Anhänglichkeit an die Kaiſerfamilie ausgezeichneten Hauſe, dem der Fujiwara an, einem Hauſe, aus welchem die alten Herrſcher ſehr oft ihre oberſten Miniſter, manchmal aber auch ihre Gattinnen wählten. Yaſumaſa hätte daher wohl auf die höchſten Aemter Anſpruch machen können; er begnügte ſich indeſſen mit dem eines kaiſerlichen Stallmeiſters, das ihn in ſtete, nahe Berührung mit ſeinem geliebten Monarchen brachte, und damit war ſein Ehrgeiz befriedigt.

Eines Abends, es war tief im Winter, und die Wege waren menſchenleer und verlaſſen, ging dieſer Herr Yaſumaſa vor den Thoren der Stadt Kioto ſpazieren, indem er von Zeit zu Zeit die Flöte blies, worin er große Geſchicklichkeit erlangt hatte, um ſich damit bei der einſamen Wanderung die Zeit zu vertreiben. Da bemerkte ihn von einem Schlupfwinkel aus einer der gefährlichſten Straßenräuber jener Zeit, der rieſenſtarke

Hakamadare. Derſelbe hielt den ſchlecht bewaffneten Spaziergänger für eine leichte und willkommene Beute und meinte auch wohl, er werde denſelben ohne Mühe in Schrecken verſetzen, und es werde gar keines Kampfes bedürfen, um in den Beſitz von deſſen Barſchaft zu gelangen. Mit gezücktem Schwerte drang er auf Yaſumaſa ein und rief ihn an, er möge ihm ſein Geld herausgeben: er hatte ſich jedoch arg getäuſcht und konnte demſelben nicht einmal nahe kommen. Yaſumaſa brauchte nur ſein Auge auf ihn zu richten, ſo ſtand er wider ſeinen Willen regungslos ſtill. Er mußte ſich abwenden und beſchämt zurückziehen; ſo oft er wieder vorzudringen wagte, hielt ihn Yaſumaſa's Blick gebannt.

Nun dachte er, er wollte ſich aus der Ferne heranſchleichen und, wenn er nahe gekommen ſei, von rückwärts einen gewaltigen Streich auf ſeinen Gegner führen; aber auch das gelang ihm nicht, denn Yaſumaſa's Auge blieb auf ihn geheftet, wohin er ſich auch wenden mochte, und unabläſſig fühlte er die Gewalt des magiſchen Blickes. Yaſumaſa war dabei ganz ruhig geblieben und blies unbefangen, wie es ihm gefiel, ſeine Flöte.

Da begann endlich Hakamadare am ganzen Leibe zu zittern. Er warf ſich dem Yaſumaſa zu Füßen und hob flehentlich die Hände zu ihm empor. Yaſumaſa überhäufte ihn nun mit den bitterſten Vorwürfen ob ſeines verbrecheriſchen Lebenswandels. Er fragte nach ſeinem Namen, und als der Räuber denſelben genannt, ſprach Yaſumaſa: „Ich habe viel von deinen Thaten gehört und mich ſtets tief darüber betrübt, daß ein ſo tüchtiger und tapferer Mann wie du auf ſo ſchändliche Abwege gerathen iſt. Müßteſt du nicht vor allem danach trachten, mit deinen Gaben und deiner Kraft der Menſchheit zu nützen, ſtatt deine Nächſten in Schaden und Lebensgefahr zu bringen? Jetzt folge mir!“ Willenlos that Hakamadare, wie ihm geheißen, und ging geſenkten Hauptes hinter Yaſumaſa drein bis in die Stadt und in deſſen Haus. Hier befahl ihm Yaſumaſa, ruhig zu verweilen, bis er ſelber zurückgekehrt ſei, und darauf begab er ſich

zum Kaiſer, erzählte dieſem, was ihm begegnet, und erbat ſich als beſondere Gunſt Hakamadare's Begnadigung ſo dringend, daß der Kaiſer ſie ihm bewilligte. Als er dies dem Räuber, der ſchon auf das ſchlimmſte gefaßt war, verkündete und demſelben zugleich ſagte, er wolle ihn ſtets, ſo oft er in Noth geriethe, mit Rath und That unterſtützen, falls er nur von ſeinem ſchändlichen Gewerbe ablaſſen und von Stund an ein redlicher Menſch werden wolle, da war Hakamadare faſt noch mehr von Yaſumaſa's Großmuth, als durch ſeinen Zauberblick überwältigt. Thränen kamen ihm in die Augen; er gelobte kniefällig Beſſerung auf immerdar, und man ſagt, daß er dies Gelöbniß treu bis an ſein Lebensende hielt.

Der Wahrſager.

Die Japaner glauben feſt an Träume und Vorbedeutungen und würden, wenn es nicht allerhand Mittel zur Beſchwichtigung geängſteter Gemüther gäbe, niemals davor in Ruhe kommen. Eines dieſer Beruhigungsmittel iſt ein Fabelthier, der Baku, ein großes vierfüßiges Thier, halb mit Haaren, halb mit breiten Schuppen bedeckt, mit einem hundeartigen Kopfe und ſtarken Füßen und Klauen, welches im Stande iſt, alle böſen Zeichen und Zauberdinge zu verſchlingen und gute an deren Stelle treten zu laſſen. Außerdem aber giebt es Traumdeuter, Aſtrologen und Wahrſager in Menge, und namentlich die letzteren, die auf allerhand Art und Weiſe nicht nur die Zukunft zu offenbaren, ſondern auch gegenwärtige, in Dunkel gehüllte Dinge ans Licht zu bringen vermögen, finden außerordentlichen Zuſpruch, mögen ſie Prieſter oder Laien ſein, wenn nur das Volk Vertrauen in ihre Fähigkeiten ſetzt.

Ein ſolcher Wahrſager kam einſt nach Tokio, fand aber

Anfangs keinen großen Zuſpruch, denn ſtatt der vielverheißenden Apparate ſeiner Collegen, wie Schildkrötenſchalen, Schulterblätter vom Hirſche, die man ins Feuer legt und Sprünge bekommen läßt, oder Punktirtafeln und eigens zugerichteter Bambusſtäbchen, wandte er nur eine einfache Rechenmaſchine an, wie ſie jeder Japaner führt, und verſchmähete alle abſonderlichen Ceremonien. Zu dieſem Wahrſager kam eines Tages ein Bauer, dem ein Pferd geſtohlen war, und der ſchon bei mehreren anderen Wahrſagern ſich vergebens Rathes erholt hatte. Er trug dem Wahrſager alles genau vor, was er über den Vorgang mittheilen konnte, und dieſer begann ſeine Manipulationen. Nach kurzer Friſt ward er verlegen und bat um Geduld und Zeit, damit er ſein Verfahren wiederholen könne; als dies geſchehen, ſprach er mit mehr Selbſtvertrauen: „Lieber Freund, ich ſehe wohl, es iſt nicht anders; mag die Sache noch ſo ſeltſam klingen, Euer Pferd befindet ſich ohne allen Zweifel augenblicklich unter Matten.“ Der Bauer war darüber ſehr betroffen, denn er dachte natürlicher Weiſe, ſein geſtohlenes Thier ſolle unter den Matten liegen, mit denen der Boden eines Zimmers bedeckt ſei, und hielt dies für ganz unmöglich. Er bat den weiſen Mann inſtändig, noch einmal eine Unterſuchung anzuſtellen, und als das Ergebniß zum dritten Male das nämliche war, ging er kopfſchüttelnd von dannen, ohne dem Wahrſager für alle ſeine Mühe gehörigen Dank und Lohn zu ſpenden.

Kaum aber war der Bauer fortgegangen und auf die nächſte Straße gekommen, ſo begegnete ihm ein Pferd, das mit Matten beladen war, welche zur Ausſtattung eines Hauſes in der Nähe verwandt werden ſollten. Durch den Ausſpruch des Wahrſagers aufmerkſam geworden, ſah er alsbald, daß es ſein eigenes Pferd war, welches alſo, ganz jenem Ausſpruche gemäß, ſich unter Matten befand.

Sogleich forderte er von dem Pferdeführer ſein Eigenthum zurück; dieſer machte es ihm auch nicht ſtreitig, ſondern ſuchte das Weite und war froh, ohne Strafe davonzukommen. Der

Bauer aber, hocherfreut, ſo bald wieder in den Beſitz ſeines Pferdes gelangt zu ſein, pries nunmehr die Geſchicklichkeit des Wahrſagers. Er begab ſich eigens zu demſelben zurück, dankte ihm aufs verbindlichſte und bezahlte ihn reichlich; die Leute aber, denen er die Geſchichte erzählte, faßten jetzt das höchſte Zutrauen zu dem früher mißachteten Wahrſager, und dieſer erhielt die größte Kundſchaft unter allen Wahrſagern des ganzen Stadtviertels.

Das Magazin

für die Litteratur des In- und Auslandes

Begründet 1832

Herausgeber Dr. Franz Hirsch,

ist die einzige große Wochenschrift, welche dem gebildeten Leser einen vollständigen systematischen Überblick über die hervorragendsten Litteraturerscheinungen aller Kulturnationen verschafft.

Das Magazin bringt nicht nur Kritiken und litterarische Notizen, sondern auch in jeder Nummer Leitartikel und Aufsätze, die sich auf brennende Zeitfragen geistiger Art beziehen.

Das Magazin gewährt auch der schriftstellerischen Produktion eine Stätte, an welcher sich das poetische Schaffen ohne die hemmenden Schranken philiströser Vorurteile entfalten kann.

Das Magazin ist keine Zeitung bloß für den Fachmann, sondern es wendet sich in fesselnder Darstellung und geistreicher, aber immer vornehmer Sprache an alle gebildeten Leser mit litterarischem Interesse, um sie über alles Wissenswerte in der Weltlitteratur auf dem Laufenden zu erhalten und ihnen bezüglich ihrer Lektüre kritischen Rat zu erteilen.

Das Magazin, das Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverbandes, ist durchaus frei von jedem litterarischen Cliquenwesen wie von jeder Partei-Einseitigkeit und es verdankt dieser seiner Unabhängigkeit sein Ansehen daheim und im Auslande.

Die hervorragendsten Schriftsteller sind seine Mitarbeiter, seine Leser das gebildetste Publikum.

Das Magazin erscheint wöchentlich in 32 Spalten Großquart und kostet vierteljährlich nur 4 Mark.

Sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten, sowie die unterzeichnete Verlagshandlung nehmen Bestellungen an.

Eine Probenummer steht auf Wunsch franko und gratis zur Verfügung.

Jedes Quartal ist in sich abgeschlossen; es kann also das Abonnement auch innerhalb des Jahres jederzeit erfolgen.

Die Verlagshandlung des
„Magazin".

Leipzig.

K. Hofbuchhandlung von Wilhelm Friedrich.

Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.

Japaner aber verdienen unter denſelben gewiß eine beſondere Beachtung, ſowohl wegen ihres reichen und oft in echt dichteriſcher und ergreifender Weiſe vorgeführten Inhaltes, als auch wegen der überraſchenden Lichter, welche ſie auf den Charakter der Japaner, bis in die tiefſten Falten der Volksſeele hinein, werfen.

Damit dies aber der Fall ſei, mußten die Märchen, Götter- und Heldenſagen, Legenden, Ortſagen und Spukgeſchichten in möglichſt großer Anzahl und nach jeder Richtung hin geſammelt werden; zugleich aber mußte Sorge getragen werden, daß ſie in wirklich volksthümlicher Form und ſo weit als thunlich in urſprünglicher, aus der Vorzeit herrührender Weiſe wiedergegeben werden. Alle Verſchnörkelungen und willkürlichen Zuſätze, mit denen bisher nach dem Muſter etwa der fachgemäßen Geſchichtenerzähler in Japan — oder auch nach neueren Schriften — uns die japaniſchen Ueberlieferungen mitgetheilt wurden, waren zu beſeitigen. Nicht die Form und Lesart, welche ein beifallſüchtiger und neuerungsbedürftiger, meiſt dem Schauſpielerſtande angehörige „Erzähler“ in Japan einem derartigen Gegenſtande gegeben, durfte als befriedigend angeſehen und ohne Kritik befolgt werden, ſondern es mußte vielmehr alles, was die Kunſt hinzugethan, abgeſtreift werden; denn eben die Dinge, in welche ein Erzähler ſeinen Stolz ſetzt, willkürliche und daher den urſprünglichen Charakter der Erzählung fälſchende Combinationen verſchiedener Sagen miteinander, neuerfundene Einſchiebſel und ungehörige Ausführungen, waren auszumerzen. Dies aber konnte nur durch anhaltendes Sammeln des Verfaſſers im Verkehr mit dem Volke ſelbſt, mit Vornehm und Gering, in Stadt und Land erzielt werden. Damit allein war aber auch jene Vollſtändigkeit erreichbar, ohne welche irgend eine reelle Baſis für die Beurtheilung des Volkscharakters undenkbar iſt. Eine geringe, durch Zufall zuſammengewürfelte Zahl von Sagen oder Märchen würde in dieſer Beziehung durchaus unzureichend ſein; weit bedenklicher aber iſt die von manchen Autoren beliebte „Auswahl“, welche nothwendiger Weiſe zu Einſeitigkeiten führen muß. Wir glauben, im Gegenſatze zu ſolchen fragmentären und gekünſtelten Arbeiten unſerem Volke eine bleibende, reelle Errungenſchaft zuzuführen und hoffen, daſſelbe werde in dieſem ernſtgemeinten Streben Wohlwollen und Anerkennung nicht verſagen.

Verlag der Königl. Hofbuchhandlung von
Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Russische Märchen

von

Wilhelm Goldschmidt.

8. eleg. br. M. 3.—, eleg. geb. M. 4.—.

Rumänische Märchen

übersetzt von

Mite Kremnitz.

8. eleg. br. M. 5.—, eleg. geb. M. 6.—.

Sagen und Märchen

der Südslaven

von

Dr. Fr. S. Krauß.

Bd. I. II. 8. eleg. br. à M. 6.—, eleg. geb. M. 7.—.

Grisebach, Eduard, Die treulose Witwe. Eine orientalische Novelle und ihre Wanderung durch die Weltliteratur. IV. Auflage. 16. eleg. br. M. 2.50.

Cassel, Paulus, Aus Literatur und Symbolik. gr. 8. eleg. br. M. 8.—, eleg. geb. M. 9.—.

Bergel, Dr. Joseph, Die Mythologie der alten Hebräer. 2 Theile. 8. br. M. 3.—.

Wlislocki, Dr. Hch. v., Haideblüten. Volkslieder der transsilvanischen Zigeuner. Inedita, Originaltexte und Verdeutschungen. 8. eleg. br. M. 1.—.

— **Eine Hildebrands-Ballade** der transsilvanischen Zigeuner. 8. br. M. —.50.

Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.

Digitized by Google

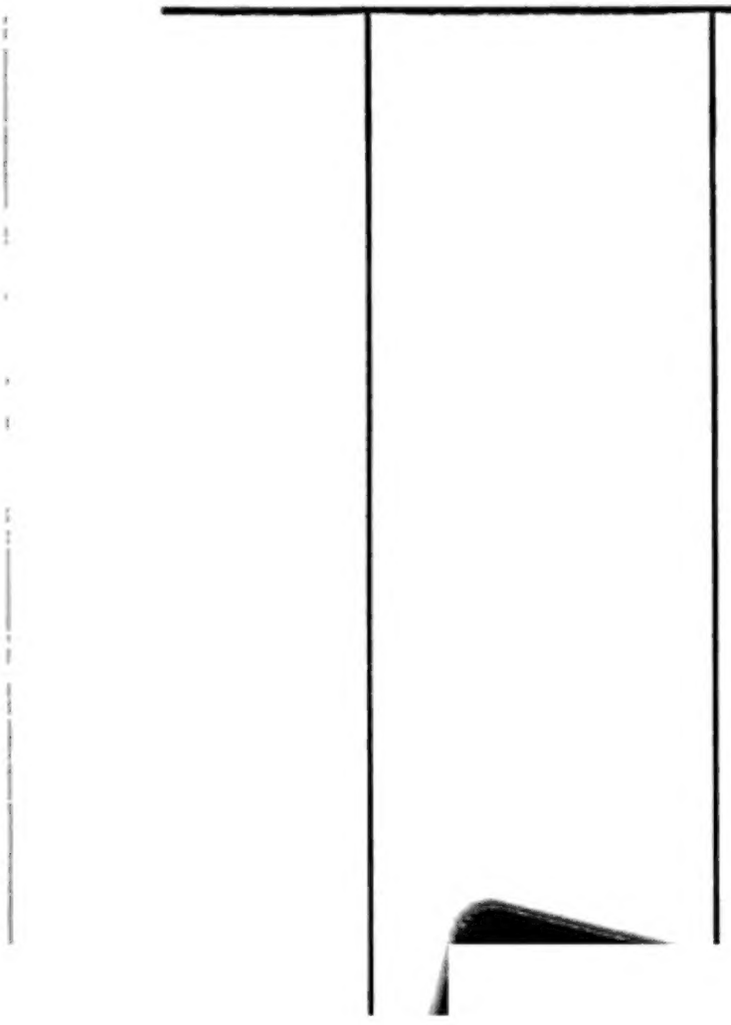
Digitized by Google

GR 340 .B7
Japanische marchen und sagen,
Stanford University Libraries
3 6105 041 724 639

GR
340
B7

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.



Digitized by Google

Digitized by Google